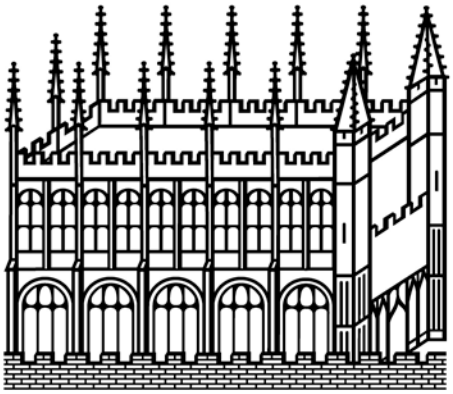

Bodleian Libraries

UNIVERSITY OF OXFORD

This book is part of the collection held by the Bodleian Libraries and scanned by Google, Inc. for the Google Books Library Project.

For more information see:

http://www.bodleian.ox.ac.uk/dbooks

This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 2.0 UK: England & Wales (CC BY-NC-SA 2.0) licence.

~~UNS 22 g 3~~

Vet. Ger. III A. 291

Ludwig Börne's

Gesammelte Schriften.

Dritter Band.

Geſammelte Schriften

von

Ludwig Börne.

Neue voll-ſtändige Ausgabe.

Dritter Band.

Verlag der Börne'ſchen Schriften.

Hamburg.
Hoffmann & Campe.

Frankfurt a. M.
Literariſche Anſtalt.
(Rütten & Löning.)

1862.

LIBRARY OF THE TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
31 JUL 1950
OF OXFORD

Druck von Trömner & Dietrich (früher Hotop) in Cassel.

Inhalt.

Schilderungen aus Paris.

(1822 und 1823.)

		Seite
I.	Franzöſiſche Sprache	3
II.	Lebens-Eſſenz	22
III.	Geld-Schwindſucht	24
IV.	Das Gaſtmahl der Spieler	30
V.	Stern und Steuermann	43
VI.	Die Läden	45
VII.	Der Greve-Platz	52
VIII.	Talma	61
IX.	Le roi des Aulnes (Elégie)	64
X.	Die Leſekabinette	73
XI.	Das engliſche Speiſehaus	80
XII.	Der Garten der Tuilerien	86
XIII.	Polichinel Vampire	101
XIV.	Verſailles	106
XV.	Die Erſtaminets	109
XVI.	Das Ludwigs-Feſt	119

		Seite
XVII.	Gloire	122
XVIII.	Gefrorenes	131
XIX.	Die Schwefelbäder bei Montmorency . . .	135
XX.	Die Vendome-Säule	156
XXI.	Gretry's Herz	161
XXII.	Die Anſchlagzettel	171
XXIII.	Septennalité	182
XXIV.	Ariſtokratismus des Geiſtes	190
XXV.	Die engliſche Schauſpieler-Geſellſchaft . . .	196
XXVI.	Die Induſtrie-Ausſtellung im Louvre . . .	207

Aus meinem Tagebuche 297

Schilderungen aus Paris.

(1822 und 1823.)

I.

Franzöſiſche Sprache.

Wir gemeinen deutſchen Bürgersleute, die wir in unſerer Jugend keine franzöſiſchen Gouvernanten gehabt, ob zwar Gouverneurs genug, benutzen gern den Aufenthalt in Frankreich, uns in der franzöſiſchen Sprache zu vervollkommnen. Wir erfahren aber bald, daß es damit ſchwer geht und ſehr langſam; was Hänschen nicht lernt, holt Hans nicht nach. Bleibt ein deutſcher Welt- oder Geſchäftsmann ein Jahr oder auch längere Zeit in Paris, dann lernt er zwar mehrere Variationen über ſein altes bon jour ſprechen, doch das iſt Alles. Hat aber ein Deutſcher das Unglück, von der gelehrten Klaſſe zu ſein, und die Eitelkeit, ſich als Mann von Verſtand zeigen zu wollen, dann geht es ihm noch ſchlimmer. Dieſe Eitelkeit aber wird in Paris leicht rege ge-

macht. Die Franzoſen haben vor einem deutſchen Gelehrten einen ungeheuern Reſpekt, einen größern, als ſie vor einer Encyklopädie in hundert Folio-bänden haben, denn ſie ſchätzen ihn zweihundert Bände ſtark. Kommt es aber zur Anwendung, zum Reden, Schreiben, zur künſtleriſchen Darſtellung, zum Geſpräche, dann lachen ſie ihn aus, und wenn ſie dem Gelehrten nicht ſagen: Du biſt ein Vieh! ſo unterlaſſen ſie es blos aus Artigkeit, aber ſie denken es gewiß. Nun wird der deutſche Gelehrte hitzig, und er will zeigen, daß Etwas in ihm ſteckt. Aber was kann er in geſelligen Zweikämpfen gegen Franzoſen gewinnen? Der Witz der Franzoſen iſt ein Degen, der eine Spitze hat, aber keine Schneide; der Witz der Deutſchen iſt ein Schwert, das eine Schneide hat und keine Spitze, und der Stechende beſiegt den Hauenden immer. Jetzt wird der Gelehrte noch hitziger, er muſtert ſeine ſchönſten Gedanken und rüſtet ſich fürchterlich. Da gewahrt er aber mit Schrecken, daß das Beſte, was er weiß und fühlt, ſich im Franzöſiſchen gar nicht ſagen läßt, und er ſenkt ganz demüthig ſeine Flügel. Vergebens bereitet er ſich vor, vergebens durchblättert und zerknittert er das Wörterbuch der franzöſiſchen Akademie: er findet keinen Ausdruck für ſeine innere Regung. Seit 1819 ſteht in meinem Tagebuch

ein Gedanke, auf den ich mir Etwas einbilde — wie nun jeder Menſch ſeine Schwachheiten hat. Es iſt der: „X. iſt der Leithammel der deutſchen Ariſtokratie.....“ Den will ich heute Abend anbringen, dachte ich. Wie gebe ich das franzöſiſch? Anfänglich wollte ich in meiner Unſchuld Leithammel durch mouton Directeur überſetzen, und ich hätte vielleicht wohl gethan, dieſer erſten Eingebung zu folgen. Aber um vorſichtig zu verfahren, ſuchte ich im Wörterbuche auf, wie Leithammel heißt, und da fand ich: Le mouton porte-clochette. Es ſieht wohl Jeder ein, wie lächerlich ich mich gemacht haben würde, wenn ich geſagt hätte: Mr. d'X. est le mouton porte-clochette de l'aristocratie.... Und darüber ſoll Einer nicht toll werden? In Frankreich kann ich den Gedanken, in Deutſchland darf ich ihn in den erſten hunderttauſend Jahren nicht ſagen, und ſoll er nicht ungenoſſen verderben, muß ich ihn fideikommiſſariſch auf meine ſpäteſte Nachkommenſchaft zu bringen ſuchen.

Nachdem ich eine Zeit lang in Paris geweſen, kam eine wahre Leidenſchaft über mich, das Theater und die Literatur der Franzoſen in ihren eigenen Blättern zu kritiſiren; aber gleich nach dem erſten Verſuche verging mir alle Luſt zu ſolchem Unter-

nehmen. Einſt las ich in einem Blatte einen Artikel, überſchrieben: Bulletin musical, und unterzeichnet: Le vieux mélomane. Darin war unter Anderem von Webers Freiſchütz die Rede. Der alte Muſiknarr fing damit an, ſich zu entſchuldigen, daß er ſich etwas Weniges „de cette pauvre Allemagne“ beſchäftigen werde. Deutſchland in Beziehung auf Muſik arm zu nennen, fand ich nur unverſchämt, weil es kein gröberes Wort gibt, als unverſchämt. Dann hielt er Maria von Weber für ein Frauenzimmer, und das wollte ich nicht auf meine deutſchen Schweſtern kommen laſſen; denn eine Frau ſoll keinen Lärm machen, nicht einmal einen muſikaliſchen. Endlich erzählt er, der Freiſchütz habe bei den froids Allemands den lebhafteſten Enthuſiasmus erregt, und hierüber auch glaubte ich Einiges bemerken zu müſſen. Ich nahm mir alſo vor, einen Artikel dagegen zu ſchreiben. Ich verſah mich gehörig mit Wörterbüchern, Synonymiken und Sprachlehren, und fing zu laboriren an. Da ich mich gleich franzöſiſch zu denken bemühte, ſo verdroß das einige patriotiſche Gedanken, ſie blieben zurück und ließen mich im Stich. Für die Gedanken, die ich, ohne meinen Zweck zu verfehlen, nicht weglaſſen konnte, fand ich keine ganz entſprechenden franzöſiſchen Ausdrücke; kurz ich hatte meine er-

ſchreckliche Noth. Endlich brachte ich mit ſaurer Mühe nachfolgendes Schreiben an die Herausgeber jenes Blattes zu Stande: „Permettez-moi, Messieurs, de rectifier une petite erreur statistique qui s'est glissée dans votre bulletin musical d'aujourd'hui..... Vous parlez de l'opéra le Freyschutz de Maria de Weber, après avoir timidement demandé la permission à vos lecteurs, de vous occuper un peu de cette pauvre Allemagne. Ma patrie, grâce à la générosité française, n'est pas aussi pauvre, que le vieux mélomane parait le croire. Vos soldats ne nous ont pris que notre argent, perte que nous avons réparée depuis. .... Le vieux mélomane fait encore un plus grand tort à mes compatriotes, en soutenant, que l'opéra le Freyschutz a excité leur admiration. Nous aimons la musique de Weber, mais nous ne l'admirons pas, et nul Français n'ignore, qu'on peut être aimable sans être admirable. Le plaisir que Mr. de Weber nous a donné, quoiqu' étendu n'était pas profond pour cela, et ce n'est que la profondeur d'un sentiment agréable qui puisse éveiller l'enthousiasme. Le compositeur du Freyschutz est le premier Allemand qui ait créé une musique dramatique nationale,

car Mozart, pareil à Shakespeare, Raphael et à Buonaparte, était trop grand pour être national, un vaste génie n'ayant jamais de limites géographiques pour bornes. L'aristocratie et la populace en Allemagne ont depuis longtemps des opéras conformes à leur intelligence, mais le Freyschutz est le premier, qui réponde au tiers-état musical.“ Unterzeichnet: Un pauvre Allemand.

Nachdem ich den Artikel geendigt und mich erholt hatte, brachte ich ihn einem Freunde, daß er die Fehler darin verbeſſere. Mein Freund iſt zwar ein Franzoſe, war aber lange in Deutſchland geweſen und verſteht die deutſche Sprache vollkommen. Bei dieſem fand ich deſſen Bruder, einen Gelehrten, und noch einen Dritten, mir unbekannten, dem es aber, wie keinem Franzoſen aus dem wohlhabenden Stande, an literariſcher Bildung fehlen konnte. Der Artikel wurde laut vorgeleſen. Im Vorbeigehen will ich bemerken, daß ich den drei Herren ihren Aerger darüber, daß ſich ein Ausländer herausnehmen wolle, ſich über Franzoſen luſtig zu machen, ſehr deutlich anſah. Jetzt fing mein Freund zu verbeſſern an. Zuerſt die grammatikaliſchen Fehler; das war recht. Dann bemerkte er mir bald von dieſer, bald von jener Phraſe, ſie ſei nicht im Geiſte der franzöſiſchen Sprache. Ich

erwiederte: das wolle ich leicht glauben und er ſolle nur den Satz ändern und den Gedanken auf gut Franzöſiſch ausdrücken. Mein Freund drückte, ſein Bruder drückte, der Unbekannte drückte, aber ſie drückten Nichts aus, noch heraus. Ich ging voller Schadenfreude im Zimmer auf und ab und ließ ſie ſich die Köpfe zerbrechen. Endlich blieb es dabei: Das und Jenes könne man im Franzöſiſchen gar nicht ſagen. Nun bitte ich euch, was iſt das für eine Sprache, in der man gewiſſe Dinge gar nicht ſagen kann? Im Deutſchen kann man Alles ſagen. Kurz, die drei coaliſirten Franzoſen richteten mir meinen Artikel dergeſtalt zu, daß weder vom Ausdrucke noch vom Sinne das Mindeſte übrig blieb, und ſie verbeſſerten mich und dann ſich ſelbſt unter einander ſo ſehr, daß ich die corrigirte Handſchrift, die hier vor mir liegt, jetzt, nach einem Jahre, nicht mehr entziffern kann. So erinnere ich mich nur noch, daß ſie mir bemerkt: „une petite erreur statistique,“ wie ich mich im Anfange des Briefes ausgedrückt, könne man nicht ſagen. Ich fragte (weil ich ſelbſt darüber im Zweifel war), ob denn statistique nicht als Adjektiv gebraucht werden könne? Sie antworteten: das könne man allerdings, nur nicht in dieſem Sinne. Ich fragte: Warum nicht? Ob es gegen die Charte ſei, ob es die Polizei verboten, ob man in Paris nicht

jedes beliebige Adjektiv mit jedem beliebigen Substantiv verbinden könne? Sie erwiederten: in dieſer Verbindung ſei es nicht gebräuchlich. Ich ſagte: es ſoll aber auch nicht gebräuchlich ſein, ein Schriftſteller dürfe nichts Gebrauchtes, ſondern müſſe immer Friſches ſchreiben; ich bat, ich flehte — Alles vergebens. Sie ſagten: es wäre gegen ihr Gewiſſen, und ſie könnten mir die erreur statistique nicht nachſehen. Nun zeigt ſich aber aus dieſem Beiſpiel ganz deutlich, daß ſolche Aengſtlichkeiten der franzöſiſchen Sprache in einer gewiſſen Beſchränktheit des franzöſiſchen Geiſtes ihren Grund haben. Ein Deutſcher, welcher lieſt: „ein kleiner ſtatiſtiſcher Irrthum," faßt ſchon inſtinktmäßig auf, wie der Schriftſteller zu dieſem Ausdruck gekommen. Er hat geleſen, daß der alte Muſiknarr la pauvre Allemagne geſagt; alſo hat er die deutſche Nation für arm erklärt; alſo iſt dieſes ein Gegenſtand der National-Oekonomie; alſo kann man von einem ſtatiſtiſchen Irrthum reden. Es ſcheint aber, der Franzoſe kann ſolche Geiſtesſprünge nicht machen, oder, was wahrſcheinlicher iſt, er hält ſie für unanſtändig. Eine Sprache iſt aber nur dann reich zu nennen, wenn ſie — wie die Mathematik in ihrer Art — fertige Formeln von bekannten und anerkannten Sätzen und Schlüſſen hat, die man nicht erſt nach-

zudenken braucht und die nur als Brücken dienen, über welche man zu neuen Schlüſſen gelangt.

Es iſt leicht zu erklären, wie die franzöſiſche Sprache die allgemeine Umgangsſprache der höheren Stände werden konnte. Sie kam dazu, weil ſie für den Mittelſtand des Geiſtes gerade ausreicht, und es der Mittelſtand des Geiſtes iſt, durch welchen die höheren Stände aller europäiſchen Völker verwandt ſind. Der franzöſiſche Sprachſchatz beſteht ganz in Silbermünze; ſie hat kein Kupfer wie die deutſche, und ein ſchlechter franzöſiſcher Schriftſteller ſchreibt nie ſo ſchlecht, als ein ſchlechter deutſcher ſchreibt. Dagegen mangelt es ihr aber auch am Golde der deutſchen Sprache. Daß aber die Vorzüge der letztern vor der erſtern im größern Reichthum des deutſchen Geiſtes ihren Grund haben, ergibt ſich daraus, daß die wenigen franzöſiſchen Schriftſteller, die deutſchen Geiſt haben, den beſten deutſchen Schriftſtellern gleichkommen. Rouſſeau, Frau von Staël und Benjamin Conſtant werden von keinem Deutſchen übertroffen; aber ſie ſind geborne Schweizer, alſo mehr Deutſche als Franzoſen, und die beiden Letztern waren lange in Deutſchland und haben aus deutſchen Büchern und im Umgang mit gebildeten Deutſchen deutſchen Geiſt geſchöpft. Die politiſchen Werke Benjamin Conſtant's zeichnen ſich vor denen der

andern franzöſiſchen Schriftſteller vortheilhaft aus; man erkennt aber leicht, daß es der deutſche Geiſt in ihm iſt, der ihm den höhern Rang verſchafft. Es gibt viele liberale politiſche Schriftſteller in Paris, die mit Geiſt, mit Kraft ſogar, mit Witz gewiß, ſchreiben. Sie treffen haarſcharf; aber weil das Inſtrument, mit dem ſie treffen, auch haarſcharf iſt, fehlen ſie, ſo bald ſie nur um eine Linie zu weit rechts oder links abweichen. Ihre Kraft reicht nur für dieſe Stunde, für dieſen Anlaß aus, und ihr Witz gleicht dem Blitze: der Strahl zündet kein zweitesmal. Benjamin Conſtant aber, weil er breiter aufſchlägt, braucht nicht ſo haarſcharf zu zielen, er trifft doch den Nagel auf den Kopf. Seine Gründe ſind nicht blos für die Sache, die er eben vertheidigt, ſie ſind für jeden Rechtsſtreit zu gebrauchen, und ſein Witz iſt eine aushaltende Fackel.

Haben wir nun, ſo wie er gethan, die franzöſiſche Sprache beurtheilt, ſo kann man freilich ſagen: dieſem Urtheile iſt nicht blindlings zu trauen; denn natürlich wird Jeder ſeine Mutterſprache reicher als eine fremde finden, weil er jene beſſer zu benutzen weiß. Indeſſen iſt der Deutſche in wiſſenſchaftlichen Dingen unparteiiſch und wird auch dafür anerkannt, und er darf ſich alſo herausnehmen, die franzöſiſche Sprache, mit der deutſchen verglichen, bettelarm zu erklären.

Bedarf dieſe Armuth noch eines andern Zeugniſſes, ſo geben es die Franzoſen ſelbſt, indem ſie mit dem, was ſie beſitzen, ſo haushälteriſch thun. Die ſchönen Redensarten, die Kraft- nnd Witzworte, die glänzenden Stellen ihrer guten Schriftſteller werden nie vergeſſen, ſie erhalten ſich Jahrhunderte im Angedenken der ſich folgenden Geſchlechter, und jeder gebildete Franzoſe weiß jene Stellen auswendig. Ein Beweis, daß deren nicht viele ſind. In Corneille's Horace wird dem Vater der Horatier die Nachricht gebracht, zwei ſeiner Söhne wären gegen die Curiatier geblieben, und mit dem falſchen Zuſatze: der dritte habe die Flucht genommen. Der Greis jammert über die Schande ſeines Sohnes, und da fragt eine Julie, welche eine „Dame romaine et confidente de Camille“ iſt, welche Camille „amante de Curiace“ iſt, welcher Curiace „gentilhomme d'Albe“ iſt — ſie fragt ihn: »Que voulez-vous qu'il fit contre trois?“ ..... „Qu'il mourût!“ antwortet der alte Horaz. Die Bewunderung der Franzoſen über dieſes qu'il mourût hat ſich jetzt ſchon zwei Jahrhunderte von Vater zu Sohn fortgepflanzt. Allerdings wäre dieſes qu'il mourût ſchön, wenn es einſam ſtünde; aber Corneille hat die Abgeſchmackheit begangen, es durch dreizehn nachfolgende Verſe zu paraphraſiren und zu

verdünnen und auf den Donnerſchlag ein langes Kindergetrommel folgen zu laſſen. Doch ſei es ſo ſchön, wie man wolle — wie würde man fertig werden, wenn man ſich ſolche Schönheiten aus Göthe's und Schiller's Tragödien merken wollte, Shakſpeare's gar nicht zu gedenken? In einer Fabel ſtreiten ſich Menſch und Löwe, wer von ihnen ſtärker ſei. „Schau dort!“ ſagte der Menſch, und zeigte auf ein Marmorbild des Herkules hin, der einen Löwen zerriß. „Wohl ſehe ich,“ ſagte der Löwe; „aber wäre die That kein Wunder, hätte man ſie nicht verewigt.“ ... Ein neuerer Schriftſteller hat vor Jahren, ich weiß nicht bei welcher Gelegenheit, geſprochen von „des mots étonnés de se trouver ensemble.“ Dieſes iſt allerdings gut geſagt. Begegnet aber ſeitdem auch der originellſte Schriftſteller jenem Gedanken auf ſeinem Wege, kann er ihm nicht ausweichen; er ſagt auch: „des mots étonnés de se trouver ensemble,“ und wenn er ſich auf den Kopf ſtellte, kann er den Gedanken nicht anders ausdrücken. So haben ſie das unausſtehliche Wort: „brillant,“ das ſie ſo häufig anwenden, daß einem die Augen überlaufen. Alles, was ſie loben, iſt brillant; eine Geſellſchaft, eine Theater-Vorſtellung, Napoleons Regierung, eine Sitzung der Akademie, ein Gemälde, die Tapferkeit, die Schönheit,

jede Tugend. Von ihrer Jugend ſagen ſie: »La brillante jeunesse,“ ob zwar deren Vorzug und die Bürgſchaft, die ſie gibt, daß ſie beſſer werden wird als das vorige Geſchlecht, gerade darin beſteht, daß ſie nicht brillante iſt im Sinne des franzöſiſchen Wortes. Jouy, in einem ſeiner Werke, wo er empfindſam von ſeinen Jugendjahren ſpricht, erzählt von jenen ſchönen Tagen, wo er noch „brillant de santé et de jeunesse“ war. Die deutſche Sentimentalität ſeufzt aus einer andern Tonart. Und eine Sprache, die ihr ſeidenes Beutelchen ſo ängſtlich mit allen Fingern umklammert, wäre nicht arm zu nennen? Ich habe es dieſem und jenem Franzoſen oft ſelbſt geſagt: „Eure Sprache iſt eine wilde gegen die deutſche, die ihr barbariſch ſcheltet; ſie kann, wie die Peſcherähs, nur bis zu fünf zählen, und ich will euch das unwiderleglich beweiſen. Gebt mir ein Buch, welches ihr wollt, ich will es euch überſetzen, und ihr ſollt ſelbſt Richter ſein, ob der Ueberſetzung etwas fehle gegen das Original. Und vermag ich es nicht, ſo liegt es an der Beſchränktheit meines Talents, nicht an der deutſchen Sprache, und ein Beſſerer wird es beſſer zu Stande bringen. Dagegen will ich euch Werke genug geben, mit welchen eure erſten Schriftſteller nicht fertig werden ſollen.“ Sie nahmen dieſe Herausforderung nicht an, aber

überzeugt waren ſie doch nicht. Freilich machen ſie ſich ſeit einigen Jahren in Paris ganz munter an die ſchwerſten Dinge. Sie überſetzen den Schiller, Goethe's Fauſt und Iphigenie, Werners, Müllners Tragödien — in Proſa, verſteht ſich — doch wie ſie damit zu Staude gekommen, mag der Himmel wiſſen. Ich habe nie vermocht, mehr als vier Seiten von einer ſolchen Ueberſetzung zu leſen. Der Ueberſetzer von Werners Luther kündete mir einen Beſuch an, mich über Manches bei ſeiner Arbeit um Rath zu fragen. Er kam und fragte mich, was im Luther der Karfunkel bedeute — weiter fragte er Nichts. Ich erwiederte ihm: Darüber ſolle er ſich von einem Juwelier Auskunft geben laſſen, bei mir käme er zu ſpät. Es wäre eine ſchöne Zeit geweſen, da hätte ich die Karfunkelpoeſie am Schnürchen gehabt; ich hätte aber Alles rein vergeſſen. „La poesie de l'escarboucle!“ rief er voller Erſtaunen aus. Ich legte geheimnißvoll die Finger an den Mund. Sollte der Ueberſetzer des Buches etwas über Karfunkelpoeſie geſagt haben, ſo iſt es nicht meine Schuld, ich habe kein Wort verrathen.

Zum geſelligen Umgang dagegen iſt die franzöſiſche Sprache viel geeigneter als die deutſche. Und man halte dieſes nicht für einen geringen Vorzug; es wird ihr damit ein großer ſittlicher Werth zuerkannt.

Die deutſche Sprache, wie ſchon bemerkt, zahlt in Kupfer oder in Gold. Das eine verurſacht Gepäcke und wird läſtig, das andere iſt für die kleinen Bedürfniſſe der Unterredung nicht zu gebrauchen. Die Franzoſen aber kommen mit ihren Silberreden überall durch. In jeder Meinungsſtreitigkeit, die oft die beſte Würze der geſelligen Unterhaltung iſt, muß der Deutſche entweder ſeinen Gegner ſchonen, indem er nebenbei ſchlägt, und dann wird Nichts entſchieden, oder er muß ihn verwunden. Der Franzoſe aber hat an jedem ſpitzigen Worte einen ledernen Wulſt, er trägt den Degen in der Scheide und hat gar nicht nöthig, ſeinen Witz zu bezähmen, um ſeinem Gegner nicht wehe zu thun. Welche große Vortheile für die Geſelligkeit gewährt nicht ſchon das häufige Monsieur und Madame, das nach jedem dritten Worte gebraucht wird. Es werden in der Stadt Paris mehr Herren und Damen verconſumirt, als im ganzen deutſchen Lande. So ein Monsieur aber thut die Dienſte eines Gensd'armes; er verhütet Zänkereien. Hat man aber einmal Monsieur geſagt, koſtet es Mühe, hinzuzufügen: vous êtes une bête, oder eine andere Grobheit. Die Deutſchen ſind darin gewandter; ſie ſagen: Mein Herr, Sie ſind ein Flegel! Doch in ſolchen Fällen wird das: Mein Herr! ironiſch gebraucht. Um ihre reine Sprache nicht zu be-

ſchmutzen, ſind die Franzoſen ſo ſehr artig gegen einander. Je vornehmer Einer iſt, je höflicher behandelt er den Niedrigen. Ein franzöſiſcher Miniſter, ſelbſt wenn er in Amtsſachen einem Bürger ſchreibt, unterzeichnet: „Ich habe die Ehre, zu verbleiben.“ Der König ſelbſt, in ſeinen Ordonnanzen, nennt auch den letzten ſeiner Unterthanen Herr, ſelbſt wenn er ihn ſtraft. Er verordnet: „Dem Herrn N. wird wegen häufiger Preßvergehen das Patent als Buchhändler entzogen.“ Aber jeder Amts-Sekretär im kleinſten deutſchen Städtchen dekretirt: „Hat ſich der Johann Chriſtoph Peter unfehlbar morgen früh zehn Uhr auf der Amtsſtube einzufinden, um die ihm gnädigſt bewilligte Gratifikation, gegen Beſcheinigung, in Empfang zu nehmen.“ Der Deutſche iſt nur gegen Vornehmere höflich; wie eine Sphinx lächelt er freundlich nach oben und gebraucht nach unten die Krallen. Er führt über ſeine Courtoiſie italieniſche Buchhalterei, hat er eine Schmeichelei in's Soll geſetzt, ſchreibt er ſchnell eine Grobheit in's Haben. Jeder Regierungs-Kanzeliſt hält ſich für einen Statthalter Gottes auf Erden und iſt von Gottes Gnaden ein Grobian. Möchten ſich doch die deutſchen Autoritäten ihr barſches Weſen abgewöhnen! Möchten ſie doch bedenken, daß das Regiertwerden eine traurige Nothwendigkeit iſt, die man ſo viel als

möglich zu verſüßen ſuchen ſoll! Möchten ſie bedenken, daß im Staate die Freiheit der guten Bürger nur um der ſchlechten willen beſchränkt werden muß! Möchten ſie beſonders auf ihren Paß-Büreau's bedenken, daß um eines einzigen Spitzbuben willen, der ſich zuweilen unter tauſend ehrlichen Reiſenden findet, neunhundert neun und neunzig Ehrliche beläſtigt, aufgehalten und gequält werden müſſen; möchten ſie ſie darum mit Freundlichkeit und Artigkeit behandeln, ſie ſitzen heißen und ihnen auch einen Stuhl dazu hergeben und ſie gleichſam um Entſchuldigung bitten, daß man ihnen ſo viele Mühe mache! Ja, wäre ich Herr im Lande, ich ließe in allen Paß-Büreau's meines Reiches den ganzen Tag Kaffee und Wein ſerviren und den Reiſenden angenehme Romane und Reiſebeſchreibungen in die Hände geben, damit ihnen die Zeit nicht lang werde, bis die Reihe an ſie kommt. Das hielte ich für meine Schuldigkeit!

Sich die franzöſiſche Umgangsſprache anzueignen, fällt manchem Deutſchen ſchwer: ſie wird, wie das Tanzen, am beſten in der Jugend erlernt. Auch mit der Ausſprache hat man ſeine Noth. Ich habe es in fünf Vierteljahren noch nicht dahin bringen können, „des huitres“ verſtändlich auszuſprechen. Franzoſen haben mich verſichert, ſie erkennten den Deutſchen, auch wenn er ſchon Jahre lang in Frank-

reich geweſen, an der Ausſprache des B und P, die er nicht gehörig zu unterſcheiden wiſſe. Wenn der Deutſche B ſagt, hört es der Franzoſe für ein P. Es iſt dies um ſo ſchwieriger, da der Deutſche ſein eigenes B und P nicht gehörig unterſcheidet, und er nicht ausfinden kann, worin der Zauber liegt. Ich kam einmal dadurch in eine kleine Verlegenheit. Mein Name fängt mit einem B an. Als ich das Erſtemal zu meinem Bankier kam, um Geld zu holen, fragte er mich, wie ich heiße? Ich nannte mich. Darauf ließ er ein ungeheuer großes Kredit-Regiſterbuch nachſchlagen, das alphabetiſch eingerichtet war. Der Commis ſuchte und fand mich nicht darin. Ich hatte aber bemerkt, daß er weit hinten im ABC geſucht, und ſagte: „Ich ſchreibe mich nicht mit einem P, ſondern mit einem B.“ Das war aber tauben Ohren predigen, man verſtand meine Diſtinktion nicht. Der Prinzipal zuckte die Achſeln und ſagte: es wäre Nichts für mich angewieſen. Nun war in dieſem Falle nicht zu ſpaßen, das Mißverſtändniß konnte lebensgefährlich werden. Ich trat alſo an das Pult, ſtreckte meine ruchloſe Hand nach dem heiligen Kreditbuch aus, blätterte das ABC zurück, bis ich an das B kam, ſchlug dann mit der Fauſt darauf und ſagte: „Hier iſt mein Platz!“

Principal und Commis warfen mir grimmige Blicke zu; aber richtig, man fand mich dort.

Wenn ich, wie ich oben erzählte wie mir in Paris mein kritiſches Streben mißlungen, dabei nicht bemerkt habe, daß dieſes auch großen Theils an meiner unzureichenden Kenntniß der franzöſiſchen Sprache gelegen — ſo habe ich das nur darum unterlaſſen, weil ſich das von ſelbſt verſteht. Es wäre aber ſehr zu wünſchen, daß ein guter deutſcher Kritiker, der der franzöſiſchen Sprache vollkommen mächtig wäre, ſich nach Paris begäbe und dort ein kritiſches Blatt ſchriebe. Ich übertreibe nicht, wenn ich behaupte: er würde dadurch auf ganz Europa wirken. Zwar würde man ihn im erſten Jahre nicht ſehen und nicht hören und ſich um ſein Daſein gar nicht bekümmern. Im zweiten Jahre würde er Aufmerkſamkeit erregen, aber höchſt wahrſcheinlich im Verlaufe des Jahres todtgeſchlagen werden. Doch laſſe er ſich dadurch nicht abſchrecken. Hat er dieſe zwei Jahre mit Muth und Glück überſtanden, wird er ungeheuer wirken und der franzöſiſchen Literatur das werden, was Luther der deutſchen Kirche war. Die deutſche Reformation bedarf aber zu ihrer eigenen Vollendung — eines Luthers in Frankreich.

II.

Lebens-Eſſenz.

Nicht einem Strome, einem Waſſerfalle gleicht hier das Leben; es fließt nicht, es ſtürzt mit bedeutendem Geräuſch. Die Zeit wird nicht mit tauſend Liebkoſungen abgeſchmeichelt, und der Hunger iſt der einzige Zeiger, welcher die Zahl der verbrauchten Stunden ehrlich angibt. Wer lange leben will, der bleibe in Deutſchland, beſuche im Sommer die Bäder und leſe im Winter die Protokolle der Ständeverſammlungen. Wer aber Herz genug hat, die Breite des Lebens ſeiner Länge vorzuziehen, der komme nach Paris. Jeder Gedanke blühet hier ſchnell zur Empfindung hinauf, jede Empfindung reift ſchnell zum Genuſſe hinan; Geiſt, Herz und Sinn ſuchen und finden ſich — keine Mauer einer traurigen Pſychologie hält ſie getrennt. Wenn man in

Deutſchland das Leben deſtilliren muß, um zu etwas Feurigem, Erquicklichem zu kommen, muß man es hier mit Waſſer verdünnen, es für den täglichen Gebrauch trinkbar zu machen. Paris iſt der Telegraph der Vergangenheit, das Mikroſkop der Gegenwart und das Fernrohr der Zukunft. Es iſt ein Regiſter der Weltgeſchichte und man braucht blos die alphabetiſche Ordnung zu kennen, um Alles aufzufinden. Es iſt ſchwer hier, dumm zu bleiben, denn habe der Geiſt auch keine eigenen Flügel, er wird von andern emporgetragen. Doch verzweifle darum Keiner, der Beharrlichkeit gelingt Alles.

III.

Geld-Schwindſucht.

Paris iſt ein theures Pflaſter, und was dieſes Uebel noch größer macht, alle Landſtraßen, die zur Hauptſtadt führen, ſind vier Stunden im Umkreiſe auch gepflaſtert. Die liebe Natur, mit ihren Wieſen und Feldern, ihren ſäuſelnden Bäumen, ihrer erquickenden Luft, ihrer Milch, ihren Eiern, ihren Kirchweihfeſten, Weinleſen und ländlichen Tänzen, iſt eine ſo feine Spitzbübin, als ihre ſtädtiſche Schweſter, die Kunſt. Es iſt leicht in Paris, nicht blos ſein Brod, ſondern auch ſeinen Kuchen, ſeinen Wein, ſeine Auſtern zu verdienen, und was ſonſt noch der arme geplagte Menſch an Zubereitungen gebraucht, um einſt von den Würmern ſchmackhaft gefunden zu werden. Aber ſein Geld in der Taſche zu behalten, das iſt ſchwer — unmöglich, würde ich ſagen,

wenn das nicht ein Wort wäre, das dreißigjährige Sprachreinigung in dem Wörterbuche der Franzoſen ausgeſtrichen hat. Sich gegen den Verbrauch von Hunderttauſenden zu ſchützen, dafür gibt es ein ſicheres Mittel — man braucht ſie nur nicht zu haben; wie hält man aber wenige Tauſende zuſammen? Vergebens ſchnürt ihr den Beutel mit hundert gordiſchen Knoten zu, durch zahlloſe Poren dünſtet er unmerklich aus; ſein hohes, blühendes Gold verwandelt ſich in bleiches Silber; das arme Geſchöpf ſchwindet dahin, es ſtirbt, wir trauern.

Haben wir in unſerer kleinen Heimath die fünf Pforten der Sinnlichkeit verſchloſſen, dann können wir uns unbeſorgt auf die Polſter der Tugend niederſtrecken; in Paris aber erſtürmen die Lüſte unſer Herz, oder ſie ſchleichen ſich verkleidet ein, oder ſie ſuchen ſich neue Wege. Man lernt dort wenigſtens etwas Pſychologie für ſein Geld, denn viele Zweige der Begehrlichkeit lernen wir erſt kennen, wenn ſich Vögel darauf ſetzen und ſie ſchütteln. In den Mauern kleiner Städte bewahren uns oft Trägheit und Ungeduld vor großen Ausgaben. Möchtet ihr ein neues Kleid haben, müßt ihr dort erſt zum Kaufmann gehen und um den Preis des Tuches ſtreiten, dann zum Schneider, der, nachdem er eine Viertelſtunde um euch herumgezappelt, um das Maß zu nehmen,

euch vierzehn Tage auf den Rock warten läßt, und geht es auf Pfingſten, vier Wochen. Ihr bedenkt dieſe Weitläufigkeit und unterlaßt den Kauf. Ein theures Buch zieht euch an, glücklicherweiſe iſt es nicht gebunden, und der Buchbinder ſagt, wenn es planirt werden ſolle, müßte er trockenes Wetter abwarten und er könne nicht beſtimmen, bis wann er mit der Arbeit fertig würde. Ihr kauft das Buch lieber nicht. In Paris aber ſind Kleider und Stiefel fertig und zu beſtimmten Preiſen, und die Bücher in allen Straßen gebunden zu haben. Alles iſt gekocht, gebraten, vorgeſchnitten, ſogar die Nüſſe werden geſchält verkauft. Es hilft euch nichts, daß ihr die größere Hälfte des Tages im Zimmer bleibt, es wird euch Alles in's Haus gebracht, bis auf das warme Bad und die Wanne dazu. Jetzt geht ihr aus, einen weit abwohnenden Bekannten zu beſuchen. Den erſten Platz, wo Miethwagen ſtehen, ſeid ihr glücklich vorbeigekommen, auch den zweiten, aber die dritte Gelegenheit findet euch müde zu gehen und zu entſagen, ihr ſetzt euch ein und bedauert nur, es nicht früher gethan zu haben, denn der Preis für eine lange und kurze Fahrt iſt der nämliche. Beim Einſteigen iſt euch unaufgefordert ein dienſtwilliger Menſch behülflich; ihr müßt ihn bezahlen. Beim Ausſteigen öffnet euch ein anderer höflicher Menſch

den Kutſchenſchlag, und den müßt ihr wieder bezahlen. Ihr ſeid in die Nähe der großen Oper gekommen: die Plätze ſind theuer, ihr verſagt euch dieſes Vergnügen, ſpaziert die Boulevards auf und ab, und ſtellt philoſophiſche Betrachtungen an, die Nichts koſten. Jetzt hält euch einer jener tauſend Betriebſamen ein Theaterbillet für die Hälfte des Preiſes unter die Augen. Den letzten Akt der Oper und das Ballet könnt ihr ſehen; ihr kauft es. Ihr kommt etwas weit hinten zu ſitzen und bedauert, eine neue ſchöne Tänzerin nicht näher betrachten zu können. In dem Zwiſchenakte werden Ferngläſer zum Verkaufe angeboten; gut, daß man fünfzehn Franken fordert, für weniger hättet ihr vielleicht eins gekauft. Aber da kommt ein Anderer, der Gläſer auf den Abend vermiethet; dieſer Ausgabe entgeht ihr nicht. Jetzt iſt das Schauſpiel geendigt, ihr geht nach Hauſe, euer Weg führt am Café de Paris vorüber. Die Erfriſchungen ſind theuer, aber ihr wollt die Abendzeitung leſen. Ihr ſeid begierig zu wiſſen, wie Bertons Urtheil ausgefallen; ihr tretet hinein, Mitternacht iſt da, und ihr ſeid glücklich, wenn das eure letzte Ausgabe war und ihr an dieſem Tage nichts als Geld verſchwendet.

Sparſam zu leben fällt hier Menſchen von jeder Gemüthsart darum ſo ſchwer, weil Seele und Leib

zu gleicher Zeit verführt werden. Keine ſinnliche Luſt findet ſich ſo roh und niedrig, daß nicht ein Anhauch geiſtigen Lebens ſie veredelte, und kein geiſtiger Genuß iſt ſo rein abgezogen, daß nicht eine Beimiſchung körperlicher Reize ſeine Lockungen verſtärkte. Der ärgſte Lüſtling, der ſonſt nie daran gedacht, ſeinem Geiſte Nahrung anzubieten, wird hier ein Freund des Leſens, weil es Blumenwege ſind, die ihn zum Ernſte führen. Da iſt ein Werk tiefſinniger Unterſuchungen von Benjamin Conſtant, mit Bitterkeiten gegen die Machthaber überzuckert, wie ſie eines Jeden Gaumen ſchmeicheln! Da iſt ein neues Trauerſpiel, worin erſt geſtern Talma geſpielt! Da erſcheint ein Gedicht eines ſechszehnjährigen Mädchens, welches die Hingebung der barmherzigen Schweſtern während der Peſt von Barcelona beſingt! Da ein anderes Buch, worin man euch die Geheimniſſe der Carbonari verräth, deren es, wie die franzöſiſche Regierung neulich erklärte, ſechszigtauſend in Frankreich gibt, alle mit Dolchen bewaffnet, die in Deutſchland verfertigt werden! Und dann die zwanzig Blätter, die täglich erſcheinen und die nicht geleſen zu haben lächerlich iſt! . . . . Auf der anderen Seite werden Menſchen beſſerer Art mit geiſtiger Lockſpeiſe in den Schlingen der Sinne gefangen. So könntet ihr für weniges Geld euch recht gut ſatt eſſen, auch ſeid ihr

genügſam; aber ihr kehrt dennoch bei den theuerſten Speiſewirthen ein, nicht um feinere Leckereien, aber um feinere Geſellſchaft zu finden. Man ergötzt ſich an dem Gemiſche aller europäiſchen Völker, Sitten und Sprachen. Dort die grämlichen Engländer, die ſo verdroſſen-emſig die Kinnbacken bewegen, als würden ſie mit der Peitſche dazu genöthigt; hier die verlegenen Deutſchen, die das Herz nicht haben, ein lautes Wort zu ſprechen; hier die neuangekommenen Frauenzimmer, die mit Erſtaunen die Spiegel und das Silbergeſchirr betrachten; hier das drollige Lächeln der Kleinſtädter, die zum Erſtenmale Auſtern eſſen!

Es iſt angenehm, ſich in Paris Menſchenkenntniß einzuſammeln, aber es iſt koſtſpielig. Doch laſſe ſich darum Keiner von dieſer Reiſe abhalten. Wir Männer ſind ja darin ſo gut bedacht! Wo unſer Geld aufhört, beginnt unſere Philoſophie, und können wir in keinem Tilbury über die Straßen fliegen, gehen wir zu Fuße und ſind humoriſtiſch. Aber die Frauen — wer zum Herrſchen geboren, entbehrt ungeduldig! Wenn ihnen das Glück nicht auf's Freundlichſte lächelt, ſollen ſie die vaterländiſchen Freuden von Schwalbach und Kannſtadt genießen und ja nicht nach Paris kommen.

IV.

Das Gaſtmahl der Spieler.

Deutſche Handels- und ſonſtige Geſchäftsleute, die ſich weniger aus Büchern als aus Manuſcripten machen, glauben gewöhnlich, wir Stubengelehrten wären dumm in allen weltlichen ungedruckten Dingen; ſie halten uns für eine Art Nachtigallen, die nur im Stillen und Dunkeln munter ſind. Ich ſelbſt war lange dieſer Meinung und es war mir ein rechter Troſt, zu wiſſen, daß meine Gelehrſamkeit nicht übermäßig groß ſei. Ich bin aber von dieſer Anſicht zurückgekommen, beſonders ſeitdem ich in Paris lebe. Ich habe gefunden, daß wir General-Geographen mit Kompaß und Sternkunde leichter ſelbſt die Feldwege der großen Welt, als die Geſchäftsleute mit ihrer Specialkarte die Landſtraßen darin finden. Aus-

gerüſtet mit Hofbauer's empiriſcher Pſychologie und andern ſchönen philoſophiſchen Kenntniſſen, wußte ich, trotz meiner Jugend, mich in Paris vor jeder Prellerei zu ſchützen und verirrte mich nie auf den mäandriſchen Wegen der Liſt und Luſt. Mehrere deutſche Geſchäfsleute aber, die ich dort kennen gelernt, kamen ſchlimm weg und wurden in allen Artikeln, die ſie zu Hauſe nicht in ihrem Waarenladen führten, heillos betrogen. Ein Bremer Spediteur lobte mir ſeinen Lohnbedienten als die ehrlichſte Haut von der Welt. Ich kam, hörte, kannte ihn, und ſchloß aus transſcendentalen Gründen, daß der Kerl ein Spitzbube ſei. Er hatte als rüſtiger, junger Mann der Beſtürmung der Baſtille beigewohnt, war während der Revolution, die Kaiſerzeit eingerechnet, nach einander Kutſcher, Friſeur, Waſſerträger, Portier und Commiſſionär geweſen, nach der Reſtauration aber, wie viele Andere, Lohnbedienter geworden. Sechs und fünfzig Jahre alt, war er noch voller Sentimentalität. Er ſagte, all ſein Streben ſei, ſo viel Geld zuſammen zu ſparen, in ſein friedliches Geburtsdörfchen, an den lieblichen Ufern der Loire, zurückkehren zu können, um dort, fern von dem verdorbenen Paris, ſeine Tage zu beſchließen. Er unterrichtete den Bremer von allen ihm noch unbekannten Wegen der Liederlichkeit, um ihn davor zu warnen, Er konnte ihm beſonders die

Spieler und Spielhäuſer nicht ſchwarz genug ſchildern und ſprach mit Wehmuth von den laſterhaften Mitteln, die angewendet würden, Fremde ins Verderben zu führen. Da wäre unter andern ein großes Spielhaus, wo jede Woche zweimal offene Tafel für Fremde gehalten würde, an der man königlich ſpeiſe. Der Bremer, der als reicher Mann wohl ſchon fürſtlich gegeſſen haben mochte, aber königlich noch nie, bezeigte große Luſt, einmal in dem Lockſpeiſehauſe zu eſſen. Der ehrliche Lohnbediente zuckte warnend die Achſeln, aber den folgenden Tag erhielt mein Freund eine höfliche Einladung von der Spiel-Direction für ſich und noch zwei andere Perſonen gültig. Er forderte mich auf, ihn zu begleiten. Um fünf Uhr Nachmittags gingen wir in das bezeichnete Hotel. Mit der Zuverſicht, die ſich ein tugendhafter Mann Spitzbuben gegenüber fühlt, trat ich in das palaſtähnliche Haus. Aber mein Gott, was iſt der Menſch für ein Narr, und wie ſchwach ſind ſeine Augen, daß er ſich von jeder erlogenen Majeſtät, ſelbſt der des ſchlechteſten Tombacks, blenden läßt! Es war im Spieltempel Alles ſo feierlich, ſo ernſt, abgemeſſen und anſtändig, daß das humoriſtiſche Behagen, mit dem ich gekommen war, ſchnell verſchwand, und ich einige Stunden lang in der größten Verlegenheit war. Ich glaubte am Hofe Philipp's II. zu ſein, und es

bedurfte des Champagners und anderer edlen Weine, mein ſchwaches Herz wieder zu ſtärken.

Schon auf der Straße, vor dem Hotel, ward uns ſchlimm zu Muthe. Die glänzendſten Equipagen, Jäger hintenauf, kamen angefahren, und heraus ſtiegen nur Leute mit Ordensſternen und Bändern. Wir waren die einzigen Fußgänger, die ſich zeigten. Der Portier, als wir ſeiner Loge vorbeikamen, rief uns zu, wohin wir wollten? Wir antworteten, wir kämen, mit den Spielern zu eſſen! Der Portier lachte und ſagte, hier äße man nicht. Der Bremer zeigte ſeine Einladungskarte als Paß vor und wir durften weiter gehen. Wir traten in ein ebener Erde gelegenes Zimmer, wo ein Dutzend übermüthiger Lakaien ihr Weſen trieb. Der Bremer fragte: wo man äße? Erhielt zur Antwort: Hier nicht! — Wir gingen wieder hinaus, eine Treppe hinauf, wo wir den Speiſeſaal entdeckten. Der Bremer fragte die Bedienten, die noch mit Zubereitungen beſchäftigt waren: wann man äße. Die Schlingels gaben ihm keine Antwort. Wir ſtiegen wieder hinab, und gingen abermals in das Bedientenzimmer. Auf die Frage: was wir ſuchten? zeigte der Bremer zum Zweitenmale ſeine Einladungskarte vor, worauf man uns die Hüte abnahm und uns in die Geſellſchaftszimmer wies. Beim Eintreten bemerkte ich, daß mir mehrere

Herren ernſthaft auf die Füße ſahen, und ich gewahrte mit Schrecken, daß ich der Einzige war, der in Stiefeln erſchien. Ich ſetzte mich an einen Leſetiſch, um meine Füße zu verbergen und nur Kopf und Herz zu zeigen, und las einige Ultra-Blätter. Als ich wieder aufgeſtanden, kam ein großer, ſtattlicher Mann majeſtätiſcher Haltung, gleich Ludwigs XIV. ſeine, zu mir und fragte, wer ich wäre, und was ich wollte? Der Herr hatte das Kinn im Halstuche, was ein ſchlimmes Zeichen war; den Studioſen der Menſchenkenntniß muß ich die Lehre geben, daß man Leuten, die ihr Kinn im Halstuch tragen, zwar trauen ſoll, aber nicht viel. Ich überſah ſogleich das Mißliche meiner Lage, und hatte die Geiſtesgegenwart, mich anzuſtellen, als verſtünd' ich ihn nicht. Da ich ihm aber antworten mußte, beſchloß ich, eine Sprache mit ihm zu ſprechen, die er auch nicht verſtand. Aber welche? Das war die Frage. Zwar kennt in der Regel ein Franzoſe nur ſeine Mutterſprache; aber Spieler ſind Kosmopoliten und Polyglotten. Ich bereitete alſo in der Schnelle ein Zungenragout vom deutſchen Herr, dem italieniſchen Signore, und dem engliſchen Sir. Die Olla Potrida that ihre Wirkung. Es kam nämlich Alles darauf an, Zeit zu gewinnen, bis mein Bremer Freund, der ſich entfernt hatte, wieder herbei käme. Endlich erſchien dieſer, und ich gab

pantomimiſch zu verſtehen, das ſei der Mann, der über mich die beſte Auskunft geben könnte. Der ſtattliche Herr (wie ich ſpäter erfuhr, ein Marquis, von der Spielgeſellſchaft angeſtellt, in dieſem Hauſe die Honneurs zu machen) fragte den Bremer, als ihm dieſer unter mehreren Kratzfüßen bemerkt, er habe mich mitgebracht, wer er ſei? Der Bremer nannte ſich. Der Marquis erwiederte, er habe nicht die Ehre, ihn zu kennen; da zeigte der Bremer zum Drittenmale ſeine Einladungskarte vor. Jetzt hieß uns der Marquis willkommen, und als er vernahm, wir wären Deutſche, bemerkte er, er ſei auch in Wien geweſen: die Franzoſen nämlich halten Wien für die Hauptſtadt Deutſchlands und wiſſen nichts von unſeren glücklichen kleinen Föderativ-Staaten.

Man ging zu Tiſche. Ich habe zwar ſchon mehrere deutſche Höfe ſpeiſen ſehen, aber nur aus der Vogelperſpektive, von der Gallerie herab. Es war das Erſtemal, daß ich an einer fürſtlichen Tafel thätigen Antheil genommen, als wirkliches Mitglied. Welche Pracht und Herrlichkeit! Zum Glück war ich an jenem Tage nicht ſentimental geſtimmt, ſonſt hätte ich keinen Biſſen eſſen können. Ich hätte mir vorgeſtellt, daß alle dieſe Speiſen in Blut und Thränen gekocht ſind, von den Selbſtmördern und Verzweiflungsvollen vergoſſen, welche täglich in den Pariſer Spiel-

häuſern ausgeplündert werden. Doch muß ich bemerken, daß es ſich ſämmtliche Gäſte ſehr ſchmecken ließen, welches ein erfreuliches Zeichen von noch übrig gebliebener Tugend war; denn vollendete Spieler und Gauner leben bekanntlich wie die Anachoreten und eſſen und trinken wenig. In der Mitte der eirunden Tafel ſaß der Marquis und Ceremonienmeiſter, über Alle hervorragend an Geſtalt und würdigem Betragen. Unaufhörlich, während der ganzen Mahlzeit, brachten ihm Adjutanten verſiegelte Depeſchen, in Duodez, klein Quart und groß Folio, deren Siegel von bedeutendem Umfange waren. Der Marquis erbrach ſie, las ſie, ohne eine Miene zu verziehen, und reichte ſie dann einem hinter ihm ſtehenden Lakaien. Es ging in ſeiner Nähe her wie in einem Hauptquartier. Ich fragte meine empiriſche Pſychologie, was dieſe häufige Correſpondenz zu bedeuten habe? Sie antwortete mir: es wären unſchuldige Liebesbriefe, welche die Polizei mit dem Marquis wechſele. Jene ſtünde nämlich mit der Spiel-Direktion in den freundſchaftlichſten Verhältniſſen, und beide theilten ſich wechſelſeitig ihre anthropologiſchen Erfahrungen mit. Uebrigens ging es bei Tiſche langweilig genug her, und ich vermochte mir die Zeit nur dadurch zu verkürzen, daß ich in meinem Sinne ſcherzhafte und zeitgemäße Geſpräche mit der Geſell-

ſchaft pflog. So dachte ich, wie artig es wäre, wenn ich beim Deſert mich vom Stuhle erhübe und riefe: Meine Herren, wir ſind unter uns, laſſen Sie uns dieſes Glas auf das Wohl Napoleons II. leeren! — Oder wenn ich dem Marquis über die ganze Breite des Tiſches die Frage zuſchickte: ob er Schleiermachers Ueberſetzung des Plato kenne? — Oder wenn ich mit meinem Nachbar links über die Verderblichkeit der Hazardſpiele laut ſpräche, und meinen Nachbar rechts fragte: Franchement, Monsieur, que pensez-vouz des fausses années de voyage de Guillaume Meister, par Monsieur Pustkuchen?

Nach dem Eſſen und eingenommenen Kaffee begann das Spiel. Mein Bremer Freund bemerkte mir, wir Beide zuſammen hätten wohl fünfzig Franken, im Wirthshaus-Preiſe berechnet, bei Tiſche verzehrt, und es wäre doch ſehr undelikat, wenn nicht Einer von uns ſpielen wollte. Ich erwiederte ihm, wenn er zart ſein wollte, hätte ich nichts dagegen; ich ſelbſt aber würde nicht ſpielen. Der Bremer ſpielte, und trieb die Delikateſſe ſo weit, daß er zwölfhundert Franken verlor. Ich wiederholte unterdeſſen einige Betrachtungen, die ich an Hazardſpieltiſchen ſchon oft angeſtellt. Erſtens die: daß die Ernſthaftigkeit, mit welcher die Bankhalter ihr nichts-

würdiges Geſchäft treiben, ganz unerträglich ſei. Sie könnten immer etwas dabei ſcherzen; die giftigſten Schlangen hätten wenigſtens eine ſchöne Haut. Aber freilich iſt dieſe Ernſthaftigkeit eine der Todſünden der Menſchen; der ihnen eingeborne Hochmuthsteufel ſpricht ſich darin am deutlichſten aus. . Friedrich Schlegel mag thun und ſagen was er will, er wird nie das herrliche Wort vergeſſen machen, das er einſt ausgeſprochen: „Der Menſch iſt eine ernſthafte Beſtie.“ Ganz gewiß haben die alten römiſchen Senatoren, da die Gallier vor ihrer Stadt waren, kein wichtigeres Geſicht gemacht, als jeder Paß-Bureauiſt annimmt, wenn er uns ſignaliſirt. Am ärgerlichſten war mir dieſe Ernſthaftigkeit immer an Bankiers und andern Handelsleuten geweſen. Geld zählen und verdienen, und den Gewinn berechnen, iſt zwar ein ſehr heiteres Geſchäft, aber durchaus kein erhabenes, und es iſt gar nicht zu begreifen, warum jene Herren, wenn man auf ihr Comptoir kommt, eine ſo ehrfurchtgebietende Miene annehmen! — Die zweite Betrachtung, die ich an Hazard-Spieltiſchen anzuſtellen pflege, iſt folgende: Wenn man alle die Kraft und Leidenſchaft, die Seelenbewegungen und Anſtrengungen, die Aengſten und Hoffnungen, die Nachtwachen, Freuden und Schmerzen, die jährlich in Europa an Spieltiſchen vergeudet werden, wenn man dieſes Alles

zuſammenſparte — würde es ausreichen, ein römiſches Volk und eine römiſche Geſchichte daraus zu bilden? Aber das iſt es eben! Weil jeder Menſch als Römer geboren wird, ſucht ihn die bürgerliche Geſellſchaft zu entrömern, und darum ſind Hazard- und Geſellſchaftsſpiele, Romane, italieniſche Opern und elegante Zeitungen, Caſino's, Theegeſellſchaften und Lotterien, Lehr- und Wanderjahre, Garniſons- und Wachtparadendienſte, Ceremonien und Aufwartungen, und die fünfzehn bis zwanzig anliegende Kleidungsſtücke, die man täglich mit heilſamem Zeitverluſt an- und auszuziehen hat — darum iſt dieſes Alles eingeführt, daß die überflüſſige Kraft unmerklich verdünſte! Noch glücklich, daß es dem Menſchen nicht mit der Natur gelingt, was ſie mit der Menſchheit zu Stande gebracht; ſie hätten das Weltmeer ſchon längſt in Springbrünnchen zertröpfelt, und Vulkane in chineſiſche Feuerwerke verpufft, daß Sturm und Lava ja kein Verderben drohe!

Wir gingen nach Hauſe; ich an Leib und Seele geſtärkt, der Bremer aber ſehr verſtimmt. Er erzählte ſeinem ehrlichen Lohnbedienten, wie ſchlimm es ihm ergangen. Bei dieſer Gelegenheit ſah ich abermals, was die Franzoſen für liebenswürdige Menſchen ſind. Ein pedantiſcher deutſcher Sittenprediger, der, wie der Lohnbediente es gethan, den

Bremer vor Spielern gewarnt, hätte dieſen, nachdem er ſeine Warnung nicht geachtet, und dadurch in Schaden gekommen, mit Vorwürfen überhäuft und geſagt: Es geſchieht Ihnen Recht, warum haben Sie mir nicht gefolgt! Unſer edler Lohnbediente aber betrug ſich ganz anders. Anfänglich, als der Bremer ſein Mißgeſchick erzählte, lächelte er und ſchwieg, und dividirte wahrſcheinlich im Stillen, wie viel er von der Spielergeſellſchaft an Courtage zu fordern habe. Dann aber ſagte er blos: Beruhigen Sie ſich, mein Herr, Sie werden ein andersmal glücklicher ſein! Um ihn völlig aufzuheitern, erzählte er ihm mehrere Spieler-Anekdoten. Unter andern: Oben erwähnter Marquis, ehemaliger Emigrant und reſtaurirter Lump, habe das Glück gehabt, eine reiche Heirath zu ſchließen. In einer Nacht, da er ſein ganzes Vermögen verſpielt, habe er zuletzt das Landgut ſeiner Gemahlin gegen einen Engländer geſetzt und es verloren. Der Engländer ſei gleich vom Spieltiſche weg nach Mitternacht auf das vier Stunden von Paris entfernte Gut gefahren, und habe früh Morgens als Hausherr heftig an der Thürſchelle gezogen. Die Hofhunde hätten gebellt, der Gärtner gefragt, was er ſo früh befehle? Der phlegmatiſche Engländer aber habe ſich um Bellen und Fragen nicht bekümmert, ſondern habe Alles

mit Muße und Bequemlichkeit in Augenſchein genommen. Endlich ſei der Gärtner grob geworden, der Engländer habe ihn darauf bei der Bruſt gepackt und ihn mit den Worten: „Scher' er ſich zum Teufel, ich brauche ſeine Dienſte nicht mehr!“ zum Thore hinaus geworfen. Darüber ſei die Marquiſin aufgewacht, wäre im Nachtkleide ganz erſchrocken herabgekommen und habe den Engländer gefragt: was ihm gefällig wäre? Dieſer habe geantwortet: Nichts, er wolle in ſeinem Park ein wenig ſpazieren gehen, und habe der Marquiſin den Abtretungsſchein des Landgutes vorgezeigt. Die arme Frau wäre bald darauf vor Gram geſtorben. Die Pariſer Spielgeſellſchaft aber habe ſich gegen den Marquis, wie ſie es gegen ihre Schlachtopfer zuweilen zu thun pflege, ſehr großmüthig benommen, und ihn zum Honneurmachen in genanntem Hauſe angeſtellt, wofür er täglich hundert Franken Gehalt bekomme.

Dieſe artige Anekdote vermochte aber den verdrießlichen Bremer nicht aufzumuntern. Ich ſagte ihm: „Wären Sie ein gewöhnlicher Süddeutſcher, wie ich, hätten Sie freilich Ihr Geld nicht verloren; weil Sie aber als Norddeutſcher zartfühlend ſind, haben Sie geſpielt und ſind in Schaden gekommen. Ihr Verluſt entſpringt alſo aus einer edlen Quelle, und Sie ſollten ſich darum tröſten. Was liegt auch

daran? Sie brauchen ja nur eine Kleinigkeit auf jedes Stück Callico zu ſchlagen, um ſich reichlich zu entſchädigen. Weil wir gerade von Callico's ſprechen, lieber Freund, folgen Sie meinem Rathe, Sie werden mir es einſt danken. Kaufen Sie ſo viele Callico's zuſammen, als in Mancheſter aufzutreiben ſind, und zahlen Sie, was man fordert. Ich ſage Ihnen, die Welt iſt rund; heute roth, morgen todt. Wir legen uns gut engliſch zu Bette und ſtehen continentalſyſtematiſch auf. Es iſt heute Johannistag; denken Sie an mich!" ... Das wirkte; der Bremer drückte mir freundſchaftlich die Hand, und wir wünſchten uns gute Nacht.

V.

Stern und Steuermann.

Schöne Namen für ein Luſtſpiel von Clauren, oder für eine Erzählung von Laun, und es iſt eine wahre Verſchwendung, daß ſie hier dazu dienen müſſen, einen verwachſenen diplomatiſchen Bericht zu zieren! Im Palais Royal, auf dem Boulevard des Italiens und an einigen andern Orten zieht jeden Abend der Schein zweier Laternen die Aufmerkſamkeit der Vorübergehenden an; denn ihr Licht fällt durch ausgeſchnittene Buchſtaben, die mit ölgetränktem, rothgefärbtem Papiere überzogen ſind. Die eine Laterne zeigt einen Stern (l'étoile), und darunter die Worte: Journal du Soir; die andere gibt zu leſen: le Pilote, Journal du Soir. Die Etoile iſt ein Ultra-, der Pilote ein liberales Blatt. Vier Wochen hindurch habe ich kaum einen

Abend verſäumt, mich in der Nähe der Laternen zu ſetzen und aufzupaſſen. Ich kann auf Ehre verſichern, daß gegen ein Exemplar der Etoile vierzig Exemplare des Pilote verkauft werden! Wenn man den Zeitungskrämern die Hand fordernd hinreicht, ohne ſich zu erklären, welches Blatt man verlangt, geben ſie Einem immer den Etoile. Ja mir, da ſie meine Ausländerei gemerkt, gaben ſie verſchiedenemale das Ultra-Blatt, ohngeachtet ich den Pilote gefordert. Beweis, daß ſie an erſterem mehr verdienen, weil man es ihnen wahrſcheinlich unentgeltlich gibt. Die andern Nutzanwendungen kann man ſich von ſelbſt machen — sapienti sat, ſagt der Lateiner .... Das geht die Leſerinnen nichts an.

VI.

Die Läden.

Alexander der Große gab ſich viele Mühe, die Welt zu erobern, nur damit die Athenienſer von ihm ſprächen. Das wäre eine ganze Welt zu viel, um die Pariſer einen Tag, um ſie ein Jahr lang von ſich reden zu machen, eine Welt zu wenig. Es dahin zu bringen, müßte man die eroberte Welt auch wieder verlieren. Sich in dieſer Rieſenſtadt hervorzuthun, ſich in dieſem Ocean als einzelne Welle bemerklich zu machen, erfordert große Uebung, die aber keinem Eingebornen mangelt. In Deutſchland iſt Charlatanerie die Krücke eines lahmen Verdienſtes; hier iſt ſie die nothwendige Einfaſſung, von der entblößt, auch der ächteſte Diamant keine Blicke anzieht. Man muß es den Pariſern zum Lobe nachſagen: ſie wiſſen jede ſchöne Gabe zu würdigen, die

Tugend ſogar, nur muß ſie lärmen; ſelbſt Beſcheidenheit findet ihren Beifall, wenn ſie zu reden verſteht, ohne die Lippen zu bewegen. Das Verdienſt, das hier zu Grunde geht, an dem geht nichts zu Grunde. Von allen den Kunſtgriffen, die von Jedem in ſeinem Kreiſe angewendet werden, ſeine Perſon und ſeinen Beſitz auf das Vortheilhafteſte geltend zu machen, könnte man ein großes Buch anfüllen. Ich will dieſesmal nur einige der ſinnlichen Mittel erwähnen, welche die Waarenhändler gebrauchen, die Kaufluſt zu erwecken, und die Kaufluſtigen anzuziehen. In denjenigen Theilen der Stadt, wo die Theater, die öffentlichen Spaziergänge, die andern Sehenswürdigkeiten liegen, wo daher die meiſten Fremden wohnen und ſich umhertreiben, gibt es faſt kein Haus ohne Laden. Es kommt auf eine Minute, auf einen Schritt an, die Anziehungskräfte ſpielen zu laſſen; denn eine Minute ſpäter, einen Schritt weiter ſteht der Vorübergehende vor einem andern Laden, worin er auch die Waare findet, die er ſuchte. Die Augen werden Einem wie gewaltſam entführt, man muß hinaufſehen und ſtehen bleiben, bis der Blick zurückkehrt. Der Name des Kaufmanns und ſeiner Waare ſteht zehnmal neben, unter einander auf den Thüren, über den Fenſtern auf Schildern geſchrieben, die Außenſeite des Gewölbes ſieht aus

wie das Schreibbuch eines Schulknäbchens, das die wenigen Worte der Vorſchrift immerfort wiederholt. Die Zeuge werden nicht in Muſtern, ſondern in ganzen aufgerollten Stücken vor Thüre und Fenſter gehängt. Manchmal ſind ſie hoch am dritten Stocke befeſtigt, und reichen nach allerlei Verſchlingungen bis zum Pflaſter herab. Der Schuhmacher hat die Außenſeite ſeines ganzen Hauſes mit Schuhen aller Farben bemalt, welche bataillonsweiſe zuſammen ſtehen. Das Zeichen der Schloſſer iſt ein ſechs Fuß hoher vergoldeter Schlüſſel; die Rieſenpforten des Himmels brauchten keinen größern. An den Läden der Strumpfhändler ſind vier Ellen hohe, weiße Strümpfe gemalt, vor welchen man ſich im Dunkeln entſetzt, man glaubt, weiße Geſpenſter ſtrichen vorüber. So hat hier Jeder auch für die kleinſten Fiſche, die er fangen will, einen großen Haken. Auf eine edlere und anmuthigere Weiſe wird aber Fuß und Auge durch die Gemälde gefeſſelt, welche vor vielen Kaufläden ausgehängt ſind und gewöhnlich die Art des Verkehrs ſinnbildlich ausdrücken. Dieſe Gemälde ſind nicht ſelten wahre Kunſtwerke, und wenn ſie in der Gallerie des Louvre's hingen, würden Kenner, wenn auch nicht mit Bewunderung, doch mit Vergnügen vor ihnen ſtehen bleiben. Sie ſind zugleich treffende Sittenbilder aus dem Pariſer

Leben, und es ist darum so lehrreich als unterhaltend, sich mit ihnen zu beschäftigen. Ich will einige, die mir aufgefallen sind, beschreiben. Den Laden eines Shawls-Händlers ziert ein Bild mit sieben lebensgroßen Figuren; es führt die Ueberschrift: au serment. Drei Männer überreichen dreien Frauen mehrere Shawls und machen dabei mit den Händen feierlich betheuernde Bewegungen. Sie schwören, daß dieses ächte französische Shawls wären, und mögen wohl hinzusetzen, daß brave Franzosen englische Waaren verabscheuten, denn ein im Hintergrunde stehender Engländer wirft erboste Blicke auf das merkantilisch-patriotische Triumvirat herüber. Das ist die offene Bedeutung des Bildes; es hatte aber früher noch eine versteckte. Bis vor zwei Jahren nämlich waren die dargebotenen Shawls von weißer, rother und blauer Farbe, und die Kaufherren schwuren, daß dieses die ächten, jedem Franzosen theuern Farben wären; aber auf Gebot der hypochondrischen Polizei, die jedes Lüftchen fürchtet, mußte eine der Farben ausgelöscht werden. . . Unweit dem vorigen hängt am Hause eines Perrückenmachers ein Bild, das zwar schlecht gemalt ist, aber eine drollige Vorstellung enthält. Der Kronprinz Absalon hängt mit den Haaren am Baume, und wird von einer feindlichen Lanze durchbohrt. Darunter die Verse:

Contemplez d'Absalon le déplorable sort,
S'il eût porté perruque, il évitait la mort.

Ein anderes ſehr gut gemaltes Bild, ein Roſenmädchen vorſtellend, das knieend aus den Händen eines Ritters den Kranz empfängt, ſchmückt die Ladenthüre einer Putzmacherin. Das Mädchen ſieht ſo fromm und unſchuldig aus, daß junge Leute ohne Erfahrung, deren es aber in Paris keine gibt, daran irre würden, und vorübergingen, ihre Handſchuhe in einem andern Laden zu kaufen. . . Ein Vögelhändler zieht die Aufmerkſamkeit durch ein Gemälde an, welches die Arche Noah vorſtellt. Der ganze Prolog der Sündfluth iſt darauf gemalt. Die Arche liegt ganz gemächlich im Trocknen und wartet, bis die Fluth komme, ſie flott zu machen. Vater Noah ſpielt mit einem Affen und macht ein diplomatiſches Geſicht: er allein weiß, was vorgeht. In einer unabſehbaren Reihe kommen die vierfüßigen Thiere herbeigelaufen, ſich in die Arche zu retten. Sie gehen je zwei und zwei, aber ohne allen Geburtsrang, wie es in der Noth gewöhnlich iſt; der Löwe folgt dem Pferde, der Fuchs geht dem Eſel voraus, der Haaſe läuft dem Hunde nach. Es iſt ein herrliches Bild! Am anziehendſten wird aber Jeder, gleich mir, das Gemälde finden, das ein Profeſſor der deutſchen Sprache, und der ſeinem Namen nach ein geborner

Deutſcher iſt, vor ſeiner Wohnung im Palais Royal hängen hat. Ein Mann in den beſten Jahren und ohne Zweifel der Profeſſor ſelbſt, ſitzt mit einem Buche in der Hand in einem Lehnſeſſel, beſchäftigt, einem vor ihm ſtehenden Knaben ſeine Lection abzuhören. Etwas weiter zurück ſitzt ein wunderſchönes, junges Mädchen, und hinter ihm, über dem Stuhle gelehnt, ſteht ein rother Huſaren-Offizier, der nach aller mimiſchen Wahrſcheinlichkeit eine Liebes-Erklärung vorbringt. Das Mädchen zeigt mit dem Finger auf eine Stelle des Buchs, und der franzöſiſche Huſar, die Hand auf das Herz gelegt, ſcheint ihr nachzuſprechen: ick lie-be. Ich habe aus dieſem Bilde mit großem Vergnügen erſehen, daß deutſche Profeſſoren in Paris Welt bekommen. In unſerm Vaterlande wäre ein Sprachlehrer zu ſchüchtern, durch ein Aushänge-Schild bekannt zu machen, daß er Schule für den wechſelſeitigen Unterricht zwiſchen jungen Mädchen und rothen Huſaren-Offizieren halte.

Ich darf den neuen Bijouterie-Laden des Herrn Franchet in der Straße Vivienne nicht vergeſſen. Sechs Monate wurde an dieſem Laden gearbeitet, und die Glücklichen, welchen es gelang, einen Blick hinter die vorgehängten Tücher zu werfen, konnten nicht Wunder genug erzählen. Endlich vor drei

Wochen, am Geburtstage des Herzogs von Bordeaux, wurde die Bude geöffnet; Herr Franchet iſt nämlich der Juwelier der Herzogin von Berry. Dieſe Bude, ein kleines Zimmer von höchſtens zwanzig Fuß Länge, hat vierzigtauſend Franken gekoſtet, ſo prachtvoll iſt alles eingerichtet. Ueber dem Eingange nach der Straße zu ſind in zwei goldnen Kreiſen zwei ſorgfältig gemalte Wappen angebracht. Der eine Kreis umfaßt vereinigt das Wappen des franzöſiſchen und neapolitaniſchen Hauſes; der andere enthält ein etwas myſtiſches Wappen. Es ſind erſt die Kryſtalliſationspunkte zu künftigen Herrlichkeiten, Embryonen von Königreichen, Kronen in der Eierſchale — kurz, es ſteckt Etwas dahinter, und mag ſich alles auf den Herzog von Bordeaux beziehen. Hieſige bevollmächtigte Geſandten, die ihr Geſchäft verſtehen, werden gewiß nicht verſäumt haben, ihre Späher hinzuſchicken, um zu unterſuchen, ob nichts Erkleckliches heraus zu ziffern ſei.

VII.

Der Greve-Platz.

Ein aufgeſchlagenes Buch iſt Paris zu nennen, durch ſeine Straßen wandern heißt leſen. In dieſem lehrreichen und ergötzlichen Werke, mit naturtreuen Abbildungen ſo reichlich ausgeſtattet, blättre ich täglich einige Stunden lang. Es war zwei Uhr, da ich aus dem Hauſe trat. Unfehlbar um dieſe Zeit ſpielt der fleißige Tiſchler gegenüber ein Viertelſtündchen mit ſeinen Papageien; dann wird der Hobel von Neuem gerührt. Der deutſche Baron, mein Nachbar, war eben heimgekehrt und hüpfte, wie ein Spatz, aus ſeinem Tilbury. Ein leichtfüßiger Herr! Das Pferd, auf dem Wege zum Stalle, wird kaum fühlen, daß ſeine Laſt leichter geworden. Bald kam ich in die Straße Vivienne. Hier iſt das Paradies der weiblichen Welt, da findet ſich Alles, was die

Häßlichkeit braucht, ſich zu verbergen, und die Schönheit, ſich zu verrathen. Hüte, Blonden, Schleier, Geſchmeide von Gold und Edelſteinen, und Alles in ſo reichem und koſtbarem Vorrathe, daß ſelbſt eine Königin mit Bedenken wählen müßte. Vor einem Putzladen hielt eine glänzende Kutſche; der gemächlichen Dame öffnete ein Mohr den Schlag. Ich ſah mir das Wappen an — ein ganzes Stickmuſter von farbigen Feldern, nebſt Klauen- und Schnabelthieren aller Art. Fünf Minuten ſpäter warf ich den Blick durch die geöffnete Pforte des Tempels der Eitelkeit, und ſah für einen Hut einen Bankzettel hinlegen. Das waren, wenn nicht tauſend, wenigſtens fünfhundert Franken. Darauf wurden zwei Goldſtücke herausgegeben. Der Hut war ſchöner, als ihn eine männliche Feder beſchreiben kann: ein Paradiesvogel mit ſeinem ganzen Gefieder umſchimmerte den Kopf. Habe ſo etwas in meinem Leben noch nicht geſehen! Doch vielleicht hätte die edle Frau Rang und Reichthum gern für das hübſche Geſicht hingegeben, das neben mir lechzende Augen nach Hut und Bankzettel ſchickte. Ich ging weiter, ein kleiner Menſchenkreis zog mich an, ich drängte mich durch. Zwei Lumpenſammler waren in heftigen Wortwechſel gerathen. Ihr kümmerliches Gewerbe folgt dem des Bettlers. Der eine hatte einen handbreiten wollenen Lappen

im Kuhmiſt ausgeſtöbert, der andere als gleichzeitiger Entdecker machte Anſprüche darauf, hob drohend ſeinen Stock mit eiſernen Haken in die Höhe und ſprach mit wüthenden Geberden: veux tu lâcher cela? Unweit davon zeichnete ein Mann ſtehenden Fußes Etwas in ſeine Schreibtafel ein, ſo ernſt, ſo andächtig dabei, als hätte ihm der liebe Gott ſeine zehn Gebote in die Feder geſagt. Ein ſchnarrendes Gare! weckte ihn aus ſeinen frommen Träumen. Er mochte wohl ein Wechſelmäkler ſein, denn er war von der Seite der Börſe hergekommen. Jetzt ging ich den Perron hinab in das Palais Royal. Dieſes Luſtlager iſt wohl Jedem bekannt. Alles findet ſich hier, ſelbſt menſchliches Elend — nur nicht deſſen Schein. Die Armuth iſt vergoldet, der Hunger ſcherzt, das Laſter lächelt.

So war ich zwei Stunden lang umhergewandert und hatte auf allen Straßen das regſte Leben gefunden. Es hüpfte, ſang und lachte zwar nicht immer dieſes Leben, es ſchlich, ſtöhnte und weinte wohl auch — doch es lebte. Und in dieſer nämlichen Stunde, in dieſer nämlichen Stadt, athmeten vier Jünglinge ohne zu leben, denn, wenn nicht Verzweiflung, war Verklärung über ſie gekommen, ſchon waren ſie keine Menſchen mehr. Die Soldaten, welche wegen Theilnahme an der Verſchwörung von

Rochelle zum Tode verurtheilt worden, ſollten um vier Uhr auf dem Greve-Platz hingerichtet werden. Das hatte ich erſt auf der Straße erfahren. Vielleicht eine halbe Million Menſchen erfuhr dieſe Hinrichtung erſt aus der Abendzeitung. So iſt Paris! Es war ſchon vier Uhr. Ich warf mich in ein Cabriolet, noch den fürchterlichen Schauplatz zu erreichen. Den Palaſt der Tuilerien vorüber, den Tell's Enkel bewachen; das Louvre vorbei, aus deſſen Fenſter Carl IX. in der Bartholomäus-Nacht auf die Herzen ſeiner Unterthanen gezielt; am Pont-Neuf vorüber, worauf das Standbild des guten Heinrichs, deſſen fromme Augen der Richtſtätte gerade zugewendet ſind; bis auf den Chatelet-Platz — weiter konnte ich nicht dringen, die Wachen hielten den Weg geſperrt. Eine Brücke, pont-au-change genannt, geht auf dieſen Platz aus. Ueber dieſe Brücke, jenſeits der Seine her, wo das Gefängniß iſt, mußten die Verurtheilten geführt werden, um zum Greve-Platz, der am dieſſeitigen Ufer liegt, zu gelangen. Ein großes, mit einem Balkon verſehenes Speiſehaus gab den beſten Standpunkt, den traurigen Zug, der kommen ſollte, zu überſehen. Dieſes Gebäude ſteht auf der Stelle, wo le grand châtelet war, eine Burg, die Julius Cäſar erbaute, und deren Grundmauern im Jahre 1802 niedergeriſſen worden. Ich

ſtieg in den großen, herrlichen Saal, wo viele Menſchen guter Dinge waren. Ich ſah mitleidige Weiber mit bleichen Wangen und ſchwer gehobener Bruſt; aber ſie aßen und tranken doch. Der Dichter, welcher ſang: „Süß iſt's, vom ſichern Hafen aus Schiffbrüchige zu ſehen" — der kannte das menſchliche Herz! Keiner wagte die Empfindungen, die er hatte, laut werden zu laſſen, nur die Spione ſprachen Empfindungen aus, die ſie nicht hatten. Für dieſe Würmer war heute gutes Wetter, denn die Fäulniß iſt ihre Wiege. Höher als ſonſt ſpitzten die Horcher ihre Ohren, denn in dieſem Saale konnten Wein und Mitleid auch ängſtlich verſchloſſene Lippen öffnen. Einer kam, auch mir den Puls zu betaſten. Einen Blick zum Fenſter hinaus auf die Volksmenge und die bewaffnete Macht werfend, ſprach er mit ſpöttiſcher Miene vor ſich hin: „il leur faut quatre mille hommes pour quatre!" Ich ſchwieg. „Ces jeunes hommes ont bien merité un petit châtiment, ils ont voulu renverser le gouvernement, mais . . ." Ich ſchwieg. »Paris dort!" ſagte der ſentimentale Spion. Ich ſchwieg, aber ich dachte: Paris ſchläft nicht, es wacht, kennt die Furcht, bedenkt, zaudert und läßt geſchehen. Denn ſchliefe dieſer tauſendarmige Rieſe, und reckte ſeine Glieder und wendete ſich um, wie man es im Schlafe be-

wußtlos thut, dann würden an dieſer gedankenloſen Bewegung die Bajonette dort zerknicken und vier Mütter weinten nicht um ihre Söhne.

Jetzt wälzte ſich ein breites Gemurmel vom jenſeitigen Ufer herüber. Wir ſprangen von unſern Tiſchen auf und eilten auf den Balkon. Der Zug kam näher, die Verurtheilten, in bürgerlicher Kleidung mit entblöſtem Haupte, ſaßen rückwärts, je zwei auf einem Karren. Jeder hatte einen Geiſtlichen zur Seite. Die Jünglinge ſchenkten ihnen aber keine Aufmerkſamkeit, ſondern wendeten ihr Geſicht der andern Seite, der verſammelten Menge, zu, dieſe immerfort freundlich grüßend. Sie ſchienen ruhig, ja heiter. Sie zogen vorüber. Noch eine halbe Stunde vor ihrer Hinrichtung war der Prokurator des Königs im Gefängniſſe bei ihnen. Das Geſtändniß der Wahrheit hätte die Hoffnungsloſen vielleicht, eine willkommene Lüge ſicher gerettet. Sie ſchwiegen und ſtarben. Bald kehrten die Karren mit vier Leichnamen zurück. Die bewaffnete Macht ging auseinander. Die klugen Stellungen, welche dieſe genommen, das Volk im Zaum zu halten, hatte ich mit Bewunderung angeſehen. Schaudernd verehrte ich die Macht des menſchlichen Geiſtes, die Werke ſeiner Waſſerbaukunſt, wie er das Meer bändigt und der kleinen Kraft die Herrſchaft über die größere ſichert. Da,

zum erſtenmal in meinem Leben, fiel mir bei: Regierungen ſind wohl von Gott eingeſetzt — wie hielten ſich ſonſt manche!

Die Straße war frei geworden, ich ging nach dem Greve-Platz. Dort war man beſchäftigt, das Schaffot auseinander zu legen. Eimer mit Waſſer wurden über den blutgetränkten Boden ausgeſchüttet. Ich dachte an der Lady Macbeth Hand. Ich fragte Den und Jenen, wie die Jünglinge geſtorben. Sie waren feſten Schrittes die rothe Treppe hinaufgeſtiegen. Vive la liberté! waren ihre letzten Worte.

Die Nacht war angebrochen. Die Uhr des Stadthauſes wurde beleuchtet. Eine nachahmungswürdige Einrichtung! Der Greve-Platz iſt auf drei Seiten von Gebäuden umgeben. Die vierte Seite iſt offen und der Seine zugewendet. Das Hôtel de ville und alle Häuſer auf dem Platze ſind von alterthümlicher Bauart, wie auch in deutſchen Städten Märkte und Rathhäuſer beſchaffen ſind. Auf dem Greve-Platz findet ſich viel nachzuſinnen; was iſt hier nicht Alles geſchehen! Ich dachte: wenn Frankreich keine Humoriſten hat, ſie wohnen hier; wenn es keine Schelme hätte, ſie wären hier gewiß zu finden; wenn es die Empfindſamkeit nicht kennt, hier ſucht man ſie nicht vergebens. Denn Allen, die ſeit drei und dreißig Jahren auf dem Greve-Platz wohnen —

welche andere Wahl könnte ihnen bleiben, als über die Herren der Schöpfung zu lachen, Schelme zu werden, oder vor Wehmuth zu zerfließen? Ich hatte einen großen Gedanken: die Hauptſache iſt, daß man beim Leben bleibt! Die erſte Hinrichtung, die auf dieſem Platze geſchah, wurde im Jahre 1310 an Margarethe Porette, einer Ketzerin, vollzogen. Dieſe Unglückliche freilich hätte auch bei der größten Gunſt der Parzen ihr Leben nicht bis auf unſere Tage erſtrecken können. Aber die ſieben und dreißig Bürger, die bei einem Aufſtande am 24. Auguſt 1787, da das Volk noch nicht Herr war, von einer einzigen Gewehrladung der bewaffneten Macht fielen? Aber alle die Schlachtopfer der Revolution, die hier gemordet wurden? Aber Arena und ſeine vier Genoſſen, und der Chef der Chouanen, Cadoudal, die, beſchuldigt, dem erſten Konſul Bonaparte nach dem Leben getrachtet zu haben, hier hingerichtet worden? Wie geehrt lebten ſie jetzt! .. Und was iſt in dieſem Rathhauſe nicht Alles geſchehen! Ein Tollhaus iſt es zu nennen. Am 2. November 1793 beſchloß die Stadtgemeinde, daß ferner den Zuckerbäckern für ihre Näſchereien kein Zucker verabfolgt werden dürfe. Am 29. Pluvioſe des nämlichen Jahres: daß alle Perſonen für verdächtig zu erklären ſeien, die bei den Speiſewirthen

nur die Kruſte vom Brode eſſen und die Krume liegen laſſen! Ein Mitglied des Gemeinderaths bringt einige Wochen ſpäter eine Anklage gegen Diejenigen vor, welche die Haare der Guillotinirten kauften, beſonders gegen die alten Weiber, die ſich Perrücken daraus machen ließen! Am nämlichen Tage ſendete die Polizei die Liſte der gefangenen Perſonen ein. Deren Zahl belief ſich auf 7090, beiderlei Geſchlechts. Am 21. Floreal des nämlichen Jahres befiehlt die Gemeinde, die mitgetheilte Nachricht, daß man 1684 Staatsverbrecher guillotinirt oder erſchoſſen habe, wäre im Protokolle mit Ehren zu erwähnen! Fünf Tage ſpäter wurde beſchloſſen, daß das franzöſiſche Volk ein höchſtes Weſen anerkenne. Im Jahre 1804 gab die gute Stadt Paris in ihrem Rathhauſe dem Kaiſer Napoleon zur Feier ſeiner Krönung ein prächtiges Feſt. Am 29. Auguſt 1814 gab genannte gute Stadt auch Ludwig XVIII. ein Feſt, ſeine Rückkehr zu feiern. Lobenswerthe Unparteilichkeit!

So iſt Paris, ſo iſt der Menſch, ſo iſt die Welt!

VIII.

Talma.

Es war das erſtemal, daß ich ihn ſah. Er trat auf, und nach einer Viertelſtunde ſeines Spieles war ich erſtaunt, nicht erſtaunt zu ſein. Vielleicht beherrſchte mich jene Sinnestäuſchung, die wir auf Schiffen erfahren, welche uns vorſpiegelt, wir ſtünden ſtille und die Ufer gingen. Fortgezogen auf dem Strome der Empfindung, glaubte ich nicht bewegt zu ſein. Ich hatte keinen Maaßſtab für Talma's Größe, denn er ſtand zu entfernt von allen Schauſpielern, die ich je geſehen, um ihn abzumeſſen. Die Andern überrumpeln unſer Herz und benutzen die Verwirrung, die ſie angeſtiftet, uns diebiſch zu rühren; Talma kömmt uns keinen Schritt entgegen, er klopft nicht an unſre Bruſt, er öffnet die ſeine und läßt uns eintreten. So lange er ſpielte, glaubte ich den

Ernſt auf der Bühne und die Mummerei unter den Zuſchauern zu ſehen. Er ſtellte den Regulus dar in dem Stücke gleiches Namens von dem jungen Arnault, und beſſer als die Geſchichtſchreiber lehrte er uns die Seele jener großen Römer kennen, die ſo ungleich waren den Helden unſerer Zeit, weil ſie keiner kleinen Welt bedurften, um groß, und nicht geſiegt zu haben brauchten, um als Sieger zu erſcheinen. Wem die Natur vergönnt hat, einen Blick zu werfen in das große Herz eines alten Römers, der weiß auch abweſend, wie Talma den Regulus geſpielt hat; wem jenes die Natur verſagt, der hätte auch anweſend Talma's Spiel nicht verſtanden. Darum wäre es überflüſſig oder fruchtlos, beſchreibend davon zu ſprechen. Aber von den Zuſchauern will ich reden — wenn es ſolche gab. Denn nur wir Fremden waren ſo zu nennen, die Franzoſen alle ſpielten mit und bildeten den Chor, ganz im Geiſte der alten griechiſchen Tragödie, wenn auch in einer andern Geſtalt. Unter Deutſchen, die hundert Geſchichten und keine Geſchichte haben, möchte ich kein dramatiſcher Dichter ſein; es iſt ſchwer, dem kühlen Urtheile zu gefallen. Doch während der Fremde in einem Bildniſſe nur den Maler ſucht, findet der liebende Jüngling die wahren Züge ſeiner Braut in ihm und vergißt die Kunſt. Den Fran-

zoſen iſt der dramatiſche Dichter ein Zeiger ihrer Geſchichte. Gleichviel ob er von Gold oder von Eiſen iſt; er rückt von Erinnerung zu Erinnerung, und läßt er nur zur rechten Minute die Herzen ſchlagen, iſt er des Beifalls gewiß. Die armen Bühnencenſoren hier ſind ſehr zu beklagen. Sie löſchen in jedem neuen Stücke des Bedenklichen genug aus, da ſie aber das Gedächtniß der Zuſchauer nicht auslöſchen können, bleibt Alles bedenklich, was ihre Feder übrig gelaſſen. Die Begeiſterung, mit welcher jeder Vers beklatſcht wurde, der auf alte Großthaten, alte Helden, auf neue Unfälle und neue Hoffnungen anſpielte, vermag ich unmöglich zu beſchreiben. Man kann ſich des Mitleids nicht enthalten, wenn man ſieht, wie heißhungrig dieſe Menſchen an den Knochen ihres Ruhmes nagen. Ich aber, als das Schauſpiel beendigt war, wiederholte in meinem Sinne die Worte, die der Carthaginienſer Hamilkar geſprochen, als er in Rom Regulus, Senat und Volk erkannt:

De vertus, de fureurs, quel étrange assemblage,
Tout m'annonce aujourd'hui la chute — — de Carthage.

ſagen Hamilkar und Reim.

IX.

Le Roi des Aulnes.

Elégie.

Sollte der Setzer ein paar Buchſtaben in der Ueberſchrift glücklicher Weiſe vergeſſen haben, ſo wird der Herr Corrector dieſe Charade der klugen Nemeſis verſtehen und den Druckfehler gewiß nicht verbeſſern wollen .... „Das iſt eine kleinliche und heimtückiſche Kritik!“ — denkt vielleicht der edelmüthige Leſer. Freilich iſt ſie das; aber in Geiſteskämpfen auch iſt die Art der Guerillas die wirkſamſte, wenn ſich ein Volk gegen ungerechte Angriffe zu vertheidigen hat. Deutſche, die ihr Vaterland mit Verſtand lieben, müſſen es wiſſen, daß weniger die Leipziger Schlacht als der Leipziger Meß-Katalog uns über die Franzoſen erhebt. Es iſt wahr: ſo ganz ſchlechte und ſo viele ſchlechte Bücher, wie in Deutſchland, werden

in Frankreich nicht geſchrieben. Es iſt noch wahrer, daß die Franzoſen weit mehr große und viel größere Schriftſteller als die Deutſchen haben. Beneiden wir ſie aber nicht um ihre Vorzüge, ſie ſind zu theuer bezahlt. Wir Deutſche leben in einer literariſchen Republik: wir ſind geiſtesfreie Menſchen; bei uns darf Jeder ſchreiben, und ſo ſchreibt nun auch Jeder, wie ihm die Natur die Feder geſchnitten hat. Das iſt freilich Mißbrauch der Freiheit; aber wo Freiheit mißbraucht werden darf, da iſt auch ihr Gebrauch verſtattet. Die Franzoſen aber ſiechen in einer literariſchen Ariſtokratie; ſie ſind geiſteigene Menſchen; ſie kriechen vor allen Regeln, und als literariſche Höflinge denken, wollen und thun ſie nichts Anderes, als was die gnädigen großen Herren ihrer Literatur gedacht, gewollt und gethan. Die Deutſchen ſind Proteſtanten, die Franzoſen ſind Katholiken in Literatur und Kunſt. Da nun bürgerliche Freiheit mit einer alleinſeligmachenden Kunſt und Wiſſenſchaft nicht zu vereinen iſt, ſo muß die politiſche Revolution der Franzoſen auch eine literariſche zur Folge haben, und dieſe Veränderung fängt ſchon an ſich zu zeigen. Die literariſche franzöſiſche Welt theilt ſich in zwei Parteien, deren eine mit Wort und That für die klaſſiſche, deren andere für die romantiſche Literatur ſtreitet. Klaſſiſch nennen ſie die alther-

kömmliche, legitime, vertragsmäßige Literatur; romantiſch nennen ſie jeden Schriftſteller, der ſeinen eigenen Weg geht, ſich um Geſetz und Herkommen nicht viel bekümmert und zuweilen ein Wort anders gebraucht und lauter ausſpricht, als es im literariſchen Oeil-de-boeuf üblich war. Aber ſowohl die Anhänger als die Gegner der romantiſchen Literatur wiſſen eigentlich gar nicht, worin die Natur des Romantiſchen beſteht. Wie die Griechen alle Ausländer Barbaren nannten, ſo nennen die Franzoſen alle Literatur, die nicht franzöſiſch iſt, romantiſch, und da ſie Nichts, was nicht franzöſiſch iſt, verſtehen, ſo iſt ihnen Alles, was ſie nicht verſtehen, romantiſch. Es fehlt den Herzen und Köpfen der Franzoſen gewiß nicht an Geräumigkeit, aber ſie haben kein Hofthor, ſie haben nur eine Hausthüre, durch welche nichts Großes eintreten kann; was daher die Mannshöhe überragt, iſt ihnen romantiſch. Da ſie die Wolken für den Himmel anſehen, verſchmähen ſie oft den Himmel als Wolkendunſt; und weil ſie in jedem Brunnen mit Schaudern eine unendliche Tiefe erblicken, die zu den Antipoden führt, ſehen ſie jede Tiefe für einen Brunnen an, in den hinabzuſteigen höchſt lächerlich und gefährlich wäre und aus dem man ja viel bequemer, ſo oft man Durſt hat, einen Eimer heraufziehen kann. Ihr Herz ſchlägt nur bei

der klaſſiſchen Witterung der Monate September und Mai behaglich; ſteht aber die Empfindung einige Grad zu weit von dem Gefrierpunkte ab, dann heizen ſie ein oder trinken Limonade und verwünſchen das romantiſche Wetter. Den Humor, dieſe wilde und launiſche Demokratie der Gedanken und Empfindungen — das in der Breite, was die Romantik in der Höhe und Tiefe iſt — kennen die Franzoſen ſo wenig, daß ſie ihren eigenen Rabelais nicht begreifen und ihn für einen Satyriker halten. Die Magnet-Nadel ihrer Empfindung geht haarſcharf nach Norden, und ſehen ſie ſie abweichen oder gar oſcilliren, erheben ſie ein Jammergeſchrei, als nahe der Untergang der Welt heran. Dieſe literariſche Ariſtokratie, da ſie, wie ſchon oben bemerkt, der Entwickelung der bürgerlichen Freiheit hinderlich iſt, mußte den Franzoſen endlich drückend werden, und manche ihrer jüngern Schriftſteller werfen die Feſſeln ab und ſuchen eine Freiſtätte im Lande der Romantik. Hierbei zeigt ſich aber auch wieder eine höchſt ſeltſame Erſcheinung. Die Ultras nämlich ſuchen die romantiſche Literatur aufzubringen und befördern hierdurch den Proteſtantismus der Wiſſenſchaft und Kunſt; die Liberalen hingegen ſuchen den alten blinden Glauben an die klaſſiſche Literatur in Achtung zu erhalten; denn beide politiſche Parteien kennen zwar ihr Ziel, aber nicht

ihren Weg. Den Ultras gefällt die romantichſe Literatur, weil ſie glauben, die in romantiſchen Dichtungen zuweilen vorkommenden Nebel, Geſpenſter, Kreuze und Jammer wären das Weſentliche dabei und das Alles ſei dienlich, das Volk furchtſam, abergläubiſch, verliebt und dumm zu machen. Aus denſelben Gründen ſind die Liberalen der romantiſchen Literatur abgeneigt. Man erkennt hierin auch wieder, daß das Schickſal ein kluger Miniſter iſt und das Schaukelſyſtem ſo gut verſteht als Einer. Es weiß die Parteien in Frankreich auf Umwegen ſo zu leiten, daß jede Partei die Abſicht der feindlichen befördert, und dadurch die Ausſchweifung ihrer eigenen Leidenſchaftlichkeit wieder gut macht. Ein Deutſcher aber, der in Frankreich ſolches Treiben mit anſieht und wahrnimmt, wie ſo höchſt geiſtreiche Menſchen, als die Franzoſen, in ihrer Volksthümlichkeit ſo tief verſtrickt ſind, daß ſie nicht begreifen, was in Deutſchland jeder Schuljunge verſteht, — lernt endlich wählen und will lieber, wie deutſcher Geiſt, nackt und barfuß ſein, wenn auch zuweilen etwas frieren, als wie franzöſiſcher in engen Schuhen und Kleidern zuſammengedrückt ſein und glänzen. Freiheit iſt das Schönſte und Höchſte in Leben und Kunſt. Möge das deutſche Vaterland ſich dieſe Freiheit um jeden Preis bewahren! Möge es ſtolz auf die Ungerechtigkeit ſein, mit der

es ſeinen Goethe zu behandeln beginnt; möge es ſich des Undanks rühmen, welcher den, der ihn erleidet, wie die, welche ihn begehen, auf gleiche Weiſe ehrt. Daß Freiheit in deutſcher Kunſt und Wiſſenſchaft ſich erhalte, mußte der literariſche Oſtracismus gegen Goethe endlich verhängt werden. Ihn tadeln, heißt ihn achten.

Das Kapitel von der franzöſiſchen Unromantik auszuführen, iſt eigentlich hier nicht der rechte Ort; es wird ſich bald eine ſchicklichere Gelegenheit dazu finden. Ich habe es nur für anſtändig gehalten, die Erlkönigliche Majeſtät mit einigem Gefolge zu umgeben. Nämlich le roi des Aulnes, auf deutſch der König der Erlen, ſoll ſo viel heißen als der Erlkönig, ob zwar zwiſchen einem König der Erlen und einem Erlkönig ein großer Unterſchied ſtattfindet. Und zwar ſoll es heißen: der Goetheſche Erlkönig. Den haben ſie in einer Pariſer periodiſchen Zeitſchrift neulich überſetzt und ſind dabei ſo ächt franzöſiſch verfahren, daß es den deutſchen Leſern gewiß Spaß machen wird, etwas Näheres davon zu erfahren. Der Ueberſetzer hat nämlich das Gedicht filtrirt, es von allen romantiſchen Schmutztheilchen befreit, ſo daß das reinſte klaſſiſche Waſſer übrig geblieben iſt. Uebrig geblieben iſt eigentlich der rechte Ausdruck nicht; denn trotz der Fil-

tration hat ſich die Maſſe des Gedichtes vermehrt, ſo daß die Ueberſetzung noch einmal ſo groß als das Original iſt. Hören wir:

Qui passe donc si tard à travers la vallée?
C'est un vieux châtelain qui, sur un coursier noir,
Un enfant dans ses bras, suit la route isolée.
Il se plaint de la nuit qui voile son manoir;
Et l'enfant (ah! pourquoi troubler ces coeurs novices?)
Se rappelle en tremblant ces récits fabuleux
Qu'aux lueurs de la lampe, au vague effroi propices
Le soir, près des foyers, racontent les nourrices.

Il croit voir . . . . . il a vu, sous le bois nébuleux,
Un de ces vains esprits, de ces antiques gnômes,
Qui, railleurs et cruels, doux et flatteurs fantômes,
Se plaisent à troubler le songe des pasteurs:
Soit qu'ils poussent leur rire à de courts intervalles,
S'attachent aux longs crins des errantes cavalles,
Ou prêtent à la nuit des rayons imposteurs.

Voilant de tous ses pas les rians artifices
Le monstre, au bord des précipices,
Marche, sans les courber, sur la cime des fleurs,
Et de sa robe aux sept couleurs
Il a deployé les caprices,
A l'enfant qu'il attire il ouvre un frais chemin,
Fait briller sa couronne et sourit; dans sa main
Flotte le blanc troëne et les nénuphars jaunes.
»Mon père, dit l'enfant, vois tu le roi des Aulnes?«

Jetzt folgt der eigentliche dramatiſche Theil des Gedichtes, wobei Goethe's Gediegenheit gehörig paraphraſirt und in ſchöner breiter Scheidemünze aufgezählt wird. Endlich liegt das Kind in den letzten Zügen und ſpricht:

»Mon père! . . . il m'a saisi, je souffre . . . ah! sauve-moi!«

Und nun der Hauptſpaß. Es heißt ferner und bis zum Ende wie folgt:

Le châtelain frissonne: et l'enfant, plein d'effroi,
Se serre sur son coeur et demeure immobile.

Mais le vieux châtelain, pressant son coursier noir,
(Et l'enfant dans ses bras,) regagne son manoir.
Voilà les hautes tours et la porte propice.
Le pont mouvant s'abaisse; il entre; et la nourrice
Apporte sur le seuil un vacillant flambeau.
Le père avec tendresse écarte son manteau.
»Soyez donc plus discrète, il m'a durant la route,
Isaure, entretenu des esprits qu'il redoute;
Il criait dans mes bras, mais maintenant il dort;
Reprenez votre enfant — Oh! dit-elle, il est mort!«

Das iſt ächt franzöſiſche angewandte Romantik, und Jupiter, der in einer Kotzebue'ſchen Poſſe ſich an ſeinen Blitzen die Tabacks-Pfeife anzündet, hat ſich nicht hausbackner gezeigt! . . . Am Schluſſe des

Gedichts ſteht die Bemerkung: „Ce beau poème élégiaque, très peu connu, est de Mr. H. Delatouche, un des hommes les plus spirituels, et un des poëtes les plus distingués de notre temps.“ Goethe mag ſich dafür bedanken, daß man ſeiner bei dieſer Gelegenheit nicht gedacht.

X.

Die Leſekabinette.

Im Jahre 1789 hatte Paris nur ein einziges Leſekabinet; jetzt gibt es kaum eine Straße von Bedeutung, in der man nicht wenigſtens eines fände. Gut, daß ſie in den freien Tagen dafür geſorgt, der Volksbildung Brunnen genug zu graben; denn bei dem Belagerungszuſtande, worin ſich dieſe jetzt befindet, wären ſie verloren, wenn es nur eine Quelle abzuleiten gäbe. Das Leſen überhaupt, beſonders das Leſen der politiſchen Zeitungen, hat in der Volksſitte tiefe Wurzeln geſchlagen und man müßte den franzöſiſchen Boden vom Grunde aufwühlen, wollte man die allgemeine Theilnahme an bürgerlichen Angelegenheiten wieder ausrotten. Man muß es ihnen zum Ruhme nachſagen, daß es nicht blos eitle Neu-

gierde iſt, die ſie zu den Zeitungen lockt; denn wenn es dieſes wäre, könnten ihnen die Blätter, die öfter Betrachtungen als Geſchichten enthalten, wenig Befriedigung geben. Alles lieſt, Jeder lieſt. Der Miethkutſcher auf ſeinem Bocke zieht ein Buch aus der Taſche, ſobald ſein Herr ausgeſtiegen iſt; die Obſthökerin läßt ſich von ihrer Nachbarin den Conſtitutionnel vorleſen, und der Portier lieſt alle Blätter, die im Hotel für die Fremden abgegeben werden. Der Abonnent mag ſich jeden Morgen die Arme müde klingeln, der Portier bringt ihm nicht eher ſein Blatt, als bis er es ſelbſt geleſen. Für einen Sittenmaler gibt es keinen reichern Anblick, als der Garten des Palais-Royal in den Vormittagsſtunden. Tauſend Menſchen halten Zeitungen in der Hand und zeigen ſich in den mannigfaltigſten Stellungen und Bewegungen. Der Eine ſitzt, der Andere ſteht, der Dritte geht, bald langſamern, bald ſchnellern Schrittes. Jetzt zieht eine Nachricht ſeine Aufmerkſamkeit ſtärker an, er vergißt den zweiten Fuß hinzuſtellen, und ſteht einige Sekunden lang wie ein Säulenheiliger, auf einem Beine. Andere ſtehen an Bäume gelehnt, Andere an den Geländern, welche die Blumenbeete einſchließen, Andere an den Pfeilern der Arkaden. Der Metzgerknecht wiſcht ſich die blutigen Hände ab,

die Zeitung nicht zu röthen, und der ambulirende Paſtetenbäcker läßt ſeine Kuchen kalt werden über dem Leſen. Wenn einſt Paris auf gleiche Weiſe unterginge, wie Herkulanum und Pompeji untergegangen, und man deckte den Palais-Royal und die Menſchen darin auf, und fände ſie in derſelben Stellung, worin ſie der Tod überraſcht — die Papierblätter in den Händen wären zerſtäubt — würden die Alterthumsforſcher ſich die Köpfe zerbrechen, was alle dieſe Menſchen eigentlich gemacht hatten, als die Lava über ſie kam. Kein Markt, kein Theater war da, das zeigt die Oertlichkeit. Kein ſonſtiges Schauſpiel hatte die Aufmerkſamkeit angezogen, denn die Köpfe ſind nach verſchiedenen Seiten gerichtet, und der Blick war zur Erde geſenkt. Was haben ſie denn gethan? wird man fragen, und Keiner wird darauf antworten: ſie haben Zeitungen geleſen.

In den Leſekabinetten abonnirt man ſich monatlich, oder man bezahlt für jeden Beſuch oder auch für jede einzelne Zeitung. Man findet dort alle Pariſer, und in den beſſern auch alle ausländiſchen Blätter. In dem Kabinette, welches der Buchhändler Galignani hält, das meiſtens von Engländern beſucht wird, finden ſich nicht blos alle engliſchen, ſchottiſchen und irländiſchen Zeitungen, ſondern auch die aus

den oſt- und weſtindiſchen Kolonien. Der lange Tiſch, worauf die engliſchen Zeitungen liegen, gleicht mit ſeinen Rieſenblättern einer aufgehobenen Speiſetafel, die mit hingeworfenen Servietten in Unordnung bedeckt iſt. An Größe übertreffen die engliſchen Zeitungen alle übrigen europäiſchen; nach ihnen kommen die ſpaniſchen, dann die franzöſiſchen, auf dieſe folgen die deutſchen, und die italieniſchen kommen zuletzt. Ich wollte ſchon den Satz aufſtellen, daß man an dem Format der politiſchen Blätter den Umfang der bürgerlichen Freiheit jedes Landes abmeſſen könne, als mich die Frankfurter Ober-Poſtamts-Zeitung, die in Folio erſcheint, von dieſer falſchen Theorie noch zeitig abhielt. In mehreren Leſe-Kabinetten fehlt es auch nicht an deutſchen Blättern; man nimmt aber Einiges daran wahr, was einen Deutſchen nicht wenig ſchmerzt. Die Allgemeine Zeitung etwa ausgenommen, werden keine deutſche Blätter in den Leſekabinetten eigens gehalten, ſondern ſie werden von den Pariſer Zeitungs-Redactoren, nachdem ſie ihren Gebrauch davon gemacht, den folgenden Tag dahin abgegeben. Alle andern ausländiſchen Zeitungen werden den franzöſiſchen gleich geachtet, jeden Morgen gefalzt, angenäht und gehörig aufgelegt. Die deutſchen aber werden als verſchmähte Aſchenbrödels behandelt und in einen dunkeln Winkel

oder packweiſe in eine Mappe geſteckt. Dieſe ſo gutmüthigen, ſtillen und beſcheidenen Zeitungen, die ihr letztes Stückchen Brod Jedem hingeben, der es fordert und lieber verhungern, als verſagen — wird der Himmel gewiß noch einſt für ihre Demuth belohnen! Zieht man nun das deutſche Zeitungspack aus der Mappe hervor, ſo finden ſich die Blätter zerriſſen, zerknittert, die Nummern liegen nicht in Ordnung, viele fehlen, und die Zeitungen der verſchiedenen Staaten und Städte ſind neben und in einander in der größten Verwirrung gelegt. In der preußiſchen Staatszeitung findet man überraſcht eine Beilage der Wiener Hofzeitung, in der Allgemeinen Zeitung ſteckt ein Kunſtblatt, der Nürnberger Correſpondent ſchließt eine Bauernzeitung ein, der öſterreichiſche Beobachter hält die Neckarzeitung liebend umſchlungen, und will man ein verlornes Stück des literariſchen Wochenblattes leſen, muß man ein Morgenblatt herumdrehen, worin jenes, Kopf unten, ſteckt. Das Journal de Francfort iſt in ſeiner wahren und natürlichen Geſtalt ſelten zu ſehen. Es iſt gewöhnlich ausgezackt wie ein Friſirkamm, weil die Pariſer Zeitungs-Redaktoren, aus deren Büreau es kommt, die deutſchen Nachrichten abgeſchnitten in die Druckerei ſchicken, und ſich dadurch die Mühe des Ueberſetzens erſparen.

Es herrſcht in dieſen Leſekabinetten die feierlichſte Stille. Nicht das leiſeſte Wörtchen vernimmt man, ob zwar dort nicht, wie in muſterhaften deutſchen Leſegeſellſchaften, der Paragraph der Statuten, der das Sprechen verbietet, an die Wand genagelt iſt, noch eine Schelle auf dem Tiſche ſteht, die Störenden zu mahnen. Wenn Franzoſen ſchweigen, ſo iſt dieſes ein unwiderleglicher Beweis, daß ihre Aufmerkſamkeit eifrig und ernſt beſchäftigt iſt; denn bei den andern Gelegenheiten, wie an Speiſetiſchen, machen vier Franzoſen einen größern Lärm, als der ganze weiße Schwan in Frankfurt am Main während der zweiten Meßwoche mit allen ſeinen Gäſten. Die Zeitungs-Kabinette ſind gewöhnlich mit Bibliotheken verbunden, die von den Beſuchenden mit wahrhaft jugendlichem Schulfleiße benutzt werden. Es iſt dieſes für unbemittelte Studirende und Literaturfreunde, oder für Solche, denen es an Bequemlichkeit häuslicher Einrichtung fehlt, eine ſehr wohlthätige Anſtalt. Man bezahlt monatlich ſechs Franken, und für dieſe geringe Summe kann man den ganzen Tag in einem ſolchen Kabinet arbeiten, hat im Winter Feuerung und Licht unentgeldlich und alle nöthigen Bücher bei der Hand. Viele ſind dort einheimiſch und verlaſſen das Kabinet blos, wenn ſie zu Bette gehen. Auch ſieht man da manche ehrwürdige, narbenvolle Veteranen, die ernſt,

ſtolz und wehmüthig auf die Erbärmlichkeit der Zeit herabſehen und, weil ihr Mund zu ſchmeicheln und ihr Arm zu drohen verſchmäht, die Waffen mit den Wiſſenſchaften vertauſchen und, ſei es um Brod oder um Beſchäftigung zu finden, den ganzen Tag emſig leſen, Auszüge machen und ſchreiben.

XI.

Das engliſche Speiſehaus.

In der Richelieu-Straße begegnete ich einem lieben deutſchen Freund. Es erquickt mich immer, wenn ich ihm begegne. Ein Rieſenjüngling, breite Bruſt, eine Stimme wie ein Bär. Schreitet er durch den Palais-Royal, zittern die zarten Kryſtallſcheiben der Läden und die Bänder der Hüte flattern wild durcheinander. Ich möchte dabei ſein, wenn er einem Mädchen ſagt: „Ich liebe dich!“ Sie hört ihn gewiß, und zwiſchen hören und erhören liegt in dieſem Falle nur eine kleine Pauſe. In ſeiner zierlichen franzöſiſchen Kleidung gleicht er dem Herkules am Spinnrocken der Omphale. Ein deutſcher Händedruck, und — „wohin, mein Freund?“ fragte ich. — „Zu Little Garravays!“ donnerte er. — „Iſt es ein der Little oder ein die Little? — „Es

iſt ein der Little, ein engliſches Speiſehaus, wo man meiſterhaft ißt; kommen Sie mit!“ — „Gut, ich bin dabei.“

Wir traten in einen kleinen Saal. Rule Britannia, God save the King, und andere ſolche ſtolze engliſche Lieder kamen mir ſogleich in den Sinn. So biſt du, England! dachte ich. Bedarf es denn immer der Klaue, daß man den Löwen erkenne? Auch nur eine Flechte ſeiner Mähne iſt oft genug. Die Franzoſen eſſen am meiſten mit den Augen. In ihren Speiſehäuſern iſt das Erſte, wonach ſie ſich umſehen, Brod, das Zweite Spiegel. Die Tiſche dort, ob zwar auch nur für zwei oder vier Perſonen eingerichtet, ſtehen in gemeinſchaftlichen Zimmern nahe bei einander; man ſieht ſich und man wird geſehen. Hier bei den Engländern aber iſt Alles ganz anders eingerichtet. Die Tiſche ſind durch ſpaniſche Wände von einander geſchieden, ſo daß Einem kein Fremder in den Mund ſehen kann; der Saal iſt in zwei Reihen Kloſterzellen eingetheilt. So biſt du, Engländer! Du willſt allein ſein und laſſen, du mit deinen eigenen, Jeden mit ſeinen Launen; du biſt ein unausſtehlicher Menſch, du biſt ein Republikaner. Du biſt häuslich auch außer deinem Hauſe, du willſt Etwas für dich ſelbſt vorſtellen, nicht blos ein Mauerſtein am Staatsgebäude ſein,

unter einer gemeinſchaftlichen Kalkdecke mit tauſend andern Steinen begraben. Recht ſo! ... Die Tiſche ſind zwar mit Tüchern bedeckt, aber Servietten bekommt man nicht. Doch iſt Jedem verſtattet, das Tiſchtuch nach Belieben zu verwenden. Alſo perſönliche Freiheit! Suppe wird nicht gereicht, man müßte ſie denn ausdrücklich fordern, und dann wird ſie beſonders bezahlt. Das Eſſen beginnt mit Roſtbeef, das ſanft blutet. Es kommt aber nicht, wie in franzöſiſchen Speiſehäuſern, in elenden dünnen Scheiben auf den Tiſch — ein Lurlei-Felſen wurde uns vorgeſetzt, ſo hoch und ſteil, daß ſelbſt die Rieſenhand des deutſchen Jünglings erſt hinanklettern mußte, um abzuſchneiden. Ein herkuliſcher Senf, der auch den verſtockteſten Augias-Kopf ſäubern könnte, begleitete das Roſtbeef. Dann folgte Gemüſe, woran, wie an hetruriſchen Vaſengemälden, nur die erſten naiven Regeln der Kunſt ſich ausſprachen. Es war nicht ſauer, nicht ſüß, nicht geſalzen, und drang Niemanden einen vielleicht unwillkommenen Geſchmack auf. Aber neben dem Salzfaſſe ſteht auf jedem Tiſche auch eine Zuckerbüchſe, ſo daß man ſich ſein Gemüſe nach Belieben zubereiten kann. Dann kommt eine Mehlſpeiſe, die mild, doch nicht ohne Kraft, wie ſie ſich für Männer ziemt. Den Schluß macht herrlicher Cheſter-Käſe, der aber nicht, wie in Paris üb-

lich, in Triangeln, Parabeln, Hyperbeln, Ellipſen oder andern winzigen Kreis- oder Kegelſchnitten, ſondern in ganzen Hemiſphären aufgetragen wird. Ein raſender Porter wüthet und ſchäumt in den Gläſern, und beſiegt auch den Stärkſten.

Der Habeas-Corpus-Akte erfreut man ſich nirgends ſo ſehr, als in dieſem engliſchen Speiſehauſe, und was dem Tiſche zur vollkommenen engliſchen Verfaſſung fehlt, iſt gerade das, was ihm am meiſten zur Empfehlung gereicht. Er hat nämlich keine magna Charta, wie die franzöſiſchen Reſtaurationen, wo die Charte payante unmäßig groß iſt. Der deutſche Jüngling glühte und zum Boxkampfe ballte ſich unwillkürlich ſeine Fauſt. „Freund!“ ſagte ich, „wir wollen uns heute nicht zanken, wie neulich beim Eſſen. Zwar bin ich ſelbſt voller Muth, denn ſo ein Roſtbeef iſt ein wahrer Radikal-Reformer einer fehlerhaften Conſtitution; Sie aber haben eine von der Natur octroirte, angeborne, alte Conſtitution, und das hat doch gleich ein anderes Anſehen. Alſo Friede!“ . .

Aber um uns herum war Kriegsgetöſe. Die Gäſte, wenige Engländer und viele Franzoſen, lärmten, ſchrieen, lachten, ſchlugen mit Meſſern und Gabeln auf den Tiſch und klirrten mit den Gläſern. Die Sache iſt auffallend und muß erklärt werden.

In den Pariſer Speiſehäuſern betragen ſich die Franzoſen ſo ruhig und beſcheiden, als wären ſie bei Privatperſonen zu Gaſte. Dieſe engliſche Reſtauration aber iſt neu, erſt ſeit Kurzem entſtanden, die Speiſeordnung weicht von der franzöſiſchen ganz ab, und da zeigte ſich denn wieder die franzöſiſche Nationalität. Nach Verhältniß des kleinern Schauplatzes betrugen ſie ſich eben ſo übermüthig, als im vorigen Jahre, da die engliſchen Schauſpieler in Paris auftraten. Sie machten ſich über Alles luſtig, ſie riefen: „Brott!“ womit ſie auf engliſch Brod ausdrücken wollten. An einem der Tiſche ſaß eine kleine wilde Schaar. Der Eine machte ſich ſein Gemüſe mit Zucker, der Andere mit Salz zurecht. Sie ſtritten, welches beſſer ſchmecke. Ein Dritter ſollte entſcheiden und wurde aufgefordert, dieſes mit Unparteilichkeit zu thun. „Seid ruhig,“ ſagte er — „je les mangerai avec impartialité.“ Großes Gelächter, ob zwar Jeder wußte, daß dieſes Witzwort aus einem franzöſiſchen Vaudeville genommen. Es iſt ein altes Stück, deſſen ganze Handlung darin beſteht, daß man um die Vorzüge zweier Hühner aus zwei verſchiedenen franzöſiſchen Provinzen ſich ſtreitet. Dort auch wird der Schiedsrichter zu ſtrengem Rechte ermahnt, worauf er ſagt: „Je les mangerai avec impartialité.“ Daß ſich die Franzoſen, wie erzählt, unartig betragen, muß man, bei dieſer wie

bei jeder andern Gelegenheit, nicht ärger nehmen, als es ist. Der Franzose ist nicht blos zu höflich, sondern auch zu gutmüthig, sich zu äußern, wenn ihm an einer einzelnen Person etwas lächerlich erscheint. Er ist aber in seinen Nationalsitten so verwachsen, daß, wenn er fremden Sitten und Gebräuchen in Masse begegnet, er auf einer Maskerade zu sein glaubt, und dann läßt er sich verleiten, sich Maskenstreiche herauszunehmen.

Die Deutschen, welche nach Paris kommen, werden gewiß das englische Speisehaus besuchen, es ist der einzige Ort in Frankreich, wo man deutsche Gründlichkeit findet. Das Haus liegt in der Rue Colbert, nahe bei der königlichen Bibliothek.

XII.

Der Garten der Tuilerien.

Es iſt noch gar nicht lange (erſt fünf Minuten), daß ich die Urſache entdeckt, warum ich in Paris ſtärker, häufiger und lieber philoſophire, als ich in Deutſchland gethan. Es iſt damit ſo arg geworden, daß ich, um in die Tuilerien zu kommen, den Weg über die Kritik der reinen Vernunft nehme, welches der kürzeſte Weg nicht iſt, ſondern der längſte. Ich thue es blos aus einer hypochondriſchen Aengſtlichkeit für die Geſundheit meines Geiſtes, die mich in Paris befallen. Eine bekannte diätetiſche Klugheitsregel ſchreibt vor, man ſolle ſich im nüchternen Zuſtande keinem anſteckenden Kranken nähern, ſondern vorher etwas genießen; auch wird in dieſem Falle angerathen, ſich den Mund mit Weineſſig auszuſpülen. Das Philoſophiren iſt mein Weineſſig, der mich gegen die

mancherlei Seelenkrankheiten ſchützt, von denen man in Paris angeſteckt werden kann. Man kann dort fangen: Habſucht, Unduldſamkeit, Gottloſigkeit, feinen Geſchmack, und des verſtorbenen Ritters von Zimmermann Perſonal- und Nationalſtolz. Dieſen Uebeln iſt man ausgeſetzt, ſobald man öffentliche Orte beſucht; ja das Zuhauſebleiben bewahrt nicht immer vor Anſteckung, denn die emſigen Zeitungen gehen mit Fiebern hauſiren. Beſucht man aber gar Salons und die Geſellſchaften darin, ſo kann man noch gefährlichere Uebel erwiſchen. Man wird da Liberaler, Ultra, Bauchredner, Mouchard, Corbonaro, Mitarbeiter oder Stoff des Reveil oder des Miroir. Darum rathe ich jedem Deutſchen, in Paris ohne Philoſophie nicht auszugehen, und ſo oft er Geſellſchaften beſucht, zuvor einige: Unſer Vaterland ſtill herzubeten. Ich kann die Deutſchen verſichern, daß ſie Nichts verloren, ſeitdem ich in Frankreich bin, vielmehr ſehr gewonnen. Ich liebe ſie jetzt, und mit der wahrſten, reinſten, uneigennützigſten Liebe — denn was könnten ſie einem gewinnſüchtigen Geiſte in Kunſt, in Wiſſenſchaft und im Leben mehr anbieten, als die Franzoſen? Aber ſie haben und gewähren Etwas, was den Franzoſen mangelt: die Freiheit im Denken und im Fühlen. Die Zerſtörung der Baſtille hat in Frankreich nur die Zungen frei

gemacht, die Herzen und Geiſter ſind noch eingeſperrt wie früher. Wer aber dieſe meine Wahl nicht billigt, wer nicht gleich mir eine freie Wüſte, und wäre ſie von Löwen, Hyänen und Schlangen bevölkert, vorzieht einem geſchloſſenen Paradieſe, und wäre es voll Goldäpfel und würde von Cherubim bewacht — den tadle ich nicht, aber ich beweine ihn.

Aus jener heilſamen Neigung zu philoſophiren ſind nicht blos die bisherigen Betrachtungen gefloſſen, die gar nicht zur Sache gehören, ſondern entſpringt auch folgende Bemerkung, die nicht weniger überflüſſig iſt. Mit ſo großer Mühe lernt und lehrt der Menſch ſo Vieles und Mancherlei zu keinem andern Zweck, als um ſich und Andern tauſend Freuden zu verderben! Die Wiſſenſchaft gleicht einer Chauſſee, die ein ſchmales und langes Gefängniß iſt, das man nicht verlaſſen darf, und rechts und links liegen die ſchönſten Felder und Blumenwieſen. Jede Kunſtregel iſt eine Kette, jedes Buch ein Thor — auch im andern Sinne des Worts — das ſich hinter den Eingetretenen zuſchlägt. Glücklich, die Nichts wiſſen und Nichts leſen! Wäre mir Hirſchfeld's Theorie der ſchönen Gartenkunſt bekannt, würde mir der Tuilerien-Garten wahrſcheinlich abgeſchmackt erſcheinen; jetzt aber gefällt er mir, und ich werde ihn ſehr loben. Er iſt zweckmäßig eingerichtet, und die Zweck-

mäßigkeit zur Schönheitsregel zu erheben ist so bequem und wirthschaftlich, daß sie gewiß in vielen Compendien der Aesthetik als solche aufgestellt sein wird. Engländern, die das Reisen lieben und also auch gern das Bild des Geliebten vor Augen haben, ist ein Garten ein Miniatur-Europa, in dessen Zügen sie einen kleinen Schaffhauser Wasserfall, ein kleines Chamouny-Thal, einen kleinen Golf von Neapel mit Wohlgefallen erblicken. Auch viele Andere ziehen englische Gärten vor: Verliebte, Deutsche, Philosophen, glückliche, unglückliche Menschen. Wäre aber der Garten der Tuilerien nicht, wie er ist, im besten französischen Geschmack, sondern im englischen, so wäre das sehr schlimm. Einen Trunkenbold, der täglich eine Flasche Rum trank, heilte sein Arzt — denn endlich hat man die Trunkenheit aus der Moral in die Medicin übergewiesen und hoffentlich wird man auf diesem guten Wege fortschreiten, bis man dahin gelangt, die Ropespierres-Leiden nicht in der Geschichte, sondern in Hufelands Journal der praktischen Heilkunde zu beschreiben — der kluge Arzt heilte ihn auf folgende Weise. Er ließ ihn täglich so viel Siegellack in die Flasche tröpfeln, als erforderlich ist, ein Petschaft abzudrücken. Auf diese Weise ward die Flasche täglich etwas weniges voller an Siegellack und leerer an Rum, und der Trunkenbold kam all-

mählig zu Verſtand und ohne Aufſehen zu erregen. War in dieſem Fall der Abgewöhnung von geiſtigem Getränk ſolche Vorſicht nöthig, wie viel nöthiger wäre ſie im Fall der Angewöhnung eines geiſtigen Genuſſes, und ein Sprung hierin wäre eben ſo gefährlich, als der Tuilerien-Garten, wenn er engliſch wäre. Das Herz eines ächt n Pariſers würde krank werden durch Erkältung oder durch Erhitzung, wenn er aus dem Kunſtkabinet des Palais-Royal ſchon nach wenigen tauſend Schritten in das Naturgeſchichtliche eines engliſchen Gartens träte — wenn ſein Ohr, ohne Zwiſchen-Saiten, plötzlich vom Schlangengeziſch des Rouletts zum Gemurmel eines Springquells, von den giftigen Locktönen einer Königin der Nacht zu den unſchuldigen Liedern der Nachtigallen überſpränge — wenn ſich ſein Auge vom Pharao-Tiſche zu einem Boulingreen wendete — wenn ſein Gefühl aus der breiten Sonnenfläche, worauf die, gleich Grenadieren des großen Kurfürſten, neben einander geſteiften und gedrechſelten Bäume ſtehen, plötzlich in das ſchattige Gewimmel eines friſchen Wäldchens träte. So aber bleibt er geſund, denn er tritt aus dem Palais Royal nur in einen Jardin Royal. Ich will den letztern beſchreiben, wie ich ihn an einem der erſten Frühlingstage geſehen.

Der Frühling kündigte ſich im Garten nicht durch Blüthenſtaub an, ſondern durch irdiſchen. Die Bäume hatten die Augen noch geſchloſſen, denn als Städter ſtehen ſie ſpäter auf wie Landbäume. Verrückte Engländer fahren vorbei in großen Reiſewagen; das Kammermädchen im ſeidenen Spencer inwendig, die Herrſchaft unter bäuerlichem Strohhut auf dem Bocke. Sobald der Frühling kommt, verlaſſen die Engländer Paris, um nach der Schweiz, nach Italien oder nach England zu reiſen. Ihnen iſt die Reiſekaſſe eine Spar- und Amortiſationskaſſe. Wenn in Deutſchland ein unzahlfähiger Schuldner die Flucht nimmt, um ſich vor ſeinen Gläubigern zu retten, flüchtet ein Engländer, um ſeine Gläubiger zu befriedigen. Eine Guinee iſt ſchon in deutſchen Gulden nicht aufzureiben, in franzöſiſchen Franken noch weniger. Es iſt, als würde außer dem Metallwerthe auch noch die Façon daran bezahlt, wie an einem Goldringe. Das reiche, glückliche Volk! Ein armer Teufel von Dichter in London, der nicht Geld genug hat, im November ſein Steinkohlenfeuer zu bezahlen, ſchifft nach Frankreich, wärmt ſich dort an der Sonne, und trinkt wohlfeiler feurigen Wein, als in ſeiner Heimath kaltes Bier. Geht es dem Schelme gar zu arg, iſt er noch enger beſchränkt, dann muß er freilich nach Neapel wandern, dort für einen halben Paol ſein

Abendmahl halten, und dabei die Sonne untergehen ſehen im blauen Meere! ... Ich folge dem engliſchen Reiſewagen mit den Augen nach, die ganze Rivoli-Straße hinauf, bis an das Garde-Meuble, wo er umbiegt. Auf dieſem Palaſt ſpielt der Telegraph. Spielen? Ach ja, er ſpielt wie eine Schlange in der Sonne. Fürchterlich! fürchterlich! Die langarmige Tyrannei! Neulich reiſte ein engliſcher Schriftſteller von Paris nach London. Er war ſchon drei Tage fort, ſtand in Calais am Bord des Schiffes; die Segel wurden gerückt — da ſchoß ihm von Paris der Telegraph wie ein Blitz nach. Er wurde feſtgehalten, und mußte, wegen Verdachts aufrühreriſchen Briefwechſels, vier Wochen im Kerker ſchmachten. Er ward unſchuldig befunden. Ich habe mir vorgenommen, den Moniteur durchzuleſen, von 1789 bis jetzt, und ein Beiſpiel aufzuſuchen, daß je durch den Telegraphen eilende Wohlthat zugeſendet, daß je Thränen durch dieſen Sturmwind getrocknet, daß er je dem Verurtheilten raſche Begnadigung zugeſprochen. Und finde ich nur ein einziges Beiſpiel ſolcher Art, dann will ich mich mit dem Telegraphen ausſöhnen. Doch ich vergeſſe — werden nicht neunmal jeden Monat die gezogenen Lotto-Nummern von dem Telegraphen durch ganz Frankreich geſendet, welche Troſt bringen: der weinen-

den Mutter unter hungrigen Kindern den Troſt — ſie werde glücklicher ſein in der nächſten Ziehung!

An jedem der Gitterthore des Tuilerien-Gartens ſtehen zwei Schildwachen, ein Schweizer und ein Franzoſe, die ſich wechſelſeitig bewachen und an Treue mit einander wetteifern. Es machte mir das größte Vergnügen, zwiſchen beiden ſtehend, mein weißes Taſchentuch herauszuziehen und wehen zu laſſen, und ſo mit Hülfe des blauen Franzoſen und des rothen Schweizers ein aufrühreriſches Farben-Trio öffentlich zu ſpielen, ohne daß mir ein königlicher Prokurator etwas darum anhaben konnte. Dieſe armen Schildwachen ſind ſehr geplagt. Gewiß hatten ſie in den Schlachten von Marengo und Auſterlitz ihre Flinten nicht ſo viel hanthiert, als ſie es hier thun. Sie müſſen nämlich vor Jedem, der ein Ordensband trägt, das Gewehr präſentiren. Das endet nicht. Es iſt erquickend, zu ſehen, wie viele Verdienſte in die Tuilerien eintreten, und wie ſich der abgetriebene Bandwurm immer wieder erneuert. Ich ließ es mir angelegen ſein, eine Viertelſtunde lang alle die zu zählen, die Ordensbänder trugen. Ich zählte zehnmalhundert Vorübergehende, und unter jedem Hundert waren neunzehn bis zweiundzwanzig Bebänderte, alſo je der fünfte Mann war ein Wohlthäter ſeines Vaterlands! Und dazu rechne man noch die Vielen, die

ich im Gedränge überſehen, oder die beſcheiden ihren Ruhm unter dem Rocke trugen. Dann zählte ich aber auch die vielen jungen, noch blühenden Männer, auf welche der Schlachten-Tod ſchlecht gezielt, und die nur einen Arm oder ein Bein verloren. Wofür haben ſie gekämpft? Ich erſtaunte, daß der Menſch ſo ein Lamm ſei, und daß die Menge der Verſtümmelten ſich nicht auch fragt: Wofür haben wir geſtritten? — und nicht öfter, als es geſchieht, den Kopf an das verlorene Bein ſetzen.

Unter den Bäumen ſtehen eine unzählige Menge Strohſtühle neben einander gereiht; es ſind Lehn-Stühle, kaum ſitzt man darauf, kommt eine Frau, die Lehnspflicht einzufordern. Man zahlt zwei Sous; iſt man aber ein junger Menſch vom feinſten Ton, begeht man eine Felonie, ſagt keck, man habe ſchon gezahlt, legt zu den zwei erſparten Sous noch fünf Franken, und frühſtückt gut. Schriftſteller, die ſtatiſtiſche Notizen ſammeln, müſſen es ſich merken, daß man in Paris zum Sitzen an öffentlichen Orten zwei Stühle gebraucht (ſie können den Strohbedarf und den Ackerbau darnach berechnen); nämlich einen zum Sitzen, und den andern die Füße darauf zu ſtellen. Man erkennt Ausländer, die erſt in Paris angekommen, leicht daran, daß ſie mit herabhängenden Füßen ſitzen. Auch unterſcheiden ſich durch die

Art des Sitzens die Ehemänner von den Anbetern ihrer Weiber. Erſtere ſitzen neben den Frauen, und haben, wie dieſe, ihre Füße auf dem Fußſtuhle geſtellt. Die Anbeter hingegen ſitzen vor den Angebeteten, ihnen zu Füßen auf dem Fußſtuhle, unterhalten ſich mit ihnen franzöſiſch (in linguiſtiſcher und ſittlicher Bedeutung des Worts), und wenden der Allee und der Welt darin den Rücken zu. Frauenzimmer, deren Herz Ferien hat, bereiten ſich, wie brave Studenten, auf das kommende Sommer- oder Winter-Semeſter gehörig vor, indem ſie die vorübergehenden Herren fleißig anſehen, und ſich die wichtigſten Paragraphen notiren. Dies iſt eine löbliche Sitte; denn die Schamhaftigkeit wird durch nichts mehr geſtärkt, als durch ihre Verletzung, nämlich durch Abhärtung derſelben. Man braucht im Garten der Tuilerien gar nicht eitel zu ſein, ſondern nur fremd, um ſich vorzuſchmeicheln, man habe die ſchönſten Eroberungen gemacht in der Weiberwelt. .... Eine bürgerliche Frau geht vorbei und fordert Kupfergeld ein; ſie trägt Etwas verſteckt und achtſam unter ihrer weißen Schürze. Bettelt ſie für einen Säugling, den ſie mütterlich gegen Wind und Sonne ſchützt? Nein; ſie trägt unter ihrer Schürze eine Art Gebackenes, das ſo leicht iſt, wie gebackene Luft. Es heißt: Plaisirs des Dames. Das muß ſchnell und

verhüllt herumgetragen werden, damit es nicht kalt werde. »Des plaisirs, mes Dames! Des plaisirs!“ ruft ſie im Fluge, und wie im Traume ſchwebt ſie vorüber.

Wie der Tuilerien-Garten für die Mikropolitiker, für die Glücksritter und Glücksfußgänger ein Marktplatz iſt, auf dem ſie kaufen und verkaufen, ſo iſt er für die Makropolitiker ein ſchöner Paradeplatz, auf dem ſie exerciren und exerciren ſehen. Sechs Zeitungs-Buden liefern patriotiſchen Herzen täglich das nöthige Brennholz. Ihr tretet heran, nehmt, ohne ein Wort zu ſprechen, ein beliebiges Blatt, geht leſend ſpazieren, ſo lange es euch gefällt, bringt dann das Blatt zurück und bezahlt einen Sous dafür. Wartet ihr drei- bis viermal an der nämlichen Bude, verwundert ihr euch, noch immer denſelben wohlgekleideten Mann da zu finden, der ſchon vor zwei Stunden, im Leſen vertieft, dort geſtanden. Er iſt ein Lauerer, der ſich an der Quelle der Ueberraſchung lagert und daraus jeden Tag friſch die Meinung der Zeitungsleſer ſchöpft; denn wenige Franzoſen können mit dem Munde ſchweigen; mit den Blicken aber, mit den Mienen, Händen und Füßen, das vermag Keiner. Auf dieſe Weiſe wird in allen Pariſer Straßen der öffentliche Geiſt zuſammengekehrt, und nachdem die Beſen ſchönen wie häßlichen Auswurf,

Blumen wie welke Krautſtengel, zu Koth zerſtampft, wird der Unrath in die Kloake der Polizei-Präfektur geworfen, die ihn gehörig abführt.

Der Garten wird auf beiden Seiten, ſeiner Länge nach, von zwei gemauerten Terraſſen begränzt. Die eine, längs der Seine, gewährt eine herrliche Ausſicht auf den Strom, auf die Brücken und den Palaſt der Volks-Deputirten, der, nach dem Schlage, der ihn neulich getroffen, auf der linken Seite gelähmt iſt. Die andere Terraſſe führt die Straße Rivoli entlang und heißt die Terrasse des feuillans, weil bis zur Revolution das Kloſter der Feuillans da geſtanden. In dieſem Kloſter hatte die National-Verſammlung ihre Sitzungen. Zu jener Zeit, vor der Hinrichtung des Königs, beliebte es dem Volksmuthwillen, jene Terraſſe mit einer dreifarbigen Schnur von dem übrigen Garten abzuſtecken und er nannte ſie le pays national, zum Unterſchiede des pays de Coblence. Wehe dem Bürger, der im pays de Coblence ſpazieren ging, er wurde für einen Ariſtokraten angeſehen und mißhandelt. Ein junger Mann, dem dieſe geographiſche Eintheilung noch unbekannt war, ſtieg in das Coblenzer Land hinab. Zuſammenlauf, wüthendes Geſchrei, Verderben drohende Geberden. Da merkte der Unwiſſende, was er begangen, kehrte zurück, zog ſeine Schuhe aus,

und wiſchte den Staub von den Sohlen. Jubel, Beifallklatſchen, und der Jüngling wurde im Triumphe fortgeführt. Am Fuße dieſer Terraſſe, da wo ſie, ſich ſenkend, in Geſtalt eines Hufeiſens ausgeht, innerhalb des Kreisſchnittes, liegt ein Platz, mit Stühlen und Bänken verſehen, den nennt man: La petite Provence, weil die Mittagsſonne, deren Strahlen ſich frei und ungehindert an der Mauer brechen, dort eine Wärme verbreitet, die in Wintertagen in jene ſüdliche Provinz Frankreichs verſetzt. Da iſt der tägliche Sammelplatz vieler hundert Kinder mit ihren Müttern oder Wärterinnen. Man denkt gern nicht daran, daß dort auch viele Frauen mit Adoptiv-Kindern ſitzen und die empfindſame Mutterliebe ſpielen, um Adoptiv-Väter anzulocken — man vergißt das gern, um, des Pariſer Kunſtlebens voll und ſatt, ſich in der reinen Kinderwelt zu erfriſchen. Aber auch dieſe Erquickung iſt matt. Zu verderben war die Kindernatur nicht, aber ſie auch ſteckt in einem verzierten Etui, und man muß ſie herausziehen. Da haben ſie ein Spiel, la corde genannt. An einem Stricke ſind an beiden Enden hölzerne Handhaben befeſtigt, daran faßt man ihn, ſchlägt ihn unter die Füße durch und ſpringt ſo darüber. Es hieße die Romantik zu weit treiben, wenn man tadeln wollte, daß dieſe Stricke keine rohen Natur- und

Galgenſtricke ſind, ſondern feine Schnüre, wie ſie ſich ein türkiſcher Strangulat von Stande nur wünſchen mag. Aber das Folgende iſt ärgerlich. Nämlich außer jenen kleinen Schnüren zu Selbſtſprüngen haben ſie auch lange Geſellſchaftsſtricke, die an beiden Enden von zwei Kleinen feſtgehalten werden und worüber alle anweſenden Spring-Dilettanten, mit größerer oder kleinerer Fertigkeit, ſpringen, ſowohl vorwärts als rückwärts. Da bildet ſich nun ein Zuſchauerkreis von Erwachſenen, und man ſieht dann ſechsjährige Mädchen in der Koketterie debütiren und den Beifall der Umſtehenden, als ſpielten ſie bei Franconi, mit anmuthigem Lächeln fordern und einziehen.

Jetzt ſinkt hinter den elyſeiſchen Feldern die Sonne unter, auch hier herrlich! Denn die Königin der Erde geht in ruhiger Majeſtät vorüber, unbekümmert, was ſie mit ihren Blicken begegne, Paradieſe, Schlachtfelder, oder den Spielwaaren-Markt von Paris — ſie lächelt nicht minder, ſie zürnt nicht mehr. Es wird getrommelt, und die große Wache des Gartens tritt heraus. Sie laden ſcharf, mit Geräuſch und Gepränge, damit es Jeder erfahre, daß der wachende Mond am Thronhimmel die nächtlichen Schritte der Räuber beleuchte. Dann ſondern ſich etwa zwanzig Mann ab und ſtellen ſich zehn Schritte

auseinander, eine Linie durch die ganze Breite des Gartens ziehend. Darauf ſchreiten ſie mit kleinen und langſamen Schritten vor, das Volk vor ſich hertreibend. Zurück darf Keiner, und ſo wird in wenigen Minuten der Garten ausgekehrt. Dann werden die Thore geſchloſſen, und Todesſtille herrſcht um den Palaſt. Wehe dem Betrunkenen, dem Unachtſamen oder Unwiſſenden, der in der Nähe der Tuilerien während der Nacht der fernzurufenden Schildwache nicht gleich antwortet. Dieſes Verſäumen hat erſt vor wenigen Tagen einem Jüngling das Leben gekoſtet; die Kugel traf ihn in's Herz. O die unſelige Herrſchaft, die, einer exotiſchen Pflanze gleich, in fremden Schiffen hergebracht, von Hofwärme ausgebrütet, von der Gießkanne lohnſüchtiger Gärtner begoſſen, vor jeder Wolke, vor jedem Lüftchen zitternd, ein ängſtliches Treibhausleben führt! Wie beſſer iſt die andere, die, gleich einer deutſchen Eiche, in der Liebe des Volks wurzelt, von der Sonne geboren, vom Himmel ſelbſt befruchtet, die der naſchenden Axt freundlich wehrt und dem Sturme mit Macht widerſteht!

XIII.

Polichinel Vampire.

Steif ſein kann Jeder, aber es mit Grazie ſein, das iſt eine ſeltene Gabe. Wer dieſe ſchöne Kunſt würdigen und bewundern lernen will, der komme und ſehe den Pantomimen Mazürier in Paris. Die Zauberei, aus dem Menſchen eine Maſchine zu machen, iſt dieſem Manne vollſtändiger als irgend einem gelungen, und wenn er in einem niedrigen Range ſtirbt, ſo hat er es wahrſcheinlich nicht beſſer haben wollen. Die Natur hat ihre künſtliche Schloſſerarbeit ganz umſonſt an ſeinem Körper verſchwendet. Was ſie befeſtigt, macht er frei, was ſie beweglich gelaſſen, befeſtigt er; er öffnet, was ſie verſchloſſen, und was ſie offen ließ, ſchließt er zu. Er bewegt ſeine Glieder gegen alle Regeln der Bänder und Flechſen. Mazürier kann an allen menſchlichen Todes-

arten ſterben; aber den Hals brechen kann er nicht. Wie ſich Mithridates durch häufige Giftverſuche gegen Vergiftungen geſchützt, ſo härtet ſich Mazürier gegen äußere Verletzungen dadurch ab, daß er ſich jeden Abend übt, ſeine Glieder zu brechen, ohne daran zu ſterben. Seit zwei Monaten entzückt er die Pariſer, und in zwölf Tafeln der Mode-Geſetzgebung wurde eingegraben: „Une Dame ne pourra se montrer cet été, si elle ne prouve, qu'elle a assisté à une représentation de Polichinel dans une loge louée par elle.“ Vor einigen Tagen wohnte ich zum erſtenmale einer ſeiner Vorſtellungen bei; das Haus war übervoll. Das in Paris für ihn verfertigte Ballet heißt: Polichinel Vampire, und er macht den Polichinel darin. Nun ſpielt zwar die Handlung auf der Inſel der Stummen, in einem Klima alſo, wo die Blutſauger ungemein gedeihen; aber Polichinel iſt die beſte Seele von der Welt, und er heißt Vampir blos darum, weil ihn ſeine Feinde, um ihm Händel zuzuziehen, für einen ſolchen ausgeben. Er kommt in einem Luftballon auf der Inſel der Stummen an; der Luftballon zerreißt und Polichinel ſtürzt in's Meer. Jedermann weiß, wie ein Theatermeer aus Pappendeckel und andern feſten Dingen zuſammengeſetzt iſt; aber Polichinel ſchwimmt darin wie ein Fiſch im Waſſer,

mit der anmuthigſten Beweglichkeit. Damit beginnt Mazürier ſeine künſtleriſche Laufbahn. Er wird halb todt an's Ufer geworfen, legt ſich zuſammen wie ein Taſchenmeſſer und läßt den Kopf hängen wie eine abgeſchlachtete Gans. Dann ermuntert er ſich, tanzt, ſpringt und macht, ſo zu ſagen, unmögliche Dinge. Zum Beiſpiel: er ſtellt ſich auf das linke Bein, legt das rechte vorwärts auf die Schulter, nimmt es in den Arm und präſentirt es wie ein Gewehr. Der geneigte Leſer wolle nicht zu ſchnell über dieſes Erzählte hinausgehen, ſondern ſich durch eigene Nachahmungsverſuche überzeugen, daß beſchriebenes Unternehmen höchſt wundervoll iſt. Polichinel, den auf ihn eindringenden Feinden zu entgehen, flüchtet ſich auf einen Baum und vertheidigt ſich auf's Artigſte. Ein andersmal wird er überfallen und kann nicht mehr entrinnen, die Bauern ſchlagen mit Knitteln auf ihn zu, und — ſein Kopf rollt zur Erde! Der Stumpf bewegt ſich ohne Kopf. Wahrhaftig, es iſt ſo! Polichinel ſitzt erſt und geht dann ſo vollſtändig ohne Kopf, daß er in dieſem Zuſtande an manchen wichtigen Berathſchlagungen mit Ruhm hätte Theil nehmen können. Freilich ſagt die Logik: „Wahrſcheinlich hält er den Kopf geſchickt zwiſchen den Schultern verſteckt, denn a. der Menſch kann ſich ohne Kopf nicht bewegen; b. Polichinel iſt ein Menſch

und bewegt ſich; alſo c. hat Polichinel einen Kopf.“ Aber was vermag die Logik ohne die Sinne? Die Augen ſehen Polichinel ohne Kopf, und damit gut. In einer andern Scene weiß ſich Polichinel nicht anders zu retten, als daß er von dem Gipfel des Baumes, über die ganze Breite der Bühne, in das offene Fenſter eines Hauſes fliegt. Ein Draht mag ihm freilich dabei behülflich ſein, aber man ſieht den Draht nicht — ſüßer Schauer durchrieſelt den Buſen aller Frauen, und das männliche Entſetzen bricht in ein donnerndes Beifallklatſchen aus. Kurz, Mazürier iſt ein Wunder, und daß ihm, als einem Neapolitaner, Geläufigkeit der Füße angeboren, vermindert ſeinen Ruhm nicht; denn er ſpringt über ſeine Nationalität hoch hinaus. Deutſche Hof- und Volkstheater könnten ſich durch nichts mehr auf die Beine helfen, als wenn ſie den genialiſch hölzernen Mazürier zu Gaſtrollen einladeten, und er kommt gewiß, erfährt er nur erſt, wie ſehr er ſich dort in ſeiner Kunſt noch vervollkommnen könne.

Die Handlung des genannten Ballets, worin Mazürier auftritt, iſt, wie ſich erwarten läßt, die abgeſchmackteſte Geſchichte von der Welt. Sollte man nun wohl glauben, daß der Erfinder und Verfertiger des Ballets dem gedruckten Programme, das es erklärt, eine liberale Vorrede vorausgeſchickt hat, worin

er wie ein Demoſthenes donnert? Als nämlich Polichinel Vampire zum Erſtenmale aufgeführt wurde, ließ man einen geſprochenen Prolog voranſchreiten, welcher Prolog aber ſchrecklich ausgepfiffen wurde. Der Dichter ſagt: ſein Prolog wäre urſprünglich himmliſch geweſen, aber die Cenſur habe ihn verdorben. Einen „prince ridicule“ habe er verwandeln müſſen in einen Mr. Pandolphe, und der Zauberer Merlin habe nicht auf einem „Dauphin“ reiten dürfen, ſondern nur auf einem Dragon. Dadurch ſei alles Salz verloren gegangen. Die Cenſur habe die ſchönſten Stellen geſtrichen „phrases ultra-innocentes que dans leur sollicitude prétendue monarchique les conseillers du St. Office littéraire ont condamnées impitoyablement et sans les avoir entendues“ . . . Es gibt nichts Komiſcheres, als zu ſehen, wie alle dramatiſchen Dichter in Paris, wenn ihre Stücke mißfallen, dieſes den Cenſoren zuſchreiben, die ſie für Genie-Räuber erklären. Wenn Cenſoren aus Büchern den Verſtand wegnehmen, muß ihnen ein unwiderſtehlicher Diebsſinn angeboren ſein; denn daß ſie aus Eigennutz ſtehlen, das werden ihnen ihre ärgſten Feinde nicht nachſagen.

XIV.

Verſailles.

„Dieſe beiden Paläſte rechts und links von ſo edler Bauart? Wahrlich, die Götter Roms hatten keine ſchöneren Tempel!“ — Das waren die Pferdeſtälle des Königs. — „Und dort?“ — Es gehörte den Hunden des Königs. — „Jenes auf der andern Seite?“ — Darin wurden die jungen Hunde gefüttert und erzogen, bis ſie ein Jahr alt und dienſttauglich geworden. — „Dort drüben, das unermeßliche Gebäude?“ — Es enthielt tauſend Zimmer, und zwei Tauſend königliche Diener wurden darin ernährt. Mit dem Verkaufe der Schüſſeln, die unverzehrt von den Tiſchen kamen, gewann der Ober-Beamte der Küche 150,000 Franken jährlich. — „Links, jenes fürſtliche Haus?“ — Es wurde von der Dubarry bewohnt, die, ſammt ihrer Familie, innerhalb fünf

Jahre dem Staate vier hundert Millionen gekoſtet! — „Das auf der andern Seite?“ — Das Ballhaus, worin Frankreich die Geduld verlor und die Freiheit fand.

Das königliche Schloß. Schon iſt das Gitter, welches den Hof umgibt, unter der gegenwärtigen Regierung neu vergoldet worden. Schon iſt man beſchäftigt, einen Theil der Zimmer bewohnbar zu machen. Man wird nach und nach weiter rücken. Dem ganzen Palaſte den alten Glanz zu geben, würde mehr als zehn Millionen koſten. Auch tritt man leiſe auf, um der öffentlichen Meinung unbemerkt in den Rücken zu fallen. Aber welch ein Tag der Siegeswonne wird es für die Höflinge ſein, an dem ſie ſich zum erſtenmale wieder im Oeil de boeuf verſammeln! Wer kennt dieſes berüchtigte Vorzimmer nicht, worin die Schmeichler dreier Könige ihre Zunge gewetzt, und die Blutſauger dreier Menſchengeſchlechter durſtig herumgekrochen? Als der erklärende Lakai den Namen des Zimmers nannte, war ein Geflüſter der Verwunderung in der ganzen Geſellſchaft zu hören, und auf manchem Geſichte ſah man ein Lächeln tugendhafter Schadenfreude. Wir gingen mit beſtäubten Stiefeln durch die Prachtgemächer Ludwigs XIV. Die Zerſtörungswuth der erſten Freiheitsmänner konnte den Marmorwänden

nichts anhaben und die Deckengemälde von Lebrüns Meiſterhand nicht erreichen. Daß die großen Künſtler ſo kleine Menſchen ſind! Sie ſchmeicheln jeder Macht. Die ſogenannten Großthaten Ludwigs XIV. ſind auf allen Wänden mit knechtiſcher Verehrung dargeſtellt. Der König als Mars, als Apollo, als dieſer oder jener Gott, und auf dem unſterblichen Haupte die unvermeidliche Allongeperrücke.

Die Waſſer ſprangen heute, als Vorfeſt des nahen Ludwigstages. Wohl ſechszig Tauſend Menſchen waren von Paris herbeigeſtrömt, die Thränen ihrer Voreltern fließen zu ſehen, die zu Sturz-Bächen vereinigt die Waſſerkünſte bildeten. Mehr als tauſend Millionen hatte Ludwig XIV. allein, ungerechnet was ſeine Nachfolger gethan, auf Schloß und Garten von Verſailles gewendet. Auf dieſem kleinen Raume wurde das Mark des ganzen Reiches verzehrt. Ein einziges Feuerwerk, bei der Vermählung Ludwigs XVI. im Park abgebrannt, hatte ſechs Millionen gekoſtet. Die Aufführung jeder Oper im Theater des Schloſſes koſtete an Beleuchtung und anderen Zurüſtungen 100,000 Franken. . . . . Und man ſpricht noch von den dummen Streichen, die das franzöſiſche Volk während der Flegeljahre ſeiner Freiheit begangen!

XV.

Die Eſtaminets.

Das Wörterbuch der franzöſiſchen Akademie ſagt: „Eſtaminet iſt ein Ort, wo man ſich verſammelt, um zu trinken und zu rauchen.“ Dürre Worte! Saftloſe Worte! Ihr müßt einen Deutſchen fragen, was ihm in Paris ein Eſtaminet iſt, Ihr müßt ein deutſches Herz aufſchlagen; darin findet Ihr die beſſere Erklärung, welche folgt.

Sie rauchen nicht, die ſchmucken Pariſer — ſie ſind aber auch darnach! Iſt es uns nicht möglich, wie die alten Griechen, Anmuth mit Kraft, wie der Münſter zu Straßburg, Feinheit mit Größe zu verbinden, zugleich hell und tief zu ſein, wie — wie — ja, wie wer? wie was? Ich habe noch nichts geſehen, das zugleich hell und tief war, als der Brunnen der Feſtung Königſtein in Sachſen, da man

einen angezündeten Kronleuchter hinabließ, uns Neugierigen das Waſſer unten zu zeigen! Muß man ein Bengel oder ein Weib ſein, ein Deutſcher oder ein Franzoſe? Wo iſt die goldne Mitte, wo iſt das ſchöne Rheinthal, in dem Ernſt und Scherz als treue Brüder wohnen? Die zierlichen Franzoſen rauchen nicht, denn Rauchen iſt ein romantiſches Vergnügen, eine Oſſians-Luſt, und die Franzoſen lieben den Nebel nicht, dieſes Salz der ſchönen Natur; ſie mögen keinen grauen, ſie mögen nur blauen Dunſt. Der Deutſche raucht, denn er hat ein volles Herz und leere Stunden; der Franzoſe hat, weil kein volles Herz, auch keine leere Stunden, und darum raucht er nicht. Der Deutſche raucht, denn er liebt zu ſchwärmen im gedankenloſen Denken; der Franzoſe aber denkt nur Gedanken, und fragt ſeinen wandernden Kopf, wie ein Paß-Ausſteller: Wohin? Ueber welche Orte? Auf wie lange? In welchen Geſchäften? Ach, ich werde es nie vergeſſen, wie es mir erging, als ich, von Deutſchland kommend, im Gaſthauſe einer franzöſiſchen Gränzſtadt den kleinen Reſt holländiſchen Tabacks, den ich kühn und liſtig durch die Cerberus-Schaar der Zöllner geführt, aufzurauchen unternahm! Nun gedenke man der alten Erfahrung, daß jedes Volk an der Gränze ſeines Landes den ſtärkſten Patriotismus hat — den ſchön-

ſten hat es in der Mitte. Ich war an deutſcher Gränze, und darum gröber und rauchſüchtiger als je. Die Wirthin des Gaſthauſes — oder war es die Tochter der Wirthin, ſie zählte kaum zwanzig Jahre — fühlte ſich auf franzöſiſcher Gränze und hatte gegen Taback den feinſten Pariſer Abſcheu. Sie war ſchön wie eine junge Roſe und hatte zärtliche Taubenaugen. Ich ſteckte die Röhre in den Mund, und die Taube — die Grazien mögen mir das rauhe Wort vergeben — die Taube fuhr wie ein Kettenhund auf mich los. Vor Entſetzen ließ ich die Pfeife fallen, die Tabacksaſche entflog dem Kopfe. „Monsieur!“ gurrte die Taube, und der Schmerz erſtickte ihre Stimme, ſie konnte nichts weiter ſprechen. Der Stall, die Küche, die ganze Hausdienerſchaft wurde herbeigeſchrieen; ſie kamen mit Schaufeln, mit Beſen, mit Tüchern, mit Sand, mit Waſſereimern; es wurde gekehrt, gerieben, gewaſchen; die unglückliche Wirthin kniete zur Erde nieder, um zu ſehen, ob der Schandfleck an dem Boden ausgelöſcht ſei. Dann wurden alle Fenſter geöffnet und tauſend Winde herbeigefleht. Ich aber war voll abergläubiger Furcht, weil am Rubikon des höflichen Landes mein Pferd geſtolpert.

Erſt nachdem ich ſchon mehrere Monate in Paris geweſen, entdeckte ich eine der Freiſtätten, wo das ſittenverbrecheriſche Rauchen Schutz findet gegen Spott

und Gewalt. Einen ſolchen Ort nennt man eben Eſtaminet. Ich ſtieg hinauf — ach, wie ward mein Herz erquickt! Ich ſah Rauch, ich ſah Deutſchland wieder. Da war nicht die ſchwüle Stille, die man in andern Kaffeehäuſern findet; da wurde geſchwatzt, geſchrieen, da knallten die Stöpſel der Bierflaſchen, da ſchlugen die Billardkugeln, da klapperten die Domino- und Damenſteine. Da ſieht man nicht die augenkränkenden Taſchenausgaben von Stereotypen-Phyſiognomien, die man in Paris unter allen Dächern, auf allen Straßen findet; da gibt es leſerliche Folio-Geſichter, tüchtiges Volk, ehrliche Leute, aufrichtiges Lumpengeſindel, Zahnärzte, Spieler, Kaufleute, Kreolen, Amerikaner, Holländer und jüdiſche Lieferanten, die aus Deutſchland gekommen, in Spanien Thron und Altar retten zu helfen, nämlich Ochſen zu führen übernommen bis hinab zur Säule des Herkules. Die Kellerjungen — o die glücklichen Südländer, ſie ſind unreinlich und natürlich wie ihre Natur! — die Kellerjungen räumten die Pfeifenköpfe mit denſelben Korkziehern aus, mit welchen ſie die Flaſchen öffneten, und es war Keiner, den das verdroß. Doch glaube man ja nicht, daß Alles nordiſch und deutſch geweſen; durch den Schleier der Rauchwolken entdeckte man franzöſiſche Zierlichkeit genug; der Eſſig deutſcher Romantik war mit dem Oele

franzöſiſcher Klaſſicität im gehörigen Maaße vermiſcht. Es waren glänzende Zimmer mit ſeidenen Vorhängen, mit Standuhren, mit Vaſen; ein ſchönes Mädchen am Zahltiſch; die ausgeſtellten holländiſchen Pfeifen waren in Fasces-Bündeln maleriſch geordnet; die Cigarren mit ihren Strohſpitzen ragten als Amorpfeile aus einem goldgefärbten Köcher hervor; und hohe Spiegel rings umher an den Wänden, denn dieſe kann der Franzoſe nicht miſſen und er zahlt gern doppelt für ſich und für ſein Bild im Spiegel, das mit ihm ißt und trinkt. Aber welch ein Dampf! Mir kam Schillers Romanze: Der Handſchuh, in den Sinn, welche anfängt:

In ſeinem Löwengarten,
Das Kampfſpiel zu erwarten,
Saß König Franz —

Würfe eine ſchnippiſche Pariſerin — dachte ich — ihren Handſchuh in ein Eſtaminet, in den dickſten Rauch, und ſpräche zu ihrem Anbeter: „Herr Ritter! Iſt euere Liebe ſo heiß, ſo holt mir den Handſchuh“ — wahrlich, das duftende Ritterchen würde ſagen: „Den Dank, Dame, begehr' ich nicht!“ ließ den Handſchuh liegen und verließe ſie zur ſelben Stunde. Sicher, die Pariſerinnen wiſſen nichts von der grauen Peſt, die in manchen Häuſern des Palais Royal wüthet; ihr liberaler Zorn fände Nahrung und

ſpräche: „Hier, da iſt ein Cordon sanitaire zu ziehen; was kümmert uns das weit entfernte Barcelona!“

Lichtenberg ſagt, er habe noch kein Genie rauchen ſehen. Es wäre ſchlimm, wenn er Recht hätte! Nicht blos für mich, der ich den Taback liebe, ſondern auch für die ſechs Herren dort am Tiſche, die Deutſch ſprechen und alle rauchen. Ich will die Sache unterſuchen. Ich trat an den vaterländiſchen Tiſch — „Landsleute!“ rief ich und machte vergnügte Augen. Fünfe von den Sechſen ſahen mich verdutzt an — ſie waren Kaufleute ohne Zweifel, die haben kein Vaterland. Der ſechſte aber, ein junger Arzt, wie ich ſpäter erfuhr, rückte mir freundlich einen Stuhl herbei. Ich warf meine Cigarre mit geſpieltem Zorn auf die Erde. — „Nein, das ſchlechte franzöſiſche Zeug rauche ein Anderer, ich vermag es nicht!“ Auf dem Tiſche gewahrte ich ein Päckchen Taback, mit lieblich-ſchauerlichen holländiſchen Worten darauf. Wie ward mir der Mund ſo lüſtern! Ich ſtreckte meine Hand darnach aus. „Myn Heer!“ ſagte der Eigenthümer und wälzte ſeine Hand über die meinige: die Hand war ſaftig und ſchwer und machte dem holländiſchen Schlachtvieh Ehre. Der Hartherzige bot mir nichts an von ſeinem Ueberfluß, und gequetſcht und leer zogen ſich meine Finger

zurück. Die fünf Handelsherren gingen fort, ich blieb mit dem Arzt allein. Er war ein gemüthlicher, verſtändiger Menſch; wir ſprachen über Allerlei. „Sehen Sie, ſagte er mir lächelnd, der dicke Herr, der dort an der Ecke ſaß, war ein Nordamerikaner; den hat die Freiheit nicht ſehr hold gemacht; er ſprach immer von Kaffee und Buenos-Ayres-Häuten, und gähnte, als ich mit Wärme von Manuel redete.“ — „Freund, erwiederte ich, thun Sie dieſem Manne und thun Sie der Freiheit nicht Unrecht. Sie gleicht der Geſundheit; die erworbene iſt ſchön, aber die angeborne iſt gut. Die Freiheit, für die man kämpft, iſt eine Geliebte, um die man ſich bewirbt; die Freiheit, die man hat, iſt eine Gattin, die uns unbeſtritten bleibt. Glauben Sie, daß ein braver Mann ſein Weib nicht liebt, weil ſein Herz ſtill und friedlich iſt? Laßt ſie ihm untreu ſcheinen, wie wird ſeine Bruſt pochen; laßt ſie krank werden, und wäre es tief im Winter der Ehe, Ihr werdet ſehen, daß der Greis noch Liebesthränen hat und dem geretteten alten Mütterchen weinend um den Hals fällt, wie in den ſchönen Tagen der heißen Bewerbung! Laßt den fetten Amerikaner Einen an ſeine Freiheit taſten, und Ihr werdet ſehen, wie er die Feder wegwirft und nach dem Schwerte greift, wie ein kataloniſcher Jüngling! Das Paradies ſelbſt iſt ja nur des

Glückes Gewohnheit. . . .“ „Alſo wäre die Hölle des Unglücks Gewohnheit? — ſprach der Arzt. Aber dieſen hölliſchen Taback, ich rauche ihn ſchon anderthalb Jahre, und ich habe mich noch nicht daran gewöhnt.“ — O ſtill davon, erwiederte ich, denke ich daran, dreht ſich mir das Herz um und um. Schönes Frankreich, glückliches Land! Wie iſt dein Himmel ſo blau, wie iſt deine Erde ſo reich, wie iſt deine Luft ſo milde! Wie wohlſchmeckend iſt dein Brod, wie ſaftig dein Fleiſch, wie feurig ſind deine Weine! Deine Mandeln, deine Nüſſe, deine Feigen, deine Orangen, wie ſind ſie ſo ſüß! Und Alles, was der Menſch erfindet und verfertigt, die Stoffe, die Kunſtwerke, die Geſchmeide, wie ſchön, wie vollkommen, wie lockend und befriedigend iſt Alles! Und Alles mit geringem Aufwande zu genießen, und auch dem Halbbegabten nahe geſtellt! . . . Nur ein Naturerzeugniß gibt es, was Menſchenkunſt verdirbt, theuer und ungenießbar macht, und dieſes eine unter allen Erzeugniſſen, das verdorben, theuer und ungenießbar iſt, wird von der Regierung gepflanzt, verfertigt und verkauft — es iſt der Taback!“ — „Bedenken Sie aber, erwiederte der Arzt, daß die franzöſiſche Regierung jährlich ſechszig Millionen am Taback gewinnt, und daß dieſe Einkünfte zum Beſten des Landes verwendet werden.“

— „Nein, ſo iſt es nicht ganz. Das rohe Einkommen vom Taback beträgt ſechszig Millionen, der reine Gewinn etwa vierzig. Aber ſchon oft haben die Tabacksbauer, Tabacksfabrikanten und Händler der Regierung einen größern Gewinn angeboten, wenn ſie den Verkehr des Tabacks frei gäbe. Sie hat ſich aber deſſen immer geweigert, denn zwanzig Millionen wendet ſie von den Tabacksgefällen jährlich an die Unterhändler und Verwaltungs-Beamte, und wenn das aufhörte, würde ſich die Zahl ihrer Anhänger vermindern, das ſitzende Heer ſchwächer werden. O die Stiefkönige!“

Der Arzt warf mir einen bedenklichen Blick zu. Ein Schleicher hatte ſich an unſern Tiſch gedrängt, und ſeinen Ohren konnte das letzte Wort nicht entgangen ſein. „Seien Sie unbeſorgt, rief ich lachend, und wenn er auch Deutſch verſtünde und ein Angeber wäre, der Polizeikommiſſär, dem er berichtet, verſteht kein Deutſch, und wie will er Stiefkönige überſetzen?“ — „Er kann das nennen: Les Rois beau „paternels“ — „O, dann hat es keine Gefahr. Die franzöſiſche Polizei, ob zwar kosmopolitiſch wie jede, iſt doch vor Allem franzöſiſch, ſogar vor ihrer Pflicht. Ueber etwas Lächerliches muß ſie lachen, und das entwaffnet ihren Zorn. Höchſtens kann mir geſchehen, daß ich, auf ein Gutachten der franzöſiſchen

Akademie, wegen meiner linguiſtiſchen Umtriebe in Charenton eingeſperrt werde. . . . Ach ja, Charenton! Sie ſind ein Arzt und gewiß ſind Sie ſchon dort geweſen. Sagen Sie mir, wie ſind die franzöſiſchen Wahnſinnigen? Die klugen Franzoſen gleichen ſich alle; iſt das mit den Verrückten auch ſo? Sind ſie klaſſiſche Narren nach den Regeln des guten Geſchmacks, oder ſind ſie romantiſch-toll, wie wir Deutſche? Ich bin ſehr begierig, mich darüber zu unterrichten.“ — „Uebermorgen Vormittag um zehn Uhr können Sie mich in Charenton finden; wenn Sie ſich umſehen wollen, werde ich Ihnen Alles zeigen.“ — „Es bleibt dabei; auf Wiederſehen in Charenton!“

XVI.

Das Ludwigs-Feſt.

Am Tage vor dem Feſte freie Schauſpiele, die um ein Uhr Nachmittag anfingen. Schon um ſechs Uhr Morgens war die große Oper umlagert: mehr Beine als Strümpfe harrten des Eintritts. Wer keine ſtarken Rippen und Ellenbogen hatte, durfte ſich nicht in das Gedränge wagen. Abends war ein Theil des Tuileriengartens beleuchtet, die Muſikbanden verſchiedener Regimenter ſpielten hier und dort. Auf dem Balkon des Schloſſes gaben die vereinigten Sänger der verſchiedenen Opern ein herrliches Konzert, hundertſtimmige Lieder zum Lobe des Königs ſchloſſen mit einem vive le Roi. Schade, daß ein Echo fehlte! Am Eingange des Gartens wunderkleine papierne Fähnchen mit der Inſchrift vive le Roi, vive le Duc de Bordeaux für einen

Sous zum Kaufe angeboten. Aber die liberalen Gaſſenbuben verſtanden den Wink nicht. Nur zwei Bürgerweiber ſah ich mit ſolchen Fähnchen in der Hand, ſie als Fächer gebrauchend; die Luft war heiß. Am folgenden Tage, am eigentlichen des Feſtes, verſchiedene Wachtparaden im Schloſſe der Tuilerien. Auch die Kriegszöglinge von St. Cyr wurden gemuſtert. Der kleine Herzog von Bordeaux, auf den Armen ſeiner Wärterinnen, lächelte den alten und jungen Kriegern freundlich zu, ſtreckte ſeine Händchen aus und rief, als die Muſik aufgehört: encore, encore! Nachmittags Einweihung der Reiter-Statue Ludwigs XIV. auf dem place des victoires. Schon früher ſtand eine auf dieſer Stelle länger als hundert Jahre, ſie wurde in der Revolution umgeworfen, und jetzt mußten ſie die Narren auf ihre eigenen Koſten wieder aufrichten laſſen. Der König in römiſcher Tracht, auf dem Kopfe die Allongeperrücke von Lorbeeren umkränzt, ſitzt auf einem wilden Pferde, das ſchnaubt und ſich bäumt. . . . „Mais Louis le grand n'est pas effrayé“ — ſagte die Quotidienne. Wirklich zeigt er auch ein ruhiges und ſelbſtgefälliges Geſicht, das zu ſagen ſcheint: Seht, ich fürchte mich nicht. Franconi könnte ſich kein ſchmeichelhafteres Denkmal wünſchen. Man hatte dem Künſtler vorgeworfen, er habe die Beine des

Königs zu fein und zu elegant gemacht. Genannte Quotidienne vertheidigt das und bemerkt: il est reconnu que Louis XIV. avait une jambe très remarquable. Nach Vollendung dieſer Feierlichkeit ging es in die Elyſeiſchen Felder. Dort wurden die Herzen des Volks mit Wein aufgewärmt, und Würſte und Brode ihnen an die Köpfe geworfen. Sie balgten ſich darum, weniger aus Heißhunger, wie mir ſchien, als aus Muthwillen. Unter hundert tauſend Menſchen begegnete ich nur drei Betrunkenen, und auch dieſe ſtammelten nicht einmal den ſchuldigen Dank für die Bewirthung. Ich könnte Manches erzählen, denn kein Polizei-Spion in ganz Paris hat an dieſem Tage mehr herum gehorcht als ich; aber das gehört nicht hierher. Abends wurde ein Feuerwerk abgebrannt, über das man ſich in franzöſiſcher, engliſcher und deutſcher Sprache luſtig gemacht: denn es war gar zu winzig. Und ſo endigte das Ludwigsfeſt.... Mehrere öffentliche Blätter erzählten den andern Morgen Wunderdinge von der allgemeinen Begeiſterung des Pariſer Volks. Der Himmel weiß, wo ſie alle die ſchönen Lügen hergenommen!

XVII.

Gloire.

Die Franzoſen könnten mich mit ihrer „Gloire“ in einen Sumpf treiben, bliebe mir zu meiner Rettung ſonſt keine Zuflucht übrig. Der deutſche Ruhm iſt wenigſtens ein Mann, ob er zwar auch nicht viel taugt; die Gloire der Franzoſen aber iſt eine ſo widrige, abgeſchmackte und unverſchämte Kokette, daß ſie gar nicht zu ertragen iſt. Geht hin und ſeht den verbannten Marius mit ſeinem Rieſenherzen wehmüthig ſinnend auf den Trümmern Karthago's — ſchön und erhaben iſt der Anblick! Sieht man aber die Pariſer bei den Scherben ihrer Herrlichkeit greinen, möchte man ihnen das Sacktüchelchen aus der Weſte ziehen, um ihnen Wange und Naſe damit zu ſäubern. Menſchen, die von Morgen bis Abend von Freiheit

reden, wiſſen noch nicht einmal, daß jedes Volk in der Freiheit, die es andern Völkern geraubt, ſeine eigene verloren, und daß Ruhm der Honig an der Wagendeichſel iſt, womit Münchhauſen den Bären gefangen! Die römiſche Geſchichte wurde von den Franzoſen dramatiſirt, das Drama iſt unter dem Namen: Die Revolution bekannt. Das Gedicht hat glänzende Vorzüge und machte bei der Aufführung großen Eindruck; die beſten Schauſpieler traten darin auf; Muſik, Tanz, Dekorationen und die anderen Nebendinge waren auf das Schönſte angeordnet — aber es war Alles doch nur ein Schauſpiel. Was in Napoleon Größeres und Würdigeres geweſen, als in Talma, ging für die Erkenntniß der meiſten Franzoſen verloren. Komödianten ſind ſie, und Komödianten werden ſie noch lange bleiben. Wien, Berlin, Moskau erobert zu haben, gefiel ihnen freilich, weil ſolche kriegeriſche Einzüge noch weit prachtvoller waren, als die in der Veſtalin und im Titus. Jetzt, da der Vorhang gefallen, (nicht das Stück, nur ein Akt erſt iſt geendigt,) jammern ſie, denn die Zeit wird ihnen lange. Wären es die Feldherrn und Soldaten allein, welche trauerten und klagten, daß man ihnen die ganze Beute ihrer zahlloſen Siege wieder abgenommen — ihnen wäre zu verzeihen. Wenn aber Menſchen, die nie etwas ge-

führt, als die Feder, und auch dieſe nur, ſeitdem keine Gefahr dabei iſt — denn unter Napoleons Herrſchaft waren ſie ſtumm, oder gebrauchten nur zum Schmeicheln ihre Zunge — wenn dieſe verlornen Nationalruhm beweinen, ſo iſt es lächerlich und abgeſchmackt. Daß ſie wenigſtens, was ſie ſich ſelbſt als Ruhm angerechnet, auch andern Völkern als Ruhm möchten angedeihen laſſen! Aber davon ſind ſie weit entfernt. Rußland, Oeſtreich, Preußen beſiegt zu haben, ſcheint ihnen glorreich; daß aber die Ruſſen, Oeſtreicher und Preußen als Sieger nach Frankreich gekommen, erklären ſie für gemein und niedrig, und ſie reden davon, als hätten ſich die verbündeten Heere bei Nacht und Nebel auf den Zehen nach Paris geſchlichen und hätten wie Diebe mit Nachtſchlüſſeln die Thore der Hauptſtadt geöffnet. Delavigne, ein junger dramatiſcher Dichter, der alles Lob verdient und der unter dem Titel: Messéniennes auch ziemlich gute Elegien und Oden herausgegeben, ſingt:

L'étranger, qui nous trompe, écrase impunément
La justice et la foi sous le glaive étouffées:
Il ternit pour jamais sa splendeur d'un moment,
Il triomphe en barbare et brise nos trophées:
Que cet orgueil est misérable et vain!

Ein andersmal reimt er:

Et vous, peuples si fiers du trépas de nos braves,
Vous, les témoins de notre deuil,
Ne croyez pas, dans votre orgueil,
Que, pour être vaincus, les Français soient esclaves.
Gardez-vous d'irriter nos vengeurs à venir;
Peut-être que le ciel, lassé de nous punir,
Seconderait notre courage;
Et qu'un autre Germanicus
Irait demander compte aux Germains d'un autre âge
De la défaite de Varus.

Kaiſer Auguſtus, als er die Hermanns-Schlacht erfuhr, ſtieß ſich den Kopf an die Wand; Horaz aber war nicht ſo gemein, um den Schmerz ſeines Gebieters zu beſchwichtigen, in einer Ode auf die Germanen zu ſchimpfen. Noch häßlicher tritt die National-Eitelkeit des Dichters da hervor, wo er von der „Verwüſtung des Muſeums" ſingt. Daß man den Franzoſen die Kunſtwerke, die ſie ja ſelbſt als Sieger erbeutet, nachdem ſich der Sieg gewendet, wieder abgenommen — gibt es etwas Natürlicheres und Billigeres als das? Aber Delavigne findet dieſes um ſo ſchlechter und ſpitzbübiſcher, da die barbariſchen Italiener, Deutſche und Engländer Kunſt und Kunſtwerke nicht zu ſchätzen wiſſen. Er ſagt:

Muses, penchez vos têtes abbattues:
Du siècle de Léon les chefs-d'oeuvre divins

Sous un ciel sans clarté suivront les froids Germains;
Les vaisseaux d'Albion attendent nos statues.
Des profanateurs inhumains
Vont-ils anéantir tant de veilles savantes?
Porteront-ils le fer sur les toiles vivantes,
Que Raphaël anima de ses mains?

Es iſt gar nicht zu zweifeln, daß die Muſen die Köpfe hängen ließen, als ihnen Delavigne's poetiſche Klage zu Ohren kam. Das „ciel sans clarté“ und »froids Germains“ iſt bemerkenswerth. Man frägt ſich: wie iſt es möglich, daß die Franzoſen ſo wenig von der Geographie Deutſchlands gelernt, da ſie doch dieſes Land fünf und zwanzig Jahre lang durchſtrichen? Es ſcheint, daß man ſie in ihren Schulen nur das Deutſchland des Tacitus kennen lehrt. Ein Franzoſe, dem Mozart's Figaro nicht übel gefallen und der, weiß der Himmel durch welchen Zufall, erfuhr, daß dieſer Tonkünſtler in Wien gelebt, konnte ſich nicht ſatt wundern, daß unter einem ſo rauhen Himmel ſo zarte Muſik hat gedichtet werden können! Ich erinnere mich, daß ich mit einem jungen Franzoſen aus Deutſchland nach Frankreich reiſte. Es war im Oktober, und das Wetter war rauh. Eine halbe Stunde vor Kehl fiel ein ſtarker Regen; der junge Mann, der keinen Mantel hatte, fror, und rief einmal über das andere

aus: quel détestable pays! quel détestable pays! Als wir auf der Kehler Brücke bei der franzöſiſchen Schildwache angelangt, ſprach er jubelnd: ah, me voilà dans ma patrie! knöpfte ſich die Weſte auf und rieb ſich mit derjenigen Bewegung die Hände, mit der man es zu thun pflegt, wenn man im Winter aus dem Freien in ein geheiztes Zimmer tritt.

Delavigne iſt ſo erboſt über die Plünderung des Muſeums, daß er dem Apollo von Belvedere die größten Beleidigungen ſagt, weil er ſich auch, ohne ſich zu wehren, hat fortführen laſſen. Er ſpricht zu ihm:

Dieu du jour, Dieu des vers, ils brisent ton image
C'en est fait: la victoire et la divinité
Ne couronnent plus ton visage
D'une double immortalité.
C'en est fait: loin de toi jette un arc inutile,
Non, tu n'inspiras pas le vieux chantre d'Achille;
Non, tu n'es pas le Dieu qui vengea les neuf soeurs
Des fureurs d'un monstre sauvage,
Toi qui n'as pas un trait pour venger ton outrage
Et terrasser les ravisseurs.

Wenn Apollo reden könnte, hätte er wahrſcheinlich Folgendes geantwortet: „Was vermag ich armer Schelm? Ihr habt den großen Napoleon gehabt, ihr ſeid zu Hunderttauſenden geweſen, euere Sache war's, mich zu vertheidigen. Tröſtet euch, ſo gut ihr

könnt, ich gehe nach Italien und es wird mir auch dort an Bewunderern nicht fehlen. Freilich werde ich ſo feine Schmeicheleien nicht mehr hören, als ich in Paris vernommen; Keiner wird mir ſagen, ich wäre la crême de la sculpture; aber ein ſtiller Seufzer iſt mir auch genug. Lebt wohl!“

Mit dieſer ihrer Gloire ſind ſie aber in der jüngſten Zeit gar ſehr in die Klemme gekommen. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ich hier blos von den Liberalen ſpreche; denn was die Ultra's betrifft, ſo ſind dieſe guten Leute, in Frankreich wie überall, nur mit ihrem Hausweſen und ihren Familien-angelegenheiten beſchäftigt, und um Gloire, Patrie, Liberté und andere ſolche Allotrien bekümmern ſie ſich gar nicht. Die Pariſer Liberalen alſo hatten, ſeit dem Sturze Napoleons, jede Anſpielung auf den alten franzöſiſchen Waffenruhm mit Heißhunger auf-gefangen. In Büchern, in Zeitungen, in Gedichten, in Bildern, in Schauſpielen, auf dem Theater, in allen Winkeln gruben ſie nach italieniſchen, egyptiſchen, deutſchen, ſpaniſchen und ruſſiſchen Alterthümern. Das Herbarium vivum von ihren getrockneten Lorbeeren könnten hundert Packpferde nicht ſchleppen. Die arme Theater-Cenſur mattete ſich ab, daß es zum Erbarmen war. Sie ſtrich und ſtrich; aber wie wäre es möglich, einer ſo geiſtreichen und ſcharf-

ſinnigen Nation, als die franzöſiſche iſt, und die ihren Geiſt überall in der Taſche mit herumträgt — wie wäre es möglich, ihr Alles wegzuſtreichen? Behielt die Gelegenheit nur ein einziges Haar, wurde ſie daran feſtgehalten. Die franzöſiſchen Komödien können ſo wenig, als die deutſchen, der Lieutenants entbehren, und ſo oft ſich auf der Bühne eine Uniform zeigte, brach das Gloire-Fieber aus und des Jauchzens war kein Ende. So war es. Jetzt aber kam der ſpaniſche Krieg, den die Liberalen nicht haben mochten, und das Blatt wendete ſich. Von Gloire wollten ſie nichts mehr hören, ſie wurden fromm wie die Lämmer und fanden nichts lieblicher, als daß ſich jedes Volk redlich im Lande ernähre und ſich um fremder Völker Thun und Laſſen nicht bekümmere. Es wurde alſo anbefohlen, ruhmvolle Anſpielungen fortan mit Kälte aufzunehmen und ſich von jeder Theater-Scene, die nach Pulver rieche, mit Abſcheu wegzuwenden. Aber das Pariſer Parterre läßt ſich nicht ſo ſchnell unter einen Hut bringen, und in den erſten Tagen der neuen Ordnung klatſchten die feurigen Patrioten, wie ſie es gewohnt waren, bei jedem großen Worte der großen Nation. War darauf in den liberalen Theater-Zeitungen ein ſchrecklicher Lärm, und ſie logen, daß man gar nicht begreift, wo ſie die Unverſchämtheit alle hergenommen.

Sie behaupteten ganz keck: von der Polizei angeſtellte Leute hätten Kriegsſcenen beklatſcht, die das Publikum mit Mißbilligung angehört. Die liebe Polizei hingegen, die Ober-Hofmeiſterin der Prinzeſſin Europa, hat ſeitdem ihre Rolle gegen die ehemalige der Liberalen vertauſcht. Zwar hat ſie durch den ſpaniſchen Krieg einige neue Aengſten bekommen. So mußte eine Mamſell Mina, die in einem Kotzebue'ſchen Stücke vorkommt, in Karoline umgetauft werden, und in einem andern Stück wurde das Wort paix, mit welchem man Stille gebot, in chut! verwandelt. Im Uebrigen aber hat die Cenſur jetzt beſſere Zeiten und kann ſich ausruhen. Von der Gloire, die ihr ſonſt ein Dorn in den Augen war, iſt ſie die beſte Freundin geworden. Die Pariſer Straßen ſehen jetzt ganz gloriös aus. Die Boulevards, die Quais, Alles behängt mit Bildern, verſteckt hinter Büchern, umſtellt von Ofenſchirmen, die Waffenthaten erzählen und abbilden; ruhmvolle Hunde, tapfere Schulbuben; und ſelbſt darauf wird nicht Rückſicht genommen, ob Napoleon oder Bayard der Held der Schlachten war. Ich habe ſogar bemerkt, daß kurz vor der Kriegserklärung gegen Spanien vier neue und ſchöne Reverbèren an den Winkeln der Vendomes-Säule aufgeſtellt wurden, — da wo ſonſt keine waren, — damit man den Ruhm auch im Dunkeln ſehe.

XVIII.

Gefrorenes.

Wie Schade, daß die heißen Tage vorüber ſind, vielleicht hätte meine kleine Beſchreibung von dem hieſigen künſtlichen Winter der Einbildungskraft der deutſchen Leſer einige Kühlung gegeben, was ihnen erwünſcht geweſen wäre. Denn wie man mir aus Deutſchland geſchrieben, hat es dort dieſen Sommer ſehr an Eis und Kälte gemangelt. In welchen Zeiten leben wir, was erlebt man nicht Alles! Aber den Engländern iſt es nicht beſſer gegangen; auch ſie hatten Mangel an Eis. Zwar hatten ſie Schiffsladungen davon aus Schottland herbeigeholt; während ſie ſich aber in den Häfen mit den Zöllnern herumgeſtritten, ob dieſe Waare zu verzollen ſei oder nicht, war der Gegenſtand des Rechtsſtreites zu Waſſer geworden — ein Umſtand, der bei Prozeſſen nicht

ſelten eintritt. Noch größeres Mißgeſchick hatten andere brittiſche Handelsleute erfahren, welche Schiffe auf den Eisfang nach Island ausgeſchickt. Zwei der Schiffe gingen mit Mannſchaft und Ladung zu Grunde. Dieſe Gefahren hatte der deutſche antipiratiſche Verein wahrſcheinlich vorher berechnet, ſonſt hätte er ſicher bei dem ihm eignen Unternehmungsgeiſte, ſeine durch den Schrecken der Raubſtaaten müßig gewordenen Flotten benützt, dem deutſchen Bunde heilſame Abkühlung zu verſchaffen! .... Aber ich bin von meinem Wege abgekommen. In Paris hat man Eis im Ueberfluß; von wo man es herbekommt, mag der Himmel wiſſen. Das beſte Gefrorne findet man bei Tortoni auf dem Boulevard des Italiens. Man hat dort jeden Abend die ſüße Noth, zwiſchen dreizehn Sorten zu wählen. Ich will ſie nennen: Vanille, pistache, café blanc, fraise, groseille, framboise, citron, pèche, ananas, raisin, melon, pain d'Espagne, biscuit glacé à la fraise. Worin beſteht das Weſen eines biscuit glacé? Ich habe es nicht herausgebracht, es iſt eine Zuckerbäcker-Charade. Ein Chemiker müßte ich ſein, es nach ſeinen Beſtandtheilen, ein Dichter, es würdig, ein Stoiker, es mit Gleichmuth zu beſchreiben. Anfänglich dachte ich: das wird wohl wieder eine franzöſiſche Windbeutelei, dieſer ſogenannte Biscuit glacé wird

nichts als gewöhnliches Eis, nur mit der Form und Farbe eines Biscuit ſein! Ich genoß, und ſchämte mich meiner Uebereilung. Es war wirklich Biskuit, aber ein durchfrorner. So mag Ambroſia munden. Aber Ambroſia iſt auch nur ein Wort — man komme und ſchmecke. Was kann ich von genannter Eis-Art Rühmlicheres erzählen als Folgendes? Ich habe mit meinen eigenen Augen geſehen, daß eine wunderſchöne junge Frau, die eifrig davon gegeſſen und ihr Glas ſchneller ausgeleert, als ihr väterlicher Gatte das ſeinige, in dieſes mit ihrem Löffel lächelnd Eingriffe gethan, ſo daß der des Entzückens ungewohnte Ehemann ſich triumphirend herumgeſehn und allen anweſenden jungen Leuten zu verſtehen gegeben, ſie ſollten daraus entnehmen, wie wenig für ſie zu hoffen ſei — ſo ſehr liebte die junge Frau gefrornen Biskuit. — Diejenigen meiner Leſerinnen, die je in Paris, und während dem ſchön, oder jung, oder reich geweſen (dem Reichthum verkauft man, der Schönheit bringt man, die Jugend nimmt ſich dort Alles), die lächelten gewiß voll ſeliger Erinnerung, da ich von Tortoni und den Boulevards des Italiens geſprochen. In ſchönen Sommernächten da ſitzen ... ſäuſelnde Bäume ... umgaukelnde Bewunderer ... von tauſend Lichtern zauberiſch umfloſſen ... eine herrliche Zither tönt herüber ... drollige Savoyarden

mit ihren tanzenden Affen betteln um ein Lächeln und einen Kupferpfennig . . . und dabei den ſüßen Schnee herabzuſchlürfen, wie das köſtlich iſt! Ach, es denkt Keiner daran, wie theuer ſich oft die Natur ihre Schmeicheleien der menſchlichen Lüſternheit bezahlen läßt!

XIX.

Die Schwefelbäder bei Montmorency.

Ach, wäre ich nur ſchon der Rührung frei, wie munter wollte ich herumhüpfen auf dem Papier! Aber Thränen umdämmern meine Augen — und ſie haben weit zu ſehen, über Frankreich weg, bis hinüber in das Vaterland; aber meine Hand zittert — und ſie ſoll doch Kranken einen Heilbrief ſchreiben. Tauſend friſche Zweige ſäuſeln mich vom dürren Pulte weg, tauſend Vögel zwitſchern mich hinaus; denn ſie ſäuſeln, denn ſie zwitſchern: Rouſſeau! Rouſſeau! Die Kaſtanienbäume dort, ernſte Greiſe jetzt, ſie haben in ſchönern Jahren Rouſſeau gekannt und mit Schatten bewirthet ſeine glühende Seele. Das Häuschen gegenüber — ich ſehe in die Fenſter — darin iſt Rouſſeau's Stübchen; aber er iſt nicht daheim. Dort iſt der kleine Tiſch, an dem er die

Heloiſe gedichtet; da ſteht das Bett, in dem er ausgeruht von ſeinem Wachen. O heiliges Thal von Montmorency! Kein Pfad, den er nicht gegangen, kein Hügel, den er nicht hinaufgeſtiegen, kein Gebüſch, das er nicht durchträumt! Der helle See, der dunkle Wald, die blauen Berge, die Felder, die Dörfchen, die Mühlen — ſie ſind ihm alle begegnet, und er hat ſie alle gegrüßt und geliebt! Hier der Schatten vor meinen Augen — ſo, ganz ſo hat ihn die Frühlingsſonne um dieſe Stunde auch ſeinen Blicken vorgezeichnet! Die Natur rings umher — die treuloſe, buhleriſche Natur! In Liebesthränen lag er zu ihren Füßen, und ſie ſah ihn lächelnd an, und jetzt, da er fern iſt, lächelt ſie an gleicher Stelle auch mir, und lächelt Jeden an, der ſeufzend vorübergeht! — — —

Drei Stunden von Paris, und eine halbe Stunde von Montmorency entfernt, liegt, zwiſchen den Dörfern Enghien und St. Gratien ein See, welchen die Franzoſen den Teich nennen, l'étang. Darüber mag man ſich billig wundern! Sie, die Alles vergrößern, die inländiſchen Tugenden und die ausländiſchen Fehler, müßten den See — ſollte man meinen — das ſtille Meer von Montmorency heißen, ſo groß und ſtattlich iſt er.. Wahrlich, als ich ihn geſtern Vormittag ſah — das Wetter war etwas

ſtürmiſch — ſchlug er hohe Shakeſpeares-Wellen und war unklaſſiſch bis zur Frechheit. Ich brauchte, bei freiem Herzen, zwanzig Minuten, ihn zu umreiten; Liebende zu Fuß können ihn eine ganze ſchöne Stunde umſchleichen. Herrliche Baumgänge umſchatten ſein Ufer, zierliche Gondeln hüpfen über ſeine Wellen. Dieſem See nahe ſind die Badehäuſer angebaut, alle auf das Schönſte und Bequemſte eingerichtet. Die Beſtandtheile des Waſſers kenne ich nicht genau; die chemiſche Analyſe, die der berühmte Fourroy davon gegeben, habe ich nicht geleſen; nur ſo viel weiß ich, daß Schwefel darin iſt — dieſes herrliche Mittel, das, in Schießpulver verwandelt, kranke Völker, zu Arzneipulver geſtoßen, kranke Menſchen heilt. Wahrſcheinlich hat das Badwaſſer von Montmorency die größte Aehnlichkeit mit dem von Wiesbaden, welches, nach dem Converſations-Lexikon — dieſem ſächſiſchen Reichs-Vikar nach Ableben des deutſchen Kaiſers, der den deutſchen Völkern geiſtige Einheit gibt und deſſen zehn Bände das Andenken der ehemaligen zehn Reichskreiſe mnemomiſch bewahren — kohlenſaure Kalkerde, Bittererde, ſalzſaures Natrum, ſalzſaure Kalkerde und Bittererde, ſchwefelſaures Natrum und ſchwefelſaure Kalkerde, Thonerde und etwas mit kohlenſaurem Natrum aufgelöstes Eiſen enthält. Aber Montmorency iſt ungleich

wirkſamer als Wiesbaden und alle ſonſtigen Schwefelbäder Deutſchlands und der Schweiz. Die nothwendigſte Bedingung zur Heilung einer Krankheit durch Schwefelbäder iſt, wie die Erfahrung lehrt — die Krankheit; weßwegen auch gute Aerzte, da, wo ſie keine Krankheit vorfinden, ihr Heilverfahren damit beginnen, eine zu ſchaffen. Paris liegt aber ſo nahe bei Montmorency, daß die erforderliche Krankheit auf das Leichteſte zu haben iſt. Aus dieſer vortheilhaften Lokalität entſpringt für deutſche Kurgäſte noch ein anderer ganz unſchätzbarer Nutzen: daß ſie nämlich gar nicht nöthig haben, ſich auf der großen Reiſe von Deutſchland nach Paris mit einer Krankheit zu beſchleppen, welches beſonders bei Gichtübeln beſchwerlich iſt, ſondern daß ſie ſich geſund auf den Weg machen und ſich erſt in Paris mit den nöthigen Gebrechen verſehen, von wo aus ſie gemächlich in zwei Stunden nach Montmorency fahren, um dort Heilung zu ſuchen. Sollten ſie dieſe nicht finden, oder gar unglücklicher Weiſe in Paris ſterben — denn es verſteht ſich von ſelbſt, daß man dort alle ſeine Zeit zubringt und nur Sonntags zuweilen nach Montmorency fährt, um unter den Kaſtanienbäumen hinter der Eremitage die feine Welt tanzen zu ſehen, — ſo hat man die Reiſe doch nicht vergebens gemacht. Es gibt nichts Angenehmeres auf der

Welt, als in Paris zu ſterben; denn kann man dort ſterben, ohne auch dort gelebt zu haben?

Der Vorzüge, welche das Schwefelbad von Montmorency vor allen übrigen Schwefelbädern hat, ſind noch gar viele, und ich werde ein anderesmal darauf zurückkommen. Jetzt aber habe ich von etwas Wichtigerem zu ſprechen, nämlich von der zweimonatlichen Vorbereitungskur, welcher ſich, beſonders die deutſche weibliche Welt, zu unterwerfen hat, ehe ſie die Reiſe nach Montmorency antreten darf. Ich weiß freilich nicht, ob auch junge Frauenzimmer von Stand zuweilen die Gicht bekommen und ob ich nicht gegen die Pathologie und Courtoiſie verſtoße, wenn ich dieſes als möglich annehme. Sollte ich aber fehlen, ſo entſchuldigt mich meine gute Abſicht gewiß. Wäre ich nun ein halbes Dutzend Dinge, die ich nicht bin: jung, reich, ſchön, verheirathet, geſund und ein Frauenzimmer, würde ich, ſobald ich im Morgenblatte die Anpreiſung des Montmorency-Bades geleſen, wie folgt, verfahren. Ich nehme an, ich lebte ſeit fünf Jahren in kinderloſer, aber zufriedener Ehe. Mein Mann wäre ein Graf und reich. Er wäre nicht geizig, verwendete aber mehr auf ſeine landwirthſchaftlichen Baue, Parkanlagen und Merino-Schafe, als auf meine Launen und Luftſchlöſſer. Er liebte die Jagd ſehr, mich aber

nicht minder. An Wochen- und Werkeltagen thät' ich ihm in Allem ſeinen Willen, und nur an Feſttagen, die ich mir zu dieſem Zweck alle beweglich gemacht, behielte ich mir die Herrſchaft vor. Wir lebten zurückgezogen auf unſern Gütern. Mein Mann wäre Tage und Wochen auf ſeinen entfernten Meiereien, und wir hätten ſelten eheliche Zwiſte. Nun käme er eines Abends — — — aber, um es den Leſerinnen bequem zu machen, will ich in der dritten Perſon, wie Cäſar, und im Indikativ, wie die Weltgeſchichte, von mir erzählen.

An einem ſchönen Mai-Abend — die Dorfglocke verhallte ſchlaftrunken, der Himmel löſte ſeine rothen Bänder auf, die Sterne wurden angezündet — kehrte Graf Opodeldoc von der Jagd zurück. In das Hofthor eingetreten, ſprach er zu ſeinem Oberjäger: „Lieber Herr Walter, ſein Sie ſo gut und laſſen Sie meiner Frau ſagen, daß ich da bin.“ Der Graf war gegen ſeine Jagddienerſchaft ein gar milder und lieber Herr. Im Gartenſaale legte er ſeine Taſche ab und zog die Ladung aus der Büchſe; die Jagd war ſehr unglücklich geweſen, nichts, keine Rabenfeder war ihm aufgeſtoßen. Sophie, das Kammermädchen der Gräfin, kam ſchüchtern herbei und ſprach mit ängſtlicher Stimme: „Erſchrecken Sie nicht, Herr Graf, es hat gar nichts zu bedeuten, bis morgen iſt

es vorüber, Sie brauchen ſich gar nicht zu beunruhigen.“ Der Graf ſtieß zornig ſeine Büchſe auf den Boden. — „Elſter, Staarmatz, Gans, was ſchnatkert Sie da? Was hat nichts zu bedeuten, worüber ſoll ich nicht erſchrecken?“ Das Kammermädchen erwiederte: „Sie können ganz ruhig ſein, die gnädige Gräfin befinden ſich etwas unwohl und haben ſich zu Bette gelegt.“ — „Schon gut, brummte der Graf, ſchick' Sie mir den Heinrich.“ — Heinrich kam, ſeinem Herrn die Stiefel auszuziehen. Wie gewöhnlich, benahm er ſich ungeſchickt dabei, und bekam einen leiſen Fußtritt; ſo ſanft hatte Heinrich den Herrn nie geſehen. Nachdem der Graf in Pantoffeln und Schlafrock war, ging er in das Zimmer ſeiner Frau. Die ſchöne Gräfin richtete ſich im Bette auf; ſie hatte den Kopf mit einem Tuche umbunden — Amor trug die Binde nur etwas tiefer. „Was fehlt dir, mein Kind?“ frug der Graf ſo zärtlich, als ihm möglich war. — „Nichts, lieber Mann; ich bin froh, daß du da biſt, jetzt iſt mir ſchon viel beſſer. Heftiges Kopfweh, Schmerz in allen Gliedern, große Uebelkeiten.“ Die Gräfin, obzwar eine geübte Schauſpielerin, die ſchon in bedeutenden Rollen aufgetreten, ſtotterte doch, als ſie dieſe Worte ſprach, und ward roſenroth im Geſichte. Der Graf — er beſaß große Allodialgüter und war

ſeiner ganzen Collateral-Verwandtſchaft ſpinnefeind — als er ſeine Gemahlin erröthen ſah, faßte ein freudiges Mißverſtändniß, und drückte der Gräfin ſo feſt und zärtlich die Hand, als er es lange nicht gethan. Dieſe ſchrie ein langgedehntes Au! zog die Hand zurück, bewegte krampfhaft die Finger, und wiederholte im Sechsachtel-Takt: Au! au! au! Au iſt zwar ein unfeines Wort; aber der Schmerz hat keinen guten Styl, und einen ſchönen Mund kann auch ein Au nicht verunzieren. Der klugen Leſerin brauch' ich es wohl nicht zu ſagen, daß jenes Au nichts war, als die erſte Scene einer kleinen dramatiſchen Vorgicht. „Ich habe dich oft gewarnt, Abends nicht ſo ſpät in der Laube zu ſitzen; du haſt dich gewiß erkältet; das kommt dabei heraus!“ Nach dieſen Worten wünſchte der Graf ſeiner Gemahlin gute Nacht und ging brummend fort.

Am andern Morgen fand ſich die Gräfin beim Frühſtück ein und erklärte ſich für ganz wiederhergeſtellt. Der Graf fragte, wie gewöhnlich, nach dem Morgenblatte, das der Bote jeden Abend aus der Stadt brachte. Man ſuchte darnach, es fand ſich nicht. „Steht etwas Intereſſantes darin?“ fragte der Graf. Die Gräfin erwiederte, ſie habe es geſtern, weil ſie ſich zu Bette gelegt, nicht geleſen. Sie war ungemein hold und liebenswürdig, und

ſchlürfte ein Löffelchen aus der Taſſe ihres Mannes, ehe ſie ihm dieſelbe hinreichte, um zu verſuchen, ob der Kaffee ſüß genug ſei — eine zarte Aufmerkſamkeit, die ſie für feierliche Gelegenheiten verſparte. Darauf brachte ſie ihre eigene Taſſe an den Mund, vermochte ſie aber nicht zur Hälfte zu leeren. Sie klagte über Appetitloſigkeit, und daß ihr der Mund ſo bitter wäre. „Meinſt du nicht, liebes Kind — ſagte der Graf — daß es gut ſei, den Arzt aus der Stadt holen zu laſſen?“ — „Ich halte es für nicht nöthig, erwiederte die Gräfin, es fehlt mir eigentlich nichts, indeſſen, wenn es dich beruhigt, thue es immerhin.“ Ein Reitknecht wurde abgefertigt, und nach zwei Stunden fuhr der Arzneiwagen in den Hof. Der Doktor fühlte den Puls, frug herüber, frug hinüber, ſchüttelte den Kopf; Frank, ſein Polarſtern, zog ſich hinter Gewölk, und vom menſchlichen Herzen, dieſem Kompaſſe auf dem Meere zweifelhafter Geſchichten, verſtand der gute Doktor nichts. In ſeiner Spezial-Inquiſition erlaubte er ſich verbotene Suggeſtionen; die Gräfin verwickelte ſich in ihren Antworten, klagte über die widerſprechendſten Leiden, ſtotterte, ward wiederum roth. Der Graf lächelte abermals und ſprach: „Herr Doktor, ich will Sie mit meiner Frau allein laſſen.“

Als Graf Opodeldoc fort war, waren die Leiden

der ſchönen Gräfin auch fort. Sie ließ ſich vom Doktor die jüngſten Stadtneuigkeiten erzählen, und fragte dieſen endlich: „Waren Sie ſchon draußen auf dem Freihof beim Baron Haberſack geweſen? Er iſt krank.“ — „Ich bin ſein Arzt nicht,“ erwiederte der Doktor ſeufzend. — „Ich weiß das, ſagte die Gräfin; aber ich habe vor einigen Tagen mit der Baroneſſe von Ihnen geſprochen, ſie wird Sie rufen laſſen.“ — Der Doktor machte einen Bückling der Erkenntlichkeit. — „Der Baron hat das Podagra, fuhr die Gräfin fort. Die Baroneſſe, die ihn zärtlich liebt, glaubt, daß nur ein Bad ihn herſtellen könne, aber der Baron iſt eben ſo geizig, als ſeine Gemahlin großmüthig iſt. Sie verläßt ſich auf Sie, daß Sie ihm eine Badereiſe als unerläßlich zu ſeiner Heilung vorſchreiben werden.“ — „Gnädige Gräfin, eine Badereiſe wäre Ihnen vielleicht auch anzurathen.“ — „Meinen Sie, Doktor? (Das ausgelaſſene Herr machte den Doktor völlig zum Sklaven der Gräfin.) Aber welchen Badeort würden Sie empfehlen?“ — „Sind Sie für Wiesbaden, gnädige Gräfin?“ — „Ich will nichts davon hören, man begegnet da nur verkrüppelten Männern, und möchte ſterben vor Langeweile.“ — „Was halten Sie von Ems?“ — „Man erkältet ſich dort Abends zu leicht.“ — „Lieben Sie Kannſtadt?„ — „Ich hatte mir dort ſehr gefallen;

ſchade nur, daß die Eſel fehlen, welche die Bäder in der Nähe von Frankfurt ſo luſtig machen.... Doktor, was denken Sie von Montmorency bei Paris? die dortigen Schwefelbäder werden ſehr angerühmt, und ſcheinen mir für meine Umſtände ganz zu paſſen.“ — „Ich kenne ſie; glauben Sie doch der franzöſiſchen Charlatanerie nicht. Einen Schwefelfaden in ein Glas Waſſer geworfen, und ſich damit gewaſchen, thut dieſelben Dienſte, wie das Bad von Montmorency.“ — „Aber, lieber Doktor, bedenken Sie die angenehme Reiſe, Paris, die Zerſtreuungen.“ — „Freilich, gnädige Gräfin, Sie haben recht, die milde Luft Frankreichs wäre Ihren Nerven gewiß ſehr heilſam.“ — „Doktor, reden Sie mit meinem Manne, ſeien Sie geſchickt, Sie werden Mühe haben.“ „Gnädigſte, ich führe eine Schlange in meinem Wappen“.

Während oben Kriegsrath gehalten wurde, ging Graf Opodeldoc im Garten auf und ab, und wartete auf den Doktor. Er machte große Schritte und rieb ſich vergnügt die Hände, denn er hoffte heute noch ſeinen nahbegüterten Collateral-Verwandten eine ſchadenfrohe Botſchaft zu bringen. „Wartet nur, naſeweiſer Bruder — ſprach er lachend vor ſich hin — und Sie, hochmüthige Frau Schwägerin, wir wollen eine Suppe zuſammen eſſen, die geſalzen ſein ſoll.“ Endlich kam der Arzt, er ſtürzte ihm entgegen,

faßte ihn an beiden Händen und ſprach: „Nun, lieber Herr Doktor, was macht meine gute Frau? Trinken wir eine Flaſche Madera?“ Der Doktor zuckte bedeutend die Achſeln. — „Man kann noch nichts ſagen, wertheſter Herr Graf. Man muß der Natur Zeit laſſen, ſich zu entwickeln. Ich habe eine Kleinigkeit verſchrieben, zum Verſuch blos.“ — „Aber was fehlt ihr denn eigentlich“ — „Es iſt eine unausgebildete Gicht, die man zu befördern ſuchen muß.“ — „Gicht! Doktor. Meine Frau iſt erſt drei und zwanzig Jahre alt, ſo jung und ſchon die Gicht! Ich habe ſie oft gewarnt, das kommt von den weiten Fußreiſen, von dem tagelangen Reiten.“ — „Im Gegentheil, Herr Graf, mehrere und ſtärkere Bewegung wäre der gnädigen Gräfin zuträglich. Die frühzeitige Gicht findet ſich jetzt häufig bei jungen Damen von Stande; das kommt vom übermäßigen Zuckerwaſſer-Trinken.“ — Graf Opodeldoc ließ ſich das geſagt ſein; er war ein kenntnißvoller Pferdearzt, aber von der Menſchheit in ihrem geſunden und kranken Zuſtande wußte er nicht viel. Nachdem der Arzt fort war, ging der verdrießliche Ehemann in das Zimmer ſeiner Frau, ergriff beide dort ſtehende vollgefüllte Zuckerdoſen und ſchüttete ihren Inhalt zum Fenſter hinaus. Alles Hof-Geflügel kam herbei

geflattert und ſchlich langſam und verdrießlich wieder fort, als ſich nichts zu picken vorfand.

Vier Wochen lang wechſelte die ſchöne Gräfin Opodeldoc zwiſchen Wohlbefinden und Uebelbefinden mit vieler Kunſt und Ueberlegung ab. Der Arzt kam, der Arzt ging, die Krankheit blieb. Endlich ſchien die Arznei anzuſchlagen — ſie mochte wohl ſympathetiſch gewirkt haben, denn Sophie, das Kammermädchen, pflegte ihre Privatnelken damit zu begießen. Schon ſeit acht Tagen war keine Klage gekommen aus dem Munde der Gräfin. Terpſichore hatte dieſe glückliche Verabredung mit Hygieia getroffen; denn am neunten Tage ſchickte die Baroneſſe Haberſack Einladung zu einem Balle, auf dem ſie vor ihrer Abreiſe in's Bad alle ihre Freunde vereinigt ſehen wollte. Die Gräfin ſchmückte ſich auf's Herrlichſte, ſie war ſchön wie — ein Engel. (Warum iſt die chriſtliche Mythologie ſo arm an guten Bildern?) Sophie, das Kammermädchen, ſtand, wie Pygmalion vor ſeinem Marmorbilde, mit Liebesblicken vor dem Kunſtwerk ihrer Hände und flehte die Götter, ſie möchten die Gräfin beleben und in einen Mann verwandeln. Der Graf ſelbſt zeigte ſtarke Spuren inneren Wohlgefallens beim Anblicke ſeiner Gemahlin; denn die Hoffnung, daß ſeine hagere Schwägerin auf dem Balle etwas berſten würde vor

Neid, hatte ſein äſthetiſches Gefühl ungemein geſchärft. Er nannte die Gräfin einmal über das Andere: Mein Mäuschen! Endlich bot er ihr den Arm, ſie hinab an den Wagen zu führen. Auf der Mitte der Treppe — o unvergleichliche That menſchlicher Seelenſtärke, einzig in der Weltgeſchichte! o glorreichſte Heldin des weiblichen Plutarchs! — mitten auf der Treppe, von Roſen umduftet, von Seide umwallt, von Gold und Perlen umglänzt, von Kunſt und Natur bis zum Blenden umſchimmert, auf dem Wege zum Tanze, auf dem Wege zu tauſend ſüßen Triumphen ... ſtieß die Gräfin Opodeldoc einen durchdringenden Schrei aus und wollte zuſammenſinken. Der Graf ſtützte ſie und fragte: „Was haſt du, mein Mäuschen?“ Die Gräfin konnte vor Schmerz nicht antworten. Man mußte ſie die Treppe wieder hinauftragen. Sie legte ſich zu Bette. Sophie, ob ſie zwar als Kammermädchen hinter den Couliſſen ſtand, ward doch überraſcht von dem Staatsſtreiche ihrer Gebieterin, deſſen Geheimniß ſie nicht wußte, da die Gräfin, wie jede Frau, ein Allerheiligſtes hatte, in das auch die Prieſterin Sophie nicht treten durfte, ſondern nur ſie ſelbſt als hohe Prieſterin. Der kranke Fuß wurde bis zur Ankunft des Arztes ohne Erfolg mit Hausmitteln behandelt. Der Doktor kam und hatte mit der Gräfin eine lange

geheime Unterredung. Vor dem Weggehen begab er ſich zum Grafen und ſagte mit feierlicher Stimme: „Herr Graf, ich halte es für meine Pflicht, Ihnen zu rathen, daß Sie einen andern Arzt kommen laſſen.“ — „Noch einen? rief der Graf. Ein Kongreß! Steht es ſo ſchlimm mit meiner Frau? Iſt eine gefährliche Revolution in ihr vorgegangen?“ — „Nein, wertheſter Herr Graf, ſo ſchlimm iſt es nicht; aber die gnädige Gräfin ſcheinen kein Zutrauen in mich zu ſetzen und wollen meinen Rath nicht befolgen. Ich habe Ihrer Gemahlin eine Badekur verordnet, aber ſie will nichts davon hören. Sie ſagt, das Geräuſch der Badeorte ſei ihr verhaßt, und ſie hat mir verboten, mit Ihnen, Herr Graf, davon zu ſprechen. Aber meine Pflicht . . .“ — „Herr Doktor, ich liebe die Badeorte auch nicht; können Sie meine Frau nicht auf anderm Wege heilen?“ — „Wertheſter Herr Graf, wir können nicht zaubern, wir Aerzte. Der Arzt und die kranke Natur ſind der Blinde und der Lahme; die Natur zeigt uns den Weg, den wir ſie tragen ſollen. Um einen Kranken zu heilen, müſſen wir in ihm den geſunden Punkt, den Punkt des Archimedes auffinden, wo wir den Hebel anſetzen. Die Gicht iſt eine Krankheit, die ſich auf's Hartnäckigſte vertheidigt, ſie iſt mit Gewalt gar nicht einzunehmen, weßwegen ſie auch im Con-

verſations-Lexikon unmittelbar auf Gibraltar folgt....“ Der Doktor ſprach noch länger als eine Viertelſtunde gelehrt und unverſtändlich, um der Gräfin Zeit zu laſſen, ihre Rolle zu rekapituliren. — „Sie werden meiner Frau Wiesbaden verordnet haben?“ — „Nein, Herr Graf, das Waſſer iſt zu ſtark.“ — „Oder Ems? Nicht wahr, Doktor, Ems, das hilft.“ — „Trauen Sie ihm nicht, Herr Graf, das Waſſer allein thut's dort nicht; die Nachtluft — die Nachtluft iſt dort ſchädlich.“ — „Welches Bad rathen Sie denn?“ — „Das zweckmäßigſte wäre Barrège in den Pyrenäen.“ — „Träumen Sie, Herr Doktor? Wollen Sie meine Frau der Armée de foi zuführen? Soll uns der Trappiſt attrapiren?“ — „Freilich, Herr Graf, Barrège hat ſeine Bedenklichkeit. Das Waſſer von Montmorency bei Paris iſt ungefähr von gleicher Beſchaffenheit.“ — „Herr Doktor, wenn unſer Einer nach Paris reiſt, ſo koſtet das gleich ungeheures Geld. Muß es denn ſein? Thut es kein anderes Bad? Haben Sie Erfahrungen, ob es hilft?“ — „Schon Hyppokrates, in ſeinem Buche von den Winden, rühmt das Bad von Montmorency. Aber, Herr Graf, ich fürchte, Ihre Frau Gemahlin iſt nicht zu bewegen.“ — „Das wird ſich finden; wenn ich will, muß ſie wollen; ich bin Herr, Herr Doktor.“

Graf Opodeldoc brauchte länger als vierzehn Tage, ſeine Gemahlin für die Schwefelbäder von Montmorency zu gewinnen. Endlich willigte ſie ein. „Ich will deiner liebevollen Beſorgniß dies Opfer bringen," ſprach ſie mit matter Stimme. Sie ward täglich ſchwächer und verließ das Bett nicht mehr. „Liebes Kind — ſagte der Graf eines Morgens — ich reite in die Stadt, ich will dir die Putzmacherin herausſchicken, du wirſt für die Reiſe noch Allerlei bedürfen." — „Nein, guter Mann, erwiederte die Gräfin, das Nöthigſte habe ich, und ein Leichentuch finde ich überall. Ich fühle, wie ſich Alles in mir auflöſt, bald ſchließt mich der Tod in ſeine kalten Arme." — „Kinderpoſſen! Du wirſt in Paris wieder aufleben; dann brauchſt Du Flitter genug, und dort iſt Alles doppelt theuer." — „O mein Gatte, wozu noch Tand und Flitter? Laß mich den Blick abwenden von allem Irdiſchen, laß mich gegen den Himmel meine Gedanken richten!" — „Wie du willſt!" — brummte der Graf. — Die Vorbereitungen zur Reiſe waren getroffen, das Gold ward unter Seufzen eingerollt. — Der Graf liebte die Napoleons ſehr, doch, als guter Deutſcher, nur im Pluriel. Die Gräfin wurde in den Wagen gehoben. Schon am zweiten Tage fühlte ſie ſich geſtärkt, und in Straßburg vermochte ſie mit Leichtigkeit den Münſter hin-

aufzuſteigen. Oben auf der Platte-Form ſagte der Graf: „Mäuschen, Du blühſt ja wieder wie eine Roſe.“ Die Gräfin erſchrak, bedachte, wie wenig entfernt ſie noch von der Heimath wären, und blickte in die untergehende Sonne, um ihre Wangenröthe hinter dem Widerſchein der Abendgluth zu verſtecken. Als ſie an der Barrière St. Martin an das Thor gelangten, durch das man, von Deutſchland kommend, in Paris einfährt, wollte der Poſtillon, wie es ihm auf der Station geheißen, rechts ab gleich nach Montmorency fahren, wo das Quartier voraus beſtellt war. Aber die Gräfin befand ſich plötzlich ſo übel, daß man ſich entſchließen mußte, über Nacht in Paris zu bleiben. Der am andern Morgen herbeigeholte Arzt erklärte die Krankheit für une fièvre non maligne und gebot das Zimmer zu hüten. Der Graf ging aus, Adreſſen abzugeben, machte Beſuche, empfing Beſuche; nach einigen Tagen war die Gräfin hergeſtellt und ward von ihrem Manne in den Strudel von Paris hineingeführt. Die deutſche unlegitime Garderobe wurde in der Vivienne-Straße reſtaurirt. Der Graf ſelbſt fing an, ſich in Paris zu gefallen. Er hatte einen wackern Colonel auf halbem Solde kennen gelernt, der wie er ein leidenſchaftlicher Jäger war und der ihm Gelegenheit verſchaffte, ſeine Luſt zu befriedigen. Die Gräfin aber

hatte vom erſten Augenblicke an eine unüberwindliche Abneigung gegen den Colonel gefaßt und da ſie ihren Widerwillen nicht verbarg, führte dieſes zu häufigen Zwiſtigkeiten mit ihrem Manne. „Er iſt ein wilder Menſch!“ ſagte die Gräfin oft. — „Wir gedienten Leute ſind nicht anders!“ erwiederte jedesmal der Graf. Wochen, Monate gingen vorüber, der Herbſt nahte heran, die Rückreiſe konnte nicht länger verſchoben werden. Der Wagen war angeſpannt, der Colonel umarmte ſeinen Freund. „Adieu, mon ange!“ ſagte er zu Sophie, ihr die Wangen ſtreichelnd; aber vergebens ſuchte er unter Scherzen ſeine Rührung zu verbergen, Thränen entſtürzten ſeinen Augen. Er faßte die Hand der Gräfin, ſie zu küſſen, dieſe zog ſie zurück und ließ ihren Schleier fallen. Als ſie im Wagen ſaßen, ſagte der Graf: „Du haſt dich aber auch gar zu unartig gegen den Colonel benommen! Er iſt ein herrlicher Mann, ein ächt deutſches Herz.“ ... Während auf der erſten Station hinter Paris die Pferde gewechſelt wurden, ſchlug ſich der Graf plötzlich vor die Stirn und rief: „Rein vergeſſen!“ Mit freudigem Schreck frug die Gräfin haſtig: „Deine Brieftaſche? Ich habe ſie auf dem Kamin geſehen. Laß uns ſchnell zurückfahren, ich fürchte, ich habe auch Manches dort vergeſſen; wenn wir nicht eilen, iſt Alles hin.“ — „Die Brieftaſche

habe ich — erwiederte der Graf — ich meine, wir haben ja ganz vergeſſen, uns in Montmorency umzuſehen.“ — „Ueber's Jahr!“ liſpelte die Gräfin mit einem leiſen Seufzer, und warf einen feuchten Blick auf den Dom der Invaliden zurück, deſſen goldene Kuppel in der Abendſonne leuchtete.

Graf Opodeldoc lebte wieder im alten Gleiſe auf ſeinen Gütern. Die Nachbarinnen waren der Reihe nach gekommen, die Pariſer Hüte zu bewundern, welche die Gräfin mitgebracht. Dieſe hatte ſich müde erzählt von den Wunderwerken der herrlichen Stadt — wenn es für Männer angenehm iſt, in Paris zu ſein, iſt es für Frauen noch angenehmer, dort geweſen zu ſein und davon zu berichten. Die Herbſtwinde raſchelten, die Blätter fielen. Es kam der erſte November, des Grafen fünfzigſter Geburtstag. Der Graf ſchlief an dieſem Tage, wie gewöhnlich, länger als gewöhnlich, um zu allen Vorbereitungen zu ſeiner Ueberraſchung Zeit zu laſſen. Er ging hinab in den Saal und wünſchte ſeiner Gemahlin mit erkünſtelter Gleichgültigkeit und Kälte einen ſchönen guten Morgen. Bei ſeinem Eintreten ſagte die Gräfin zu ihrem Kammermädchen: „Geh', Sophie!“ indem ſie ihr einen ſanften Schlag gab. Sophie hatte eine ganze Spitzbubenherberge voll Schelmerei auf ihrem Geſichte und ſchlüpfte lachend

hinaus. „Väterchen!“ ſprach die Gräfin mit entzückender Holdſeligkeit — der Graf kam näher — „Väterchen!“ — der Graf ſtand vor ihr — »Petit Papa!“ — Sie ergriff ſeine Hand, drückte ſie feſt und zärtlich, er zog ſie zurück; ſie lächelte, er erröthete. —

— Das macht' ich ſo!

XX.

Die Vendome-Säule.

Man muß ſehr lachen, wenn man der drolligen Verlegenheit einiger franzöſiſcher Schriftſteller begegnet, welche Beſchreibungen von Paris zum Gebrauche der Fremden verfaßt haben. Viele Bauwerke, in neuerer Zeit entſtanden, erregen und verdienen die Bewunderung Aller; aber wie davon ſprechen? Napoleon hat ſie geſchaffen. Um dieſer ſtechenden Wahrheit auszuweichen, ſieht man jene armen Herren ſich wie Raupen krümmen. Sie reden in mancherlei Windungen und ſtellen für ſchreibende Höflinge die ſchönſten Styl-Muſter auf. Sie ſagen: alle Bauwerke der kaiſerlichen Regierung wären ſchon unter Ludwig XIV. beſchloſſen worden, Ludwig XV. habe wohl daran gedacht, die Entwürfe ſeines Vorgängers auszuführen, habe aber, um das dazu nöthige

Geld zu holen, die benachbarten Staaten nicht erobern wollen; Ludwig XVI. ſei auf Gleiches bedacht geweſen, habe es aber unterlaſſen, um ſeine Unterthanen nicht mit Abgaben zu beſchweren. Dann ſagen ſie: Napoleon habe nur aus Eitelkeit viel bauen laſſen. Dann, um die Schnelle, mit welcher unter ihm ſo viele und große Werke entſtanden, der Bewunderung zu entziehen, ſagen ſie: Buonaparte habe zu Pferde der Unſterblichkeit zueilen wollen. Ferner: er habe wohl begriffen, daß ihm jene Kunſtwerke größeren Nachruhm bringen würden, als ſeine verheerenden Schlachten. Ferner: es habe ihm geahnet, daß es mit ſeiner Herrlichkeit nicht lange dauern würde, und darum habe er ſich beeilt, ein gefälliges Andenken zurückzulaſſen. Endlich, weil ſie fürchten, noch nicht genug geſchmeichelt, Napoleon noch nicht genug geläſtert zu haben, ſagen ſie: er habe die Baukunſt nicht geſchätzt, die Baukünſtler nicht aufgemuntert, nicht belohnt, ſie vielmehr gehaßt, weil ihn, da er noch Lieutenant geweſen, ein Architekt wegen einer Schuld bei dem Friedensrichter verklagt hatte. Wenn dieſes wahr iſt, muß man ſich wundern, daß Napoleon nicht auch die Ammen und Kindermädchen verfolgt, weil ihm, als er noch Kind war, höchſt wahrſcheinlich eine dieſer Perſonen irgend ein Pätſchchen gegeben. Bei Gelegenheit der Vendome-

Säule ſagen jene immergrünen Schmeichler: Napoleon hat die Säule jener des Trajan zu Rom ſklaviſch nachbilden laſſen, weil er den Künſtlern nicht vergönnen mochte, eigenem Schöpfungsgeiſte zu folgen. Daß er ein Taugenichts war, wiſſen wir auswendig genug, aber mit der Vendome-Säule hat er Recht gehabt. Die Künſtler unſerer Tage haben nur gelernt, den Reichen und Mächtigen zu gefallen. Ein Bildchen, zwiſchen hölzernen Stäben eingeſperrt, in der warmen Stube aufgehängt, von Gardinen gegen die Sonne, von Schloß und Riegel gegen freie Unterſuchung geſchützt — das iſt ihr höchſtes Thun. Aber ein Bauwerk unter freiem Himmel, auf den Markt des freien Urtheils hinzuſtellen, Allen verſtändlich, Allen gefällig, und das groß in die großen Augen des Volks einzieht — das vermögen ſie nicht. Aber die alten Römer vermochten es, und darum war es wohl gethan, eines ihrer Werke nachzuahmen. Die Vendome-Säule iſt das ſchönſte unter allen Bauwerken Napoleon's; unter ſolchen nämlich, die eine ſittliche Vorſtellung ausdrücken. Denn was die Gebäude betrifft, die dem Vortheile des thieriſchen Menſchen gewidmet ſind: Märkte, Wein-, Getreide-Hallen, Schlachthäuſer, die der franzöſiſche Kaiſer aufführen ließ, ſo muß man geſtehen, daß die alte Welt nichts Aehnliches vorzuzeigen hatte.

Die Säule auf dem Platze Vendome ſoll, wie bekannt, die Siege der Franzoſen im Jahre 1805 verherrlichen. Sie iſt rundum bis zu ihrer Spitze mit Bildwerken halb erhabener Arbeiten bedeckt, wozu zwölfhundert eroberte Kanonen das Metall gegeben. Ein ſchönerer Bauſtoff, als den der türkiſche Kaiſer zu verwenden gedenkt, welcher, wie eine deutſche Zeitung ſchmunzelnd erzählt hat, bei ſeinem Barte geſchworen, in Griechenland eine Moſchee von Chriſtenſchädeln aufrichten zu laſſen! Die Spitze der Säule krönt eine Kuppel, auf welcher bis zur Rückkehr der Bourbonen die Statue Napoleons ſtand. Sie war, wie ihr Urbild, ſo feſt auf den Beinen, daß man ſie abſägen mußte. Aus dem Leibe des Helden wurde ſpäter das Pferd gegoſſen, worauf Heinrich IV. auf dem Pont-Neuf ſitzt. Eine finſtere Treppe führt zur Gallerie, welche die Kuppel der Säule umgibt. Mit einer Laterne in der Hand ſteigt man den ängſtlichen Weg hinauf, der ſo eng iſt, daß man dem Herabkommenden zurufen muß, oben zu warten, denn zwei ſich Begegnende könnten ſich nicht ausweichen. So ſind die Wege des Ruhms! Von der Höhe der Säule hat ein Held der alten Garde ſich vor einigen Jahren herabgeſtürzt. Beargwohnt von der Schwäche, geneckt, verfolgt, ward ihm das Leben zur Laſt. In fünfzig Schlachten war er den Lanzen und Schwertern

des Feindes kühn entgegengetreten — vor den Nadelſtichen der Polizei nahm er feig die Flucht. Von dieſer Säule des Ruhms ſchaut man auf das heutige Paris hinab — ein Anblick, der einem Deutſchen wohlthun würde, wenn es die Binſe größer und ſtärker machte, daß der Sturm die Eiche niederwarf. Auch haben ſie, um die Weltgeſchichte Höflichkeit zu lehren, die Inſchrift vertilgt, die am Fuße der Säule deren Beſtimmung ausdrückte. Die Inſchrift war in lateiniſcher Sprache, und die Wenigſten hatten ſie verſtanden: die leere Tafel kann jetzt jeder dumme Bauer leſen.

XXI.

Gretry's Herz.

Deutſche Advokaten — — — — Wenn man Gefühl hat, oder das erſte Kind in der Wiege liegt, gelingt es ſelten, den Faden einer vernünftigen Betrachtung ohne Riß abzuſpinnen; hat man aber beides zugleich, wird die Feder gar mitten im Satze aufgehalten, und das verdrießliche Punktum harrt ungeduldig auf die Zögernde. Wie das Bübchen ſchreit und weint und zappelt! Du plauderndes Räthſel, ich verſtehe dich doch nicht — wer ſagt mir dein Wort? Du ſüßer, gährender Moſt, welchen Wein wirſt du mir bringen? Wirſt du glücklich ſein und machen? Wird dein Herz unter warmem blauen Himmel herrlich blühen, bis es die raſche Hand des Schickſals bricht oder der Herbſt ſanft entblättert; oder wird es im kalten Norden erſtarren,

daß der Tod nichts mehr zu tödten findet? Wird dein Geiſt auf dem ſtürmiſchen Meere der Wahrheit kühn nach unentdeckten Inſeln ſchiffen, oder auf dem Wochenmarkte des Lebens kaufen und verkaufen, bis der Sarg die Rechnung ſchließt? Wirſt du der zarten Bitte weich entgegen kommen, oder fliehen vor der bettelnden Verzweiflung und ein Böſewicht werden? Wirſt du das Schwert führen mit tapferer Hand, das Wort mit kühner Zunge? Oder wirſt du flink der Gewalt ausweichen, und ſchmeichelnd den Uebermuth entwaffnen? Wirſt du ein Lehrer der Weisheit werden, wirſt du Unglückliche tröſten durch Gottes Wort, oder Kranke heilen durch die Kräfte der Natur? Alles was der Himmel will! — nur daß er Eines nicht wolle! Wüßte ich, Junge, du würdeſt einſt Advokat; mit dieſen meinen Händen würde ich dich erwürgen, und deiner verzweifelnden Mutter keine Sylbe des Troſtes geben und ihr zuſchreien: Schweig, thörichtes Weib, oder entferne dich mit deinem Jammer! Sparta, nur das Vaterland ſeiner Kinder, hat ſchon die getödtet, die mit verkrüppelten Körpern geboren, und ich, der leibliche Vater meines Sohnes, ſollte ſeine verkrüppelte Seele aufkommen laſſen? Soll ich dieſes blühende Leben hinabſteigen ſehen in die Bleibergwerke giftiger Hanthierung, und dem Grabe zuſchleichen mit ausge-

trockneten Adern, oder das Herz, aufgedunſen von geiler Geldliebe, einen breiten Sarg ausfüllen? Soll ſich unſer Sohn mäſten mit dem Schweiße der Noth, und ſeinen Durſt löſchen mit den Thränen der Wittwen und Waiſen? Soll er ein kalter Schachſpieler ſein, gleichgültig, ob er mit den weißen oder den ſchwarzen Steinen gewinne? Soll er das geſchriebene Recht des Wucherers in Schutz nehmen gegen das verwiſchte Nothrecht des Leichtgeſinnten? Soll er ein Kuppler ſein jeder lüſternen Habſucht und der Verführer ſchwacher Richter? Soll er im Dickicht verſtrüppter Geſetze auf ſorgloſe Wanderer lauern? Soll er, werde er auch der Beſten einer, wie ein Zergliederer unter Gebeinen und faulen Eingeweiden verweſter Rechte leben? Nein; lieber ziehe ich dieſe junge Wurzel aus der lockern Erde! . . Doch wie? Haſt du nicht noch eine lange Zukunft vor dir? Wird nicht die Zeit größer werden und mit dir das Vaterland wachſen? Ja, du ſollſt Advokat werden! . . . Der Schelm iſt eingeſchlafen unter meinen Reden. Ich glücklicher Vater! Er hat ſchon Geſchmack, und gibt mir Ruhe, meinen Satz zu endigen. —

Deutſche Advokaten, Notare, Gerichts-Präſidenten und Räthe, Gerichts-Sekretäre und Pedellen haben ſchon manche Verſieglung mit Vergnügen veranſtaltet;

aber die eines bürgerlichen todten Herzens iſt ihnen ſicher noch nicht vorgekommen. Sie überlaſſen mit Recht dergleichen romantiſche Streiche der Jugend und den deutſchen Calderonen. Ich aber habe eine ſolche Verſieglung mit angeſehen, und ſie hat mich gerührt. Die Eremitage in der Nähe von Paris, früher von Rouſſeau bewohnt (ihm war die ganze Welt eine), kam ſpäter in den Beſitz des berühmten Tondichters Gretry. Er lebte viele Jahre und ſtarb daſelbſt. Im Garten liegt ſein Herz unter einer geſtutzten Marmorſäule begraben, die ſeine Büſte trägt und die Inſchrift: Grétry! ton génie est partout, mais ton coeur n'est qu'ici. Das mais iſt ſehr ſchafig; die Franzoſen können keine Grabſchrift machen, ſie verſtehen das Leben, aber nicht den Tod, und jenes nur, ſo viel man es ohne dieſen begreifen kann. Am 17. Mai kamen Abends drei Gerichtsperſonen aus Paris, mit ſchweren Akten unter den Armen, und traten mit amtlichen Schritten und Mienen in den Garten der Eremitage. Es dämmerte ſchon — und es war eine ſüße Mai-Dämmerung — aber weder dieſes, noch der Geſang der nahe niſtenden Philomele konnte die Prieſter der nachtwandelnden Themis irre machen. Sie zogen juriſtiſche Bänder aus der Taſche, umſchlangen damit Gretry's Grabſäule, knüpften ſie an das um-

herlaufende Geländer feſt, träufelten grünes Wachs auf die erforderlichen Stellen, und ſiegelten gehörig. Es war dieſes der letzte Akt eines romantiſchen Prozeß-Dramas, von dem ich nur eine leichte Federzeichnung zu geben brauche; denn, erzähle ich juriſtiſchen Leſern, daß ſich die Prozeßkoſten auf zehntauſend Franken belaufen, ſo wird das ihrer Einbildungskraft Farben genug miſchen, daß ſie ſich meine Zeichnung ſelbſt werden ausmalen können.

Gretry ſtarb am 24. September 1813 in der Eremitage, und wurde, ſeiner teſtamentariſchen Verfügung gemäß, in Paris auf dem Kirchhofe des Père Lachaiſe begraben. Vor deſſen Beerdigung machte Herr Flammand, der Gemahl einer Nichte Gretry's, als Familienhaupt, Traueranführer und Mann von Gefühl, den Antrag, man ſolle das Herz des Verſtorbenen herausnehmen und einbalſamiren; aber einige Glieder der Familie widerſetzten ſich dem. Die Leiche wurde in ein vorläufiges Grab geſenkt, bis das Gewölbe, das ſie aufnehmen ſollte, vollendet ſein werde. Nach zwei Monaten, als dieſes Gewölbe fertig war, wurde Gretry's Leiche wieder ausgegraben. Dieſen Umſtand benutzte Herr Flammand und ließ das Herz im Geheim, damit es die übrigen Glieder der Familie nicht erführen, jedoch mit Bewilligung der Polizei, herausnehmen, einbalſamiren

und in eine zinnene Büchſe legen, die er in Verwahrung nahm. Darauf ſchrieb er der Stadt Lüttich, Gretry habe bei ſeinem Leben den Wunſch geäußert, daß ſein Herz in ſeinem Geburtsorte ruhen möchte, und dieſes Wunſches gedenkend, ſei er bereit, das Herz auszuliefern. Der Maire jener Stadt ſchrieb zurück: Er nehme das Geſchenk an, und man ſolle es ihm durch den nächſten Poſtwagen ſchicken. Er ſoll auch hinzugefügt haben, er erwarte das Herz portofrei; indeſſen wird dieſes komiſchen-ökonomiſchen Verhältniſſes in den Prozeßakten nicht gedacht. Der Lütticher Maire glich in dieſem Verfahren den edelſten der alten Römer, die dem Dienſte des Vaterlandes jede Empfindung aufopfern. Aber das heiße Gefühl des Herrn Flammand ziſchte auf und dampfte, als der kalte, proſaiſche, kanzleiſtyliſche Brief ſich darüber hergoß; er beantwortete ihn nicht, und behielt das Herz. Noch andere eingetretene Umſtände hatten ſeinen frühern Entſchluß abgeändert. Erſtens hatte er unterdeſſen die Eremitage an ſich gekauft, zu welcher Erwerbung früher keine Hoffnung war: das war alſo der angemeſſenſte Platz für Gretry's Herz. Zweitens war Lüttich von Frankreich abgeriſſen worden und an das Königreich der Niederlande gekommen. Herr Flammand dachte mit Recht, der Pariſer Friede ſei hart genug, und er

wolle nicht la France auch noch des koſtbaren Ueberreſtes eines ſeiner großen Männer berauben. Er ließ alſo im Garten der Eremitage ein Denkmal ſetzen, worunter das Herz gelegt werden ſollte. Ehe dieſes ausgeführt werden konnte, kamen die verbündeten Heere zum Zweitenmale nach Paris und breiteten ſich in der Umgegend aus. Herr Flammand flüchtete ſich und ſein Herz vom flachen offnen Lande in die ſichere Stadt, wo der Palais-Royal auch Baſchkiren zähmt. Da wurde ihm nach einiger Zeit gemeldet, die deutſchen Truppen, die in der Gegend von Montmorency lagerten, hätten die Eremitage aus Ehrfurcht vor dem Genius eines großen Mannes mit Schonung behandelt und gegen jede Zerſtörung bewacht und geſchützt. Er eilte froh mit ſeinem Herzen hinaus und traf zwei junge preußiſche Offiziere knieend vor Gretry's Grabmal liegen. So erzählt er; ich glaub' es aber nicht. Eher haben wohl jene edeln Jünglinge vor Rouſſeau's Denkmal gekniet, das ſich, von der Epinai eiteln Sorgfalt aufgeſtellt, im nämlichen Garten befindet. Endlich am 15. Juli 1816 wurde Gretry's Herz mit großen Feierlichkeiten in der Eremitage beigeſetzt.

Die Stadt Lüttich ſchien ihre alten Anſprüche aufgegeben zu haben und ließ ſich mehrere Jahre nicht weiter vernehmen. Erſt im Jahre 1820 brachte

ſie die Sache wieder in Anregung und forderte von Herrn Flammand das Herz. Dieſer beantwortete den Brief nicht. Darauf ſchlug der Bürgermeiſter von Lüttich einen ſchlauern Weg ein. Er beauftragte nämlich eine Demoiſelle Keppenn, Modehändlerin, die in eigenen Geſchäften von Lüttich nach Paris reiſte, dem Herrn Flammand auf dieſe oder jene Art ſein Herz zu entreißen. Demoiſelle Keppenn, in ſolchen Eroberungen geübt, übernahm gern den Auftrag. Aber die zuverſichtliche Modehändlerin verkannte den Geiſt der Zeit, ob ſie zwar die Zeit, als ihre Waare, genau kennen ſollte. Sie bedachte nicht, daß Herr Flammand über die Jahre der Jugend hinaus ſei, und als ſie nun mit ihren Abſichten und Reize.. vorrückte, wurde ſie zurückgeſchlagen. Da nahm ſie zu den alten beliebten Intriguen ihre Zuflucht und war dabei glücklicher. Es gelang ihr nämlich, die Gretry'ſche Familie zu entzweien, und ſie wußte ſich von einigen Gliedern dieſer Familie die ſchriftliche Erklärung zu verſchaffen, daß es ihr Wunſch und Wille ſei, daß Gretry's Herz nach Lüttich geſchickt werde. Darauf verklagte die Stadt Lüttich den Herrn Flammand bei den franzöſiſchen Gerichten und verlor den Prozeß in der erſten Inſtanz. Sie appellirte und gewann ihn definitiv. Zwar hat ſich jetzt Herr Flammand an das Caſſations-Gericht gewendet,

doch iſt zu einem veränderten Urtheile keine Hoffnung. Die Form iſt gegen ihn, und die Seele des Rechtes folgt, wie jede, ihrem Körper nach — welches freilich traurig genug iſt,

Glücklich diejenigen, deren Herz erſt nach dem Tode beunruhigt wird, gleich dem des guten Gretry! Dieſes hatte vor zehn Jahren aufgehört zu ſchlagen; zwei Monate lag es in Paris begraben, in ſeinem Körper; dann wurde der Körper, und ihm das Herz herausgezogen; dann machte es einige Jahre oft den Weg von Paris nach Montmorency und zurück, und jetzt, nachdem es ſieben Jahre in der Eremitage gelegen, muß es ſeine Ruheſtätte verlaſſen, um nach den Niederlanden zu wandern. Was geſchieht aber mit der Grabſäule im Garten? Sie kann bleiben, und man hat nur die Worte: Ton coeur n'est qu'ici, in die; Ton coeur ne fut qu'ici, umzuwandeln. Es wäre dieſes nicht das erſte Beiſpiel einer conjugirten Grabſchrift, welche Art zu conjugiren etwas Angenehmes hat, weil ſie Leben in den Tod bringt. Auf Rouſſeau's Grabmal in Ermenonville ſtanden die Worte: Ici repose l'homme de la nature et de la vérité; nachdem aber während der franzöſiſchen Revolution Rouſſeau's Gebeine nach Paris gebracht worden, änderte man in jener Inſchrift das Wort repose in reposa.

Herr Flammand iſt übrigens Willens, Gretry's Grabſchrift in der zweiten Auflage nicht blos zu verbeſſern, ſondern auch zu vermehren, und dabei einige Ironie gegen die franzöſiſchen Richter anzuwenden, welche la France des Herzens beraubt haben. Gute deutſche Lapidar-Styliſten werden erſucht, mir darüber ihre äſthetiſchen Vorſchläge zu machen, da ich nicht ohne Einfluß auf die Sache bin.

XXII.

Die Anſchlagzettel.

Wenn man in Paris Langeweile hat und kein Geld, (doch trifft das Eine ſeltner ein, als das Andere,) kann man ſich die Langeweile auch ohne Geld vertreiben. Zu den vielen dazu dienenden öffentlichen Unterhaltungen gehören auch die Anſchlagzettel, die man ganz unentgeldlich zwar nicht benutzen, doch leſen kann. Paris hat, wie jede deutſche Stadt, ſeine Intelligenz-Blätter, petites-affiches genannt; ich habe aber in einer großen Sammlung derſelben nichts Merkwürdiges weiter gefunden, als ein proteſtantiſches Dienſtmädchen, das als Köchin in ein Haus zu kommen ſucht, wo ſie „ihrer Religion obliegen könne.“ Es iſt leicht zu erklären, warum die feinern Spitzbübereien und Bedürfniſſe in dieſen petites affiches nicht angeboten werden. Erſtens,

weil ſie von Fremden und höheren Ständen wenig geleſen werden, und zweitens, weil ſie den Anzeigenden nicht Platz genug gewähren, ſich gehörig auszuſprechen. Die Pariſer loben ihre Waaren und andere Kunſterzeugniſſe niemals im Lapidar-Styl, und wenn ſie, weil ihnen etwas gelungen, ſich ſelbſt loben, ſagen ſie nicht wie Cäſar: „Ich kam, ſah, ſiegte!“ — ſie ſind zu beſcheiden — ſondern ſie gebrauchen viele und große Worte und erzählen ihre Feldzüge umſtändlich. Die Anſchlagzettel ſind ihre Kommentarien. Man findet dieſe an hundert Häuſern und Mauern, die ihnen als Sammelplätze dienen. Hier ſind es aber keine Narrenhände, welche die Wände beklebt, ſondern ſehr kluge Leute. Sie wiſſen nämlich, mit wem ſie es zu thun haben — mit Franzoſen, die mit ihren Augen nicht blos ſehen, ſondern auch hören, riechen, fühlen und ſchmecken. Darum ſind die Zettel von ungeheurer Größe. Man könnte auf manche derſelben ein ganzes Quartal des Berliner Freimüthigen abdrucken, man brauchte blos die Sperre der Original-Ausgabe aufzuheben. Auch bedienen ſie ſich ſeit einiger Zeit der großen engliſchen Buchſtaben von durchbrochener Arbeit, an welchen die weißen leeren Stellen in den ſchwarzen Balken als egyptiſche Hieroglyphen räthſelhaft erſcheinen. Ich will einige gute Muſter von dieſen Anſchlagzetteln

zur Kenntniß des wißbegierigen Leſers bringen und dabei den Text mit den nöthigen moraliſchen Anmerkungen begleiten.

Die erſte Ankündigung, die ich las, fiel mir darum auf, weil ſie nur auf einem Folioblatte gedruckt war; ſie leuchtete durch ihre Beſcheidenheit hervor. Sie bietet Schreibluſtigen Plumes sans fin an, d. h. unendliche Federn, Federn, die unaufhörlich ſchreiben — eine in Deutſchland längſt bekannte Erfindung. Schriftſteller, die ſich ihrer bedienen, brauchen nur dafür zu ſorgen, daß ihnen die Gedanken zufließen; denn was die Dinte betrifft, ſo fließt dieſe aus einem kleinen hohlen Gefäße von Metall, das der Feder angeſchraubt wird, unaufhörlich von ſelbſt zu. So oft die Feder trocken geworden iſt, gibt ihr der Schreibfinger einen leichten Druck, und dann rollt ſich ein Tropfen Dinte in die Spalte hinab und erfriſcht ſie.

Neben dieſem Zettel breitet ſich ein anderer aus, der zwei Ellen feine Holländiſche Leinwand lang iſt. Die Buchſtaben wechſeln in allen Farben des Regenbogens ab, die ſchwarzen ungerechnet. Oben ſtehen die Worte, und zwar flammenfarbig, wie es ihr mordbrenneriſcher Sinn erfordert: A bas les perruques! In manchem Schweizer- und deutſchen Ländchen würde das als ein Aufruf zur Empörung

gegen die Behörden angeſehen werden; hier aber durfte man ſo etwas ſogar unter Aufſicht der Polizei drucken laſſen! Doch ſcheint es, daß ſich die Pariſer Polizei auch ſpäter eines Beſſern beſonnen hat; denn in einer zweiten Auflage des nämlichen Zettels heißt es nicht mehr: A bas les perruques! ſondern, zwar ironiſcher, aber minder ſtaatsgefährlich: Adieu les perruques! Der Perrücken-Tödter macht bekannt: „Enfin malgré l'envie, l'eau merveilleuse de Mr. Brescon triomphe. Le plus incrédule est maintenant convaincu, que cette eau fait croître les cheveux sur les têtes les plus chauves, les conserve et les empêche de blanchir.“ O du Haarkräusler, was haſt du gethan! Du haſt die weißen Haare zerſtört, die Schneedecke des Lebens weggezogen — woran ſoll man künftig Jünglinge von Greiſen unterſcheiden? Wo ſoll man Weisheit, wo Schönheit und Stärke ſuchen? Was ſoll Mädchen und Fürſten in ihrer Wahl leiten? Das hätteſt du Alles wohl bedenken ſollen, Haarkräusler! — Dieſem Zettel ſchließt ſich verwandtſchaftlich folgender an: »Madame Saint-Ginet et ses Demoiselles ont l'honneur de prévenir, qu'elles se chargent de teindre ou d'épiler les cheveux blancs, telle quantité qu'on en ait. Elles se transportent en ville, si les Dames le désirent.“ Der gefühl-

volle Leſer wird ſchon von ſelbſt wiſſen, was er hierbei zu denken hat. — Nützlicher iſt die folgende Ankündigung von neuen Spar-Kochtöpfen, Calé-facteurs genannt. Es heißt von ihnen: „La cuisson commence par quelques centimes de combustible, continue sans feu et sans soins pendant six heures, au bout desquelles le liquide l'abord bouillant ne s'est éloigné de l'ébullition que de quelques dégrés.“ Eine ſchöne Erfindung! Jetzt kommt es nur noch darauf an, daß einer Etwas zu kochen habe. Der unglückliche arme Teufel aber, welchem es daran fehlt, kann ſich zwar vor wie nach erhängen, erſchießen, vergiften; aber erſäufen kann er ſich nicht mehr in Paris. Das lehrt ein Zettel mit der Ueberſchrift: On ne peut plus se noyer! Eine neuerfundene Schwimm-Maſchine verhindert dieſes. Dieſe Maſchine wird größer oder kleiner verfertigt, je nach der körperlichen Größe der Perſon, die ſich ihrer bedient, ſo daß ſie immer den fünf und zwanzigſten Theil des Körpergewichtes ſchwer iſt. Nach dieſem Verhältniſſe koſtet ſie 30 bis 180 Franken. Leichtes Volk erhält ſich alſo wohlfeil über dem Waſſer, wichtigen Leuten aber koſtet dieſes viel. Auf dem feſten Lande iſt es gerade ſo.

„Gallerie métallique de la fidélité.“

Was heißt das? Es wird zur Subſcription auf eine Medaillen-Sammlung eingeladen, in der alle fidelen Franzoſen abgemünzt werden ſollen. Da werden ſie viel zu thun haben; die fidélité métallique iſt gar groß in Frankreich. Der Proſpektus führt zum Motto: „Le premier devoir de l'homme est la fidélité à son roi!“ — wodurch auf eine feine Art zu verſtehen gegeben wird, daß die Schweizer, Amerikaner und Frankfurter keine Menſchen ſind. — Bücheranzeigen. „L'art de choisir une femme et d'être heureux avec elle“ — koſtet 30 Sous. Aber „L'art de se faire aimer de son mari, à l'usage des Demoiselles à marier“ — koſtet 3 Franken, alſo das Doppelte. Iſt das eheliche Glück der Männer weniger werth, als das der Weiber? Oder iſt die Kunſt, mit Männern glücklich zu ſein, eine ſchwerere Kunſt, die ſich der Lehrer theurer bezahlen läßt? Eines von Beiden muß wohl der Fall ſein. — Cravatiana ... Das Uebrige kann ich nicht leſen, der Zettel hängt zu hoch. Wahrſcheinlich ein Lehrbuch über die Kunſt, das Halstuch zu knüpfen. Eine der wichtigſten der freien ſchönen Künſte! Die Sibylliniſchen Bücher der Pariſer Moden erzählen: Im grauen Alterthume, unter Buonaparte's Konſulat, wäre einſt ein ſchöner Jüngling drei Stunden vor dem Spiegel geſtanden und habe verſucht, ſich

das Halstuch maleriſch umzubinden; es ſei ihm aber nicht geglückt. Endlich habe er verzweiflungsvoll die Halsbinde umgeworfen und mit Thränen der Wuth die Schleife gezogen. Doch im Zufall ſei ein Gott geweſen. Nie früher habe die langſame Kunſt ſo Herrliches zu Stande gebracht, als hier der raſche Geiſt der Natur, und acht Sommertage lang wäre die Schleife des ſchönen Jünglings Regel geblieben. — Verlorne Sachen. Jemand hat zwei Dinge verloren. Erſtens, einen dunkelgrünen Papagei — wer ihn zurück bringt, erhält 50 Franken zur Belohnung. Zweitens, das Miniaturportrait einer Frau, auf Elfenbein gemalt — dem ehrlichen Finder werden 10 Franken angeboten. Man erſieht daraus, daß der Eigenthümer verheirathet, und daß das Elfenbein theuer iſt in Paris. . . . . Ein junger Menſch „au déséspoir“ hat 8000 Franken verloren — wer ſie zurückbringt, erhält 2000 Franken zur Belohnung. Mit großen Buchſtaben ſteht auf dem Zettel gedruckt: Appel à la conscience! Man hat aber wenige Beiſpiele, daß dieſes Appellations-Gericht das Urtheil der erſten Inſtanz, welche entſchieden, der Finder ſolle das Geld behalten, reformirt habe. Gleich nebenbei iſt eine andere Bekanntmachung, die dem Finder von verlornen 1500 Franken (in Banknoten) ganz naiv bemerkt: er brauche davon nur 1000 Franken dem

Eigenthümer unter Couvert zuzuſchicken, die übrigen 500 Franken aber könne er für ſich behalten. Es muß alſo in Paris doch nicht ganz an Beiſpielen von ehrlichen Leuten fehlen, denn ſonſt würde man die Druckkoſten zu ſolchen Anſchlagzetteln nicht verſchwenden. Mit dem Gelde, das junge Commis oft verloren zu haben erklären, hat es aber manchmal die Bewandtniß, daß ſie das Geld verſpielt. Erſt kürzlich wurde ein wohlgeſitteter junger Menſch von ſeinem Prinzipal mit 50,000 Franken ausgeſchickt. Zufällig führt ihn ſein Weg durch das Palais Royal. Der böſe Geiſt kommt über ihn, er ſpielt, verliert das Geld und ſtürzt ſich in die Seine. Ueber eine Naivetät der franzöſiſchen Regierung konnte ich mich nicht genug wundern. Neulich erſchien die amtliche Statiſtik der Stadt Paris. Darin wird bemerkt: unter — ich weiß nicht mehr wie vielen hundert Selbſtmorden, die ſich im vorigen Jahre in Paris ereignet, wären 223 Folgen der Spielſucht geweſen. Und das erzählen ſie ſelbſt! Als wenn die Spielſucht wie die Schwindſucht wäre, deren Tödtlichkeit man nicht verhüten könne! Sie ſagen zwar: öffentliche Spielhäuſer wären nothwendige Uebel in Paris; denn ohne ſie würde heimlich geſpielt werden und dann könne die Polizei keine Aufſicht halten. Das ſind aber leere Ausflüchte! Die Polizei könnte eben

ſo gut jedes geheime Spielhaus entdecken, als ſie Jeden, der ihr politiſch verdächtig geworden iſt, ausfindig macht, wenn ihr an dem einen ſo viel gelegen wäre als am andern. Die Sache liegt daran: erſtens zieht die Polizei jährlich fünf Millionen Spielpacht, welches Geld ſie auf ihre eigenthümliche edle Art verwendet. Zweitens werden die Spielhäuſer als die Kloaken angeſehen, wo alles ſchlechte Volk zuſammenfließt, die alſo die Reinhaltung der Stadt erleichtern. Und drittens dienen die Spielhäuſer der Polizei als Sklavenmärkte, wo ſie ihre geheimen Agenten anwirbt und zuſammenkauft.

Da finde ich unter den Windbeuteln den Namen eines ehrlichen Deutſchen. Was will der? Er bietet ſeinen Unterricht in der deutſchen, engliſchen und italieniſchen Sprache an; die Stunde zu 6 Franken. Den Schülern, welche nach Verlauf von einigen Monaten finden werden, daß ſie nichts bei ihm gelernt, will er ihr Geld zurückgeben. Deutſche Treue! — Madame Garnerin ſteigt den nächſten Sonntag in einem Luftballon auf. Man muß das Schauſpiel ſelbſt mit anſehen; am Zettel iſt nur das merkwürdig, daß die erſten Plätze 40 Franken die Perſon koſten. — Dort das Rieſenblatt mit einem großen Holzſchnitte am Kopfe? Es iſt ein Kapaun am Bratſpieß. . . . Nein, es iſt ein ungeheures Ochſenauge, von einem

Meſſer durchſtochen, welches eine Staarnadel vorſtellen ſoll. Ein médecin oculiste bietet ſeine Dienſte an. Gut, daß Blinde den Zettel nicht ſehen können; das Schwert im Auge würde ſie abſchrecken. Der Oculiſt bemerkt ſchlau: „Rien sans lui!“ Er führt mit Namen und Wohnungen eine Liſte der Perſonen an, die er operirt; aber der Kürze wegen erwähnt er nur die geheilten, die andern nicht. Er handelt auch mit allerlei kleinen optiſchen Waaren und gibt nicht blos die Gläſer, ſondern auch die Augen dazu her. Er hat eine „Collection considérable d'yeux artificiels humains, qui imitent parfaitement la nature.“ Wer ſie in Dutzenden kauft, erhält ſie wohlfeiler. Da der Oculiſt auch Thränenfiſteln heilt, ſo gehört ſeine Ankündigung in das Fach der romantiſchen Literatur. — Ein Zettel in engliſcher Sprache lautet wie folgt: „Should the following lines be seen by the young Gentleman, who was drinking his Café in the Palais-Royal on sunday the 20. July last, he is most earnestly requested, to come to the hôtel de Londres Nr. 15. Rue de l'Echiquier, where he will see that relation, who so much astonished him on passing by at that time. Paris, 4. Aug.“ Sehr räthſelhaft! Iſt es eine Männer- oder eine Weiberſtimme? Iſt es eine Herausforderung? Iſt es ein Sirenenlied?

Iſt ein Engländer unglücklicher Weiſe ſeiner Frau begegnet, die ihm von Douvres nachgeſchifft, und iſt er ſchnell und erſchrocken an ihr vorbeigeſchlüpft? Doch, was es auch ſei, konnte eine gefundene Stricknadel dem Kotzebue Stoff zu einem Schauſpiele in fünf Akten geben, ſo iſt dieſe Anzeige mehr als genug, einen Roman in drei Bänden daraus zu machen. — Auch an Zetteln in italieniſcher Sprache fehlt es nicht; aber deutſche Ankündigungen habe ich noch nicht geſehen. Die einzige öffentliche deutſche Inſchrift, die mir in Paris vorgekommen, ſteht in goldenen Buchſtaben an der Glasthüre eines Kaffeehauſes und lautet: Deutſches Frühſtück. Wahrſcheinlich iſt dieſes Frühſtück aus den ewig denkwürdigen Jahren 1814 und 1815 übrig geblieben. Worin es beſtehen mag, weiß ich nicht; vielleicht in Bierſuppe und im Allgemeinen Anzeiger.

XXIII.

Die Septennalité.

„Sie ſtirbt daran. . . Vielleicht beſſer ſo, daß ihre Leiden enden... Wir brauchten eine von Erz... Ihr werdet ſehen, es iſt ihr Salto mortale. . . Er liebt die Wüſten, wo man horcht der Stimme der Natur . . . der Silberſtimme der Natur . . . die Schande? Eine Flaſche Jordan-Waſſer wäſcht alle Flecken rein.“ — Die Reden wurden immer ſaurer, Adele's Blicke auf Alphons immer ſüßer. Die Gute hatte auch ihrem armen Vaterlande ein ſtilles Kämmerchen in ihrem Herzen eingeräumt und ſie klopfte manchmal an, zu hören wie es ihm ging. Auch jetzt horchte ſie und fragte ihre Mutter: Mama, was iſt denn die Septennalité? Doch Frau von Beauvais hätte zwanzig Zungen haben können, und ſie hätte Adelen nicht geantwortet. Sie für ſich

allein glich an Emſigkeit einem Ameiſenhaufen. Zucker, Salz, Eſſig, ſpaniſchen Pfeffer und andere Mundgewürze, die ihr bald Dieſer bald Jener reichte, miſchte ſie zuſammen, eine ſchmackhafte Unterhaltung zu bereiten, damit es morgen heiße: der Abend geſtern war köſtlich! — „Mama!“ — Frau von Beauvais begnügte ſich, ihre linke Hand auszuſtrecken, doch ohne dieſer nachzuſehen, und ſprach: laß dir das von dem Herrn erklären, Adele. — Welchen Herrn hatte ſie gemeint? Der funkelnde Diamant am ausgeſtreckten Zeigefinger warf zwei Strahlen, einen auf mich, einen auf Alphons; doch Alphons war jung und geliebt, und da faßte Adele mich bei der Hand, zog mich in ein himmelblaues Stübchen, das, von einer Milch-Lampe erhellt, wie im Mondlichte ſchwamm, und legte die Thüre bei, damit das Waffengetöſe der ſtreitenden Zungen uns nicht ſtöre. — Ach die häßliche Zeit, wo ſchöne Kinder uns ohne Zittern die Hände drücken und ohne Furcht mit uns allein ſind im himmelblauen Stübchen! „Nun, mein Herr, was iſt die Septennalité?“ — Zum Glücke ſchlug die Pendüle Mitternacht, und ich hatte zwölf Secunden Zeit, mich auf eine Lüge zu beſinnen. Der letzte Schlag war ſchon fünf Minuten ausgeklungen, und ich ſah immer noch auf die Uhr; denn die Uhr ſtand vor dem Spiegel, und vor dem Spiegel ſaß

auch Adele in einer Bergère. Wer dieſes Mädchen einmal ſah, wünſchte ſie immer zu ſehen oder ſie nie geſehen zu haben. Maler würden ihre Pinſel und ihre Palette wegwerfen und Raphael einen Stümper ſchelten. Dichter wendeten den neun Bettlerinnen verächtlich den Rücken zu, und ein Kriminalrichter jammerte wohl über die Qual, auf dem Rade ihres großen Auges geflochten zu ſein! — „Nun, mein Herr? . . . Sie ſeufzen? . . . Sie ſind nicht wohl?“ Nein, Adele, es war die letzte Saite meines Herzens, die geſprungen. —

Es war einmal ein König, der hatte einen böſen Traum. . . . „Glauben Sie an Träume, mein Herr?“ — Werde ich dürfen, Adele? — „Was träumte der böſe König?“ — Sie müſſen mich beſſer hören, Adele; ich ſprach von keinem böſen König, ich ſprach von des Königs böſem Traum. . . . Er träumte, er ſtünde am Ufer eines großen Stromes, und aus dem Fluſſe ſtiegen ſieben Kühe, die waren fett. Dann kamen ſieben andere Kühe, die waren mager. . . . „Das waren vierzehn Kühe; ach, mein Herr, wie wäre ich da fortgelaufen!“ — Sie dürfen mir nicht in die Rede fallen, Adele. Sie bringen mich ganz in Verwirrung. Was habe ich ſagen wollen? Nein, das war es ja gar nicht!

Vor viertauſend Jahren lebte ein Jüngling, der

Jakob hieß. Zu dieſem ſprach eines Tages ſein alter Vater: — Haſt du nie geliebt? . . . „Nie, mein Herr. . . Nie, mein Vater,“ erwiederte Jakob. — Adele war purpurroth. Beneidenswerther Alphons, es war die Morgenröthe deines Glückes, welche flammte! — . . . So gehe hin, mein Sohn, und lerne lieben. Als der Morgen graute, nahm Jakob ſeines Vaters Segen und den Stab, und wanderte, bald an dürren Ufern heißer Ströme, bald durch Palmenwälder, bald über Cedernberge. Am Abend des dritten Tages, da er müde und durſtig war, hörte er eine Quelle murmeln und er folgte ihrer Stimme. Er ſah ein Mädchen, das ſich bückte, den Stein wegzuwälzen, mit welchem Hirten die Mündung der Quelle verſchloſſen. Jakob nahte ſich unbemerkt, dem Mädchen zu helfen. Die Hirtin richtete ſich auf, gewahrte Jakob, ein Himmelsſtrahl ſpaltete ſich, zündete in Beider Herzen, und ſie ſanken ſich lautlos in die Arme. Jakob erwachte zuerſt aus dem Entzücken, ſchaute dem Mädchen in das leuchtende Auge und ſprach: Wie nennſt du dich? — Ich bin Laban's Tochter, und Rahel nennt mich der Vater. Und du? — ich bin der Sohn Iſaak's und Rebecca's, und Jakob nennt mich die Mutter. — Jakob drückte Rahels Hände an ſeine Bruſt, und ſprach: Hier, hier, wo die Seele ſitzt, da war es

mir wie gebunden; jetzt bin ich frei. Freiheit, ſüße Freiheit! Du, Rahel, reichteſt mir der himmliſchen Luſt unvermiſchten Trank. — Rahel ſprach zu Jakob: Hier, hier, wo es mir im Verborgenen ſchlägt, ach, da war es mir ſo bang und düſter! Jakob, mein Hort und Licht, ich zittere nicht mehr, es iſt mir nicht mehr dunkel. — Willſt du mein Weib ſein, Rahel? Das Mädchen erröthete nicht, und ſprach: fordere mich von meinem Vater. Dort hinter dem Hügel lagert er, unter ſeinen Knechten und Heerden, und das ganze Land ehrt und fürchtet den mächtigen Laban. Sie gingen den Hügel hinauf, hinter ihnen ſprangen die Lämmer. Sie gingen den Hügel hinab, und Rahel zeigte ihres Vaters Zelt, das im Lager hervorragte. Jakob, Rahel an der Hand, trat kühn und frank vor Laban und ſprach: Gottes Segen über Euch, Herr Fürſt! Ich heiße Jakob, gebt mir Eure Rahel zum Weibe! — Laban war ein mächtiger und ſchlimmer Herr, und der Zorn kochte in ſeinem Herzen über des Jünglings kühne Rede. Doch Laban war ein Schelm, und er lächelte nur. — Herr Jakob, ſprach er, Rahel kann ich Euch nicht gewähren; doch wollt Ihr dort meine Tochter Lea zum Weibe, ſo nehmt ſie, und mit ihr Knechte und Heerden, ſo viel Ihr begehrt. — Herr Fürſt! erwiederte Jakob, Eure Heerden begehre ich nicht, nach Rahel ſteht

mein Sinn. — Guter Jakob, ſprach Laban ſanft und lächelte wieder, Ihr ſeid zu jung für meine Rahel. Wartet bis Ihr älter geworden. Dient mir ſieben Jahre, treu, wie es einem Knechte geziemt; dann führt Rahel in Euer Zelt. — Das will ich thun, Herr Fürſt! ſprach Jakob; und treu diente er ſeinem Herrn. Jakob und Rahel liebten ſich, ſie ſahen ſich, und ungezählt gingen ſieben Jahre vorüber. Aber die tückiſche Lea, tückiſcher, weil ſie verſchmäht war, kränkte oft ihre Schweſter, verläumdete Jakob bei ihrem Vater, und Rahel weinte im Stillen. Jakobs Dienſtzeit ging zu Ende, und der verhießene Tag ſeines Glücks kam. Die Flamme loderte auf dem Altare, die Braut, von einem dichten Schleier verhüllt, der ihr bis zu den Füßen wallte, ſtand davor; der Prieſter ſprach den Segen. Während dieſer murmelte, vernahm Jakob eine weinende Stimme. Es iſt Lea — dachte er. Sie hat Rahel oft betrübt; doch ſie iſt unglücklich; ich will ihr Freund ſein. — Der Segen war geſprochen; die Anvermählte hob ihren Schleier auf — Jakob trat blaß und erſchrocken zurück. Es war nicht Rahel, es war Lea, der Jakob angetraut, und die weinende Stimme, die er vernommen, war der getäuſchten Rahel ihre. Laban der Schelm, hatte ihn betrogen. — Ergrimmt nahm Jakob einen Feuerbrand vom

Altare und ſtürzte auf Laban zu; der wurde bleich. Doch Laban war alt und ſchwach, und dem Jüngling ſank der drohende Arm. Da lächelte Laban der Schelm, und ſprach: Seid nicht böſe, guter Jakob! Ihr ſeid zu alt für meine Rahel. Dient mir ſieben andere Jahre, bis Rahel mehr herangewachſen, dann ſei ſie Euer. — Jakob begegnete Rahels flehendem Blicke — und er willigte ein. Laban lächelte. Auch dieſe ſieben Jahre gingen vorüber; doch Laban verſchob von Morgen zu Morgen ſeiner Pflicht Erfüllung. Da kam gerechter Zorn über Jakob, und er ſprach: Gewalt gegen Gewalt, Trug gegen Trug. In einer Nacht führte er Heerden weg, ſoviel ihm gebührte; wählte unter den Knechten, die ihm alle folgen wollten, denn ſie liebten ihn, eine auserleſene Schaar, und entfloh mit Rahel. Laban der Schelm ſetzte ihm nach. . . „O bitte, mein Herr, nur einen Augenblick! Mama hat mich gerufen.“

Der Augenblick ward zur Minute, der Minute folgten noch viele andere Minuten; aber Adele kam nicht zurück. Ich trat in den Saal. Man ſtritt noch immer; Frau von Beauvais wirthſchaftete ſo emſig wie zuvor; man lachte, ſcherzte, aß Gefrorenes und ſpielte Karten. Aber Adele ſaß am Fenſter neben

Alphons, und koſ'te die letzte Wolke der Eiferſucht von ſeiner Stirne weg. Sie hatte Laban, Rahel, mich und die Septennalité vergeſſen. Glücklicher Alphons! Liebe iſt noch ſchöner als Freiheit. Liebe, Alphons; und wenn du ſatt biſt — haſſe!

XXIV.

Ariſtokratismus des Geiſtes.

Der Franzoſe von heute (traue ein Anderer dieſem Schillertaffet!) wird nicht müde, die Vorrechte oder Anmaßungen jeglicher politiſchen Ariſtokratie mit Haß zu bekämpfen, wo er ſie findet, mit Spott zu verfolgen, wo er ſie ſucht. Daß er aber in Verhältniſſen, die den Menſchen ſo viel näher angehen wie die bürgerlichen, als der Rock ihn enger umſchließt wie die Stadtmauer; daß er in ſeinem geiſtigen Leben einer Ariſtokratie unterworfen iſt, die ihn ganz unbarmherzig hudelt — davon hat unſer freiheitsliebender Franzoſe nicht die leiſeſte Ahnung. Im Reiche der franzöſiſchen Kunſt und Wiſſenſchaft herrſchen altes Herkommen, Geburtsrang, Gewohnheitsrecht, Etikette und ſchnurgrader Anſtand unbeſtritten und ungeneckt. Jeder Grundſatz wird nach ſeinem

Wappen, jede Kunſtregel nach ihrer Familie gefragt, ob ſie von Corneille, von Boileau, von Voltaire herſtammen, und haben ſie Nichts als ihren ſelbſteigenen angebornen Werth, werden ſie mit Naſerümpfen abgewieſen. Man leſe ihre neueſten Tragödien — da iſt noch ganz der beſtäubte Kanzleiſtyl der Empfindungen, in dem vor zwei Jahrhunderten gedichtet worden. Vergebens haben ihre Bühnenhelden Titusköpfe, ſie bewegen das Haupt noch immer ſo muſterhaft und ſchwer als früher, da eine Alongeperrücke auf ihm laſtete. Vergebens ſchweben ihre verliebten Schönen im griechiſchen Gewande über die Bretter; das Schleppkleid, die Schnürbruſt, den Reifrock der Frau von Pompadour — man ſieht ſie nicht mehr, aber man hört ſie. Die Sprüche ihrer Weisheit, die Blitzworte ihrer Leidenſchaft — ſie ſind wie Schönheitspfläſterchen angebracht und geordnet. Der Geſchmack iſt ihr Deſpot, vor dem ſie kriechen. Man leſe ihre Werke über Gott und Menſchheit; euer Geiſt fordert Brod, und man gibt ihm gepeitſchte Sahne. Noch immer glauben ſie, es zieme einem Edelmanne, nur den Perlenſchaum der Philoſophie abzuſchlürfen, und es ſei kleinbürgerlich, den Becher bis auf den Boden zu leeren. Man betrachte die beſten ihrer neuen Bildwerke und Malereien — dieſe theatraliſchen Stellungen, dieſe Koketterie, dieſe Gala-

farben, dieſe geſchnörkelten Faltenwürfe, dieſe friſirten Haare — es iſt ganz der alte Hofpomp von Verſailles. Wer iſt der große junge Menſch auf dem Schlachtgemälde dort, der ſich für den Erſten hält, weil er vorn ſteht, der ſich ſpreizt wie ein Bühnenkönig und dem Tode gegenüber den Fechtboden nicht vergißt? Iſt es der Tambour-Major der alten franzöſiſchen Kaiſergarde? Nein, es iſt Romulus, und David hat ihn gemalt!

Das, was man an Künſtlern und ihren Werken als manierirt tadelt — die unverzeihlichſte aller Geiſtes-Sünden, weil das Verderben, das ſie anſtiftet, nicht wie bei Shakſpeare, Beethoven und den altdeutſchen Malern, ein Austreten des Genius, ſondern deſſen Dürre zum Grunde hat — dieſes manierirte Weſen durchfröſtelt die Franzoſen vom Scheitel bis zur Zehe. Sie mögen reden, dichten, malen, Muſik machen und dieſes mit aller ihnen möglichen Herzlichkeit — man wird Wärme ſpüren, aber es iſt keine Sonnenwärme, es iſt Ofenfeuer; man wird die Natur erkennen, aber eine verkünſtelte; man wird finden, was in ihren Gärten alter Art: die Häuſern gleichen ohne Dächer, deren Gebälke man in die Erde gewurzelt, und deren Wände man ſtatt mit Backſteinen mit Laub ausgefüllt, und ſtatt mit Mörtel mit Blumen verklebt hat. Es mußte

ſo kommen! Seit Franz I. haben die franzöſiſchen Könige und ihre Hofleute die Wiſſenſchaften und Künſte begünſtigt, und dieſe ſuchten, wie alle Günſtlinge, ihre Gunſt durch dieſelben Mittel zu erhalten, wodurch ſie ſie erworben: durch Gefälligkeit gegen die Grundſätze, Neigungen, Leidenſchaften und Launen ihrer Beſchützer. Dieſes hat ſich durch die Revolution nicht geändert. Noch immer beherrſcht der Hof Frankreichs Geiſter, nur daß dieſer Hof größer geworden iſt, daß ihn, wie ſonſt die Gitter der Tuilerien, jetzt die Mauern von Paris umſchließen. Die Ariſtokratie der Hauptſtadt läßt in Frankreich keine Geiſtesfreiheit aufkommen. Wer Talent hat, kommt nach Paris, es dort zu Grund zu richten. Da hier das geiſtige Leben ſehr theuer iſt, muß man, um Alles zu genießen, ſein Kapital angreifen. Da der wohlverdienteſte Ruhm ſich nach acht Tagen verjährt, und Jeder vergeſſen iſt, von dem man eine Woche nicht geſprochen, muß der geiſtreiche Menſch ſeinen Schatz zu Goldſchlägerblättchen dünn ſchlagen, um die Oberfläche einer Lebenszeit damit bedecken zu können. Wie kann da Fortbildung ſtattfinden? Alle Werke der franzöſiſchen Wiſſenſchaft und Kunſt werden in dem einzigen Paris nicht allein hervorgebracht, ſondern auch beurtheilt, ſo daß ſich Richter und Partei in einer Perſönlichkeit vereinigen — wie kann da Be-

lehrung ſtattfinden? Aber den unſeligſten Einfluß auf Kunſt und Wiſſenſchaft üben die politiſchen Parteien aus. Dieſe Parteien rekrutiren ſich, wie ſich ſonſt die Heere rekrutirten. Nach den Gaben, der Stärke und Sittlichkeit der Soldaten wird nicht gefragt, wer fähig iſt eine Flinte zu tragen und ſie gegen den Feind loszuknallen, wird angeworben. Daß jede Partei die Schriftſteller und Künſtler der ihr gegenüberſtehenden herabſetzt, das verſteht ſich von ſelbſt und ſchadet nicht viel; denn unverdienter Tadel iſt mehr geeignet, aufzumuntern, als niederzuſchlagen. Das Verderbliche iſt darin, daß jede Partei die Werke der Künſtler und Schriftſteller, die unter ihrer Fahne ſtreiten, unverdient lobt.

Was ſich die Ultras hierbei zu Schulden kommen laſſen, braucht nicht gerügt zu werden; denn dieſe Partei iſt ſo alt wie die Welt und ihre Fehler ſind zu tief gewurzelt, als daß ſie geheilt werden könnten. Aber der liberalen Partei, die noch jung iſt und deren Schwächen neu ſind, muß man dieſe vorhalten. Sie ſollte wiſſen, daß es ihr Zweck ſein muß, dem Geiſtigen die Herrſchaft über das Materielle, dem friſchen Leben die über das eingemachte, und dem Naturrechte die über das Geſetz alter Pergamente zu erkämpfen und daß daher der Sieg ſchon halb errungen iſt, wenn ſie den Feind dahingebracht, mit

den Waffen des Geiſtes zu fechten. Warum alſo die Künſtler und Schriftſteller, die auf der Seite der Ultras ſtehen, herabſetzen? Da ſie mit dem Geiſte ſtreiten, ſtreiten ſie auch für den Geiſt, für die Wahrheit alſo, ſie mögen es wiſſen oder nicht, ſie mögen es wollen oder nicht — gleichviel. Der andere Fehler, den die Liberalen begehen, iſt der ſchon gerügte, daß ſie alle ihre ſtreitbaren Talente in der Hauptſtadt zuſammenhäufen, daß ſie, ſtatt gegen die Ariſtokraten einen Guerillas-Krieg zu führen, regelmäßige Schlachten wagen, die, wenn ſie ſie verlieren, dem Feinde ganz Frankreich öffnen.

Es iſt zu wiederholen: die Franzoſen ſind einſeitig, und dieſer Fehler tritt gegenwärtig um ſo ſtärker hervor, gerade weil ſie ſich bemühen, ſich davon frei zu machen. Die Sprache, dieſe Kleidung des Geiſtes, iſt ihnen zu frühe angemeſſen und gefertigt worden, und da ſie täglich wachſen und vollkommener werden, werden ſie bald kein Glied mehr bewegen können. Hätten ſie ſtatt Ludwig XVI. ihr Wörterbuch der Akademie entthront, ſo würden ſie zwar langſamere Fortſchritte, aber auch keine Rückſchritte in der Freiheit gemacht haben.

XXV.

Die engliſche Schauſpieler-Geſellſchaft.

Der Einfall eines engliſchen Schauſpieler-Trupps in das Gebiet der franzöſiſchen Eitelkeit war ſeit vierzehn Tagen angekündigt. „Nous verrons,“ ſagte der Miroir. Das war kurz und deutlich; denn dieſes Blatt, eines der ſchlauen Kammermädchen der öffentlichen Meinung, weiß von allen Geheimniſſen ihrer Gebieterin. Zwar machte es ſpäter ein gar frommes Taubengeſicht und ſagte: Freilich müſſe jeder brave Franzoſe die Engländer haſſen, aber Künſtler hätten kein Vaterland, und eine Vergleichung zwiſchen den franzöſiſchen und engliſchen Schauſpielern müſſe ja Allen erwünſcht ſein, da nicht zu zweifeln wäre, wie ſie ausfallen würde; man möge alſo ſo gut ſein und ſich ruhig verhalten. Aber dieſer dünne Schleier der Heuchelei ließ Wunſch und Erwartung

durchleuchten, man werde die engliſchen Schauſpieler mit Händen und Füßen zurückweiſen und ihnen die Schlacht von Waterloo mit dicker Kreide anſchreiben. — Und es geſchah.

Die engliſchen Schauſpieler hatten mit dem Théatre de la Porte St. Martin einen Vertrag auf ſechs Vorſtellungen abgeſchloſſen. Die erſte Aufführung wurde am 31. Juli mit folgenden Worten angekündigt: „By his Britannic Majesty's most humble servants will be performed the tragedy of Othello in 5 acts by the most celebrated Shakespeare“. Dieſe marktſchreieriſchen Superlative thaten der Meinung von den guten Fähigkeiten der Schauſpieler gerade keinen Abbruch; denn nicht die Eiferſucht des Othello, die der Franzoſen zu ſehen war Jedermann geſpannt. Das Gedränge vor dem Hauſe war unbeſchreiblich, und das Heer von Gensdarmen zu Pferd und zu Fuß, das groß genug geweſen wäre, die Hinrichtung eines Cartouche zu decken, vermochte diesmal nicht die polizeiübliche Ordnung zu erhalten. Da fand ich Gelegenheit, die gute Laune und Liebenswürdigkeit der Franzoſen zu beobachten. Jeder ſtrengte ſich mit Händen und Worten an, ſich Luft zu machen durch das Gewühl, um an die Thüre zu kommen, aber die Rippenſtöße wurden mit Tänzergrazie empfangen

und ausgetheilt, und die geſprochenen Grobheiten waren wie in Muſik geſetzt. Endlich ward auch ich in das Haus gefluthet und im Orcheſter hart neben dem Soufleur-Kaſten ausgeworfen. Die Vorſehung hatte mir dieſen Platz angewieſen, denn ich war von ihr beſtimmt, am heutigen Tage eine der erſten Rollen zu ſpielen.

Das Haus war kaum angefüllt, als ſogleich das Schauſpiel begann; nicht das Schauſpiel, welches die Schauſpieler, (der Vorhang war noch nicht aufgezogen) ſondern das, welches die Zuſchauer gaben. Man übte ſich im Schreien, im Pfeifen, im Quieken, im Pochen, im Singen und in allen übrigen akuſtiſchen Waffen, mit welchen man die Engländer zurückzuſchlagen gedachte. Ein frommes deutſches Ohr, wie das meinige, von der zarteſten Kindheit an gewohnt, vor dem Gebote jedes Polizeidieners erſchrocken zurückzufahren, war ganz erſtaunt zu hören, daß man ſich in Gegenwart der Gensdarmen ſo viel herauszunehmen wagte. Dieſe aber bewegten ſich nicht und ließen gewähren. Als der Lärm recht unbändig wurde, hörte man aus einer Loge des erſten Ranges mit lauter Stimme „la Canaille“ rufen. Da ward das wüthende Geſchrei noch allgemeiner und ſtärker. „A la porte, à la porte, Martainville!“ riefen mehr als tauſend Stimmen. Dieſer Söldling der

Ariſtokratie, der bekannte Herausgeber des Drapeau blanc war es, welcher jenes kecke Wort zu rufen wagte. Martainville wollte groß und ſtolz, wie ein alter Römer, das Pöbelgeſchrei verachten; er zog die Achſeln und blieb. Aber er war kein Römer, und Die, welche ſchrieen, gehörten nicht zum Pöbel. Das ganze Parterre, alle Logen vereinigten ſich, dieſe Gelegenheit einer verdienten Abzüchtigung nicht vorübergehen zu laſſen, und man beſtand auf der Entfernung des verachteten und gehaßten Mannes. Ein Handſchuh wurde ihm in's Geſicht geworfen; er mußte weichen. Jauchzen und Beifallsklatſchen im ganzen Hauſe. Jetzt erhob ſich der Vorhang, Jago trat auf. Kaum den Mund geöffnet, und allgemeines Nachſpotten der breiten und zähen engliſchen Worte und unaufhörliches Gelächter. In der Hölle, während dem Carneval, kann der Lärm nicht größer ſein. Auch ohne Bosheit lief es nicht ab, und Eier, Obſt, Sousſtücke flogen auf die Bühne und an die Köpfe der Schauſpieler. Dieſe aber zeigten eine unerſchütterliche Feſtigkeit und ſpielten fort, als herrſchte die aufmerkſamſte Stille. Man hörte nicht ein einziges Wort, Othello wurde als Pantomime geſpielt. Ich bemerkte nur ſehr wenige Zuſchauer, welche die Partei der Engländer nahmen. Denn wer auch an der Störung keinen thätigen Antheil nahm, erfreute

ſich doch dieſes bürgerlichen Schauſpiels, das hier mit ſo vieler Natur aufgeführt wurde. Ein junger ſauberer Menſch, der neben mir ſaß, war einer der Wenigen, die an dem Unfuge ihren Aerger hatten. Er hatte den engliſchen Othello mitgebracht, wahrſcheinlich um ſich in der richtigen Ausſprache zu üben, denn er folgte den Schauſpielern im Buche nach. Er konnte aber über dem Geſchrei Nichts hören. So oft nun die Inſurgenten irgend ein losgelaſſenes Stichelwort gegen die Engländer mit Jauchzen aufnahmen, kam mein junger Menſch außer ſich und ſprach ironiſch: Ah, que cela est joli, ah, que cela est spirituel! „Was werden die Fremden, was die Deutſchen von der franzöſiſchen Urbanität denken!“ rief er aus. Ich, ganz entzückt, unvermuthet einem, wenn auch nur ſporadiſchen Reſpekt vor meinen Landsleuten zu begegnen, zeigte mich dankbar, indem ich ſein Klagelied mit ſang. C'est une horreur, c'est abominable, c'est affreux — ſagte ich, und noch mehrere andere zornige Adjektive, die mir im Gedächtniß waren.

So drängte ſich Othello bis zur Mitte des dritten Aktes mit Mühe und Gefahren durch. Da entſtand ein Wortwechſel zwiſchen zwei Zuſchauern. Ein Handgemenge droht auszubrechen, paniſcher Schrecken ergreift Alles, das halbe Parterre wälzte ſich zum Or-

cheſter hin, ſprang über die Schranke, zerbrach Geigen und Bäſſe, und ſchickte ſich an, die Bühne zu erklettern. Ich, um dieſem böſen Beiſpiele nicht zu folgen, ging ihm voran, und war der erſte, der auf die Bühne ſprang, die andern hinten drein. Jetzt ließ man den Vorhang fallen. Gensdarmen füllten die Scene, um das fernere Voraufſtürmen der Zuſchauer zu verhüten. Auf der Inſel Cypern war ein tolles und luſtiges Leben. Soldaten, Polizeiagenten, ſchäkernde Schauſpielerinnen, halbohnmächtige Weiber; Othello, dem im Gedränge die Hälfte des Geſichtes abgeſchwärzt worden, zeigte eine rothe und eine afrikaniſche Wange; die ſanfte Desdemona ſchimpfte, auf ihrem Todesbette lag eine geflüchtete Baßgeige hingeſtreckt; Jago trug einen Frack über ſeiner Ritterkleidung und ſchien mir die beſte Seele von der Welt zu ſein. Aber das Stück wurde dennoch zu Ende geſpielt; nur daß die Hälfte des dritten Akts und der ganze vierte Akt ausgelaſſen wurden. Man begnügte ſich, Desdemona ohne weitere Umſtände erwürgen zu laſſen. Das Publikum war nicht minder beharrlich als die Schauſpieler, es ſchrie, pfiff und lärmte bis an's Ende. Von ſehr komiſcher Wirkung war es, daß in einem kleinen Luſtſpiele mit Geſang, welches auf Othello folgte, Gallerie und Parterre an allen Geſängen Theil nah-

men und die Stimmen der unerſchrocknen Engländerinnen nachäfften.

Am folgenden Tage ließen die öffentlichen Blätter ihre Kriegstrompeten erſchallen. Die Liberalen entſchuldigten zwar den getriebenen Unfug nicht, empfahlen aber die Verirrungen der Jugend menſchenfreundlicher Nachſicht. Mit Unrecht. Der Jugend iſt wohl Verblendung zu verzeihen, weil ſie von zu ſtarkem Licht kommt, aber nicht Blindheit, die in Augenfehlern ihren Grund hat. „Des jeunes gens, nourris de l'horreur de tout ce qui n'est pas national," wären etwas zu weit gegangen — ſagten die Liberalen. Man muß bedauern, daß die Pariſer Jugend einen ſo ſchlechten Tiſch führt, jene Horreur iſt eine Speiſe, die der Almanac des Gourmands gewiß nicht empfehlen würde. Aber am meiſten erſtaunen muß man über die grauen, erfahrenen franzöſiſchen Freiheitsmänner, die doch ſonſt ſo argwöhniſch auf alle Schritte der Macht, und ſo ſcharfſichtig ſind, ihre Liſten zu entdecken — daß ſie ſich hierin ſo zum Beſten haben laſſen, nicht einſehen, daß jene Horreur de tout ce qui n'est pas national, eine der anerzogenen Schwächen iſt, genährt, die Völker feindlich auseinander zu halten, um ſie getrennt ſo leichter zu beherrſchen, und daß ſie vergeſſen, daß zu allen Zeiten die Herrſchſucht die Leidenſchaften der

Freiheit benutzte, um ihre eignen zu befriedigen. Die ariſtokratiſchen Blätter auf der andern Seite hielten es mit dem Neger von Venedig und nannten die jungen Menſchen, die ſich herausgenommen ihn auszupfeifen, Jacobins, régicides, Séïdes dune faction habituée à essayer tous les moyens de troubler l'état. Daß übrigens beide Parteien in ihrer literariſchen Kritik des Othello übereinſtimmend behaupteten: freilich könne man Shakſpeare nicht mit Corneille vergleichen, aber der engliſche Dichter ſei doch nicht ohne Gutes — das verſteht ſich von ſelbſt: wenigſtens das Erſtere.

Zwei Tage ſpäter wollten die Engländer noch einmal auftreten, in einem Luſtſpiele von Sheridan, welches in Deutſchland unter dem Namen die Läſterſchule bekannt iſt. Man hatte die Preiſe der Plätze erhöht und glaubte damit etwas ſehr Kluges gethan zu haben. Aber das Haus war nicht weniger angefüllt als das vorige Mal, und von der nämlichen Menſchenklaſſe. Ich war dieſes Mal ſo vorſichtig, das gefährliche Parterre zu meiden, nahm in einer Loge der zweiten Gallerie Platz und beſah das Schlachtfeld aus der Vogel-Perſpektive. Noch heftigeres Toben als das vorige Mal. Martainville gab wieder Stoff zu einem Zwiſchenſpiele. Er ließ ſich ſehen, und à la porte Martainville, à a porte le vil Martain,

donnerte das ganze Haus. Er wollte trotzen und blieb. Aber da ſchickte man ſich an, ſeine Loge zu erklettern, die vom Parterre aus erreichbar war. Er mußte die Flucht ergreifen. Jetzt erhob ſich der Vorhang; aber ſei es, daß die Engländer muthlos geworden, oder daß der Sturm zu mächtig war, um ihm zu widerſtehen — nicht die erſte Scene konnte ausgeſpielt werden, und der Vorhang mußte wieder fallen. Jetzt rief es: le Directeur! Man meinte nämlich den franzöſiſchen Schauſpiel-Direktor, der ſo unfranzöſiſch geweſen, Engländer auf ſeiner Bühne erſcheinen zu laſſen. Der Gerufene kam. Nüſſe, Talglichter, Handſchuhe flogen ihm in's Geſicht. Da rief eine der leitenden Stimmen: Silence, assis, attendez sa soumission, qu'il fasse ses excuses! Der zitternde Melodramen-Direktor ſprach Einiges, das ich nicht verſtand, dann rief er: Meine Herren, antworten Sie mir kurz, wollen Sie, daß die Engländer fortſpielen oder nicht? Und ein donnerndes „non“ erſchallte, mit einer Einſtimmigkeit, mit einer Gleichzeitigkeit, daß es ſich die beſteingeübten Chöre in der Braut von Meſſina hätten zum Muſter nehmen können. A bas les Anglais, point d'Etrangers en France, ſchrie es von allen Seiten. Der Direktor verſprach ein franzöſiſches Stück und trat ab. Der Zorn legte ſich und ein Luſtlärm begann. Das

Parterre ſtimmte ein Lied an, worin es heißt: La Victoire est à nous. Jetzt traten die franzöſiſchen Schauſpieler auf. Jeder wurde mit Jubelgeſchrei empfangen, jedes Wort wurde beklatſcht. Bravo, ce sont des Français, ce ne sont pas des beafstecks, rief Einer von der Gallerie herab. Bis, bis, ſchrie das Parterre und der Witz mußte wiederholt werden. Das Stück ward zu Ende geſpielt, und die Ruhe war vollkommen wieder hergeſtellt. Man wartete auf das zweite Stück, denn drei bis vier werden jeden Abend aufgeführt. Man wartete eine halbe, eine ganze Stunde vergebens, der Vorhang blieb niedergelaſſen, der geforderte Direkteur erſchien nicht. Da brach das Ungewitter von Neuem los. Die Polizei mußte den nahenden Sturm vorhergeſehen haben, denn man hörte Waffengeräuſch hinter dem Vorhange, man ſah die Inſtrumente aus dem Orcheſter wegtragen. Jetzt ward vom Parterre aus ein Hut auf die Scene geworfen, wahrſcheinlich als Zeichen des Angriffs. Darauf erhob ſich das ganze Parterre, ſtürzte in's Orcheſter, ergriff die dort befindlichen Stühle und warf ſie dem Hute nach. Jetzt erhob ſich der Vorhang, das Schauſpiel begann, und mit ſolcher natürlichen Natur wurde noch nie geſpielt. Eine Kompagnie Gensdarmen ſtand in

Schlachtordnung auf der Bühne, vor ihnen ihre Offiziere mit gezogenen Schwertern.

Einige Minuten ſtand dieſe Streitmacht unbeweglich ſtille und verſuchte ihre Meduſenkraft. Aber dieſer Anblick machte die Wuth der Zuſchauer nur flüſſiger. Die Stühle flogen den Gensdarmen an die Köpfe, und als die Stühle erſchöpft waren, riß man die Bänke los und ſchleuderte ſie hinüber. Staubwolken und Angſtgeſchrei der Weiber erfüllten das Haus. Jetzt kommandirten die Offiziere zum Angriffe. Die Gensdarmen mit gefälltem Bajonette drangen vor, Bänke und Stühle wurden von der Gallerie auf ſie herabgeworfen, viele ſtürzten und wurden verwundet. Allgemeine Flucht. Nach dem Parterre wurden die Logen ausgeleert. Ich war der Letzte, der blieb, um das Schauſpiel bis an's Ende zu ſehen. Da ſtürzten drei Rieſen auf mich los und ſtießen mich mit ihren Flintenkolben hinaus. So unſchuldig ich auch war, murrte ich dennoch nicht über dieſe Behandlung; ich nahm das reuig hin für meine Gedankenſünden und verehrte in meinem Herzen die alles erforſchende Nemeſis.

XXVI.

Die Indnſtrie-Ausſtellung im Louvre.

Die franzöſiſchen Blätter, welche mit ſympathetiſcher Dinte ſchreiben, nämlich im guten Geiſte — was wir ſo nennen — malten wohlgefällig, glänzend genug, doch freilich auf ihre Art, das Bild aus, wie in den Spielen der Völker ſich immer der Ernſt ihres Lebens verrathe. So bei den Griechen in den Olympiſchen, Iſthmiſchen und Nemäiſchen Spielen; ſo bei den Römern in ihren Gladiatorenkämpfen; ſo in den Ritterſpielen des Mittelalters; ſo in den Spaniſchen Ketzergerichten; ſo im Venetianiſchen Carnaval; ſo endlich in den Wettkämpfen des Gewerbfleißes, welche ſeit zwanzig Jahren in Frankreich eingeführt und deren Schauſpiele in dieſer letzten Zeit erneuert worden. Die Vergleichung iſt wichtig und erſprießlich; nur muß ſie das Urtheil bald zur ge-

hörigen Gleichung, bald zur gehörigen Unterſcheidung führen — welches aber jenen Blättern nicht immer gelungen iſt. Die Spiele der Griechen waren nicht Blüthen, ſie waren Früchte ihres Ernſtes. Bei dieſem glücklichen Volke ſaß weder der Staat, noch die Religion, noch Kunſt, noch Wiſſenſchaft, noch ſinnlicher Genuß alleinherrſchend auf dem Throne des Lebens; ſie ſtrebten nach einer allgemeinen Ausbildung; das ganze Leben war der Zweck des ganzen Lebens, und ſie erfreuten ſich einer reinen Demokratie aller ſinnlichen und geiſtigen Kräfte, aller Neigungen und Begehrungen. Nicht nur die Völkerſchaften, Städte und Gemeinden: alle Glieder, Sinne und Organe des Körpers, alle Kräfte, Fähigkeiten und Empfänglichkeiten der Seele, ſchickten ihre Abgeſandten und Vorfechter nach Olymp. Es war ein Erntefeſt, wie wir ſeitdem kein zweites ſahen. Rom, von einer Wölfin geſäugt, war raubgierig bis zu ſeinem Untergange, und als das Lamm den Wolf verzehrt, ging das Blut des Wolfes in die Adern des Lammes über; die Raubſucht blieb, nur daß das liſtige Fiſchernetz an die Stelle des offendrohenden Gebiſſes kam. Im Kriege tauchte Rom ſein Schwert, im Frieden ſeine Blicke in Menſchenblut — das waren die Gladiatorenkämpfe. In den Ritterſpielen war das Spiegelbild nicht eines ſchönen, doch eines würdigen

Ernſtes. An die Stelle der jungfräulichen Grazien waren Religion, Liebe und Tapferkeit getreten und pflegten mütterlich das Leben — derer, die eines hatten. Das Volk lebte nicht. Doch war jene Zeit immer ſchöner, als eine ſpätere; denn es iſt beſſer, daß Viele vieles, als daß Alle nichts ſind. In den Luſtfeuerwerken der ſpaniſchen Inquiſition leuchtete der gräßliche Widerſchein eines gräßlichen Ernſtes. Das ſpaniſche Volk, wahnſinnig fromm, begoß mit Menſchenblut die himmliſche Palme. Und man wolle nicht ſagen, nicht das Volk habe das gethan, ſondern die geiſtliche Macht, die es niedergehalten — jede Tyrannei, die ein Volk duldet, übt es ſelbſt, und es hat ſie zu verantworten. Auf der hohen Leiter der Sünden ſteht Schwäche auf der erſten Sproſſe, Feigheit auf der zweiten, und über dieſe weg muß die Macht ſchreiten, will ſie zum Gipfel klettern, wo die Tyrannei ſitzt. Der venetianiſche Carnaval war, abgerechnet was chriſtlicher Cultus überall in dieſe Luſtbarkeit gebracht, eine Spielübung der Eiferſucht und der Untreue, der Herrſchbegierde und der Freiheitsliebe; Männer und Frauen, Herrſcher und Unterthanen vermummten ſich, jene, um zu lauern, dieſe, um der Lauer zu entgehen. Aber von allen jenen Abbildern des Volkslebens weit verſchieden, ſind die Wettkämpfe, welche die neuen Fran-

ſoſen auf dem Felde des Kunſtfleißes anſtellen. Dort war es immer ein ſittlicher Zweck, ein guter oder ein ſchlechter, ein ſchöner oder ein häßlicher, der ſpielend erſtrebt wurde; immer wurde die Kindlichkeit der Entſagung, oder der Wahnſinn der Selbſtverleugnung, oder der muthige Gebrauch der ausgebildeten Herrſcherkraft angefeuert und belohnt. Hier aber wird Nichts getrieben und vergolten, als der Verſtand des Eigennutzes. Zwar bemerken die Liberalen tückiſch und ſchadenfroh: im Flore des franzöſiſchen Kunſtfleißes zeige ſich die Frucht der Macht, die ſich ſeit der Revolution der Bürgerſtand angeeignet, wie auch die Saat der künftigen Macht, die er noch zu erwerben gedenke — und freilich iſt es ſo. Iſt das aber ein erquicklicher Zuſtand? Iſt das ein wohlthuendes Schauſpiel? Bei den Griechen war die Freiheit ein Geſchenk der Götter, das man nur verlor, wenn man es verſchmähete; jetzt iſt die Freiheit der Sold der Arbeit, den man oft nicht erlangt, auch wenn man ihn verdiente. Bei den Griechen war das Volk das Poſitive, die Regierung das Negative, der Wille war im Volke, die Widerſtrebung in der Regierung — wie es auch die urſprüngliche und einzige Beſtimmung jeder Regierung iſt, ſich dem Mißbrauche der Freiheit zu widerſetzen. Jetzt aber iſt die Regierung das Poſitive und das Volk

das Negative, der Wille iſt in der Regierung und das Hinderniß im Volke, und wir Alle ſind ſo gut erzogen, daß ſelbſt die heftigſten Liberalen ihre Wünſche zu nichts Höherem hinaufſchwindeln, als nur eine recht ſtarke Oppoſition zu haben. Iſt dieſer Kriegszuſtand ein erfreulicher? Iſt es erquicklich, zu ſehen, daß ein Volk die Macht belagert und daß die Macht auf das Volk ausfällt? Gewiß nicht; und iſt das die Zufriedenheit, welche der Reichthum des franzöſiſchen Bürgerſtandes jenen Wortführern einflößt, dann ſind ſie ſehr genügſam, oder ſehr unverſtändig.

Will man genau ausmeſſen, wie weit die Wettkämpfe der Franzoſen von denen der genannten alten Völker an ſittlicher Bedeutung abſtehen, ſo vergleiche man die Preiſe, die hier und dort den Siegern ertheilt worden. Die Art des Kampfpreiſes iſt gleichgültig; Orden, Medaillen, oder Kränze von Olivenblättern — ſie waren alle ſinnbildlich. Aber wie verſchieden iſt die Wirkung, die ſie hier und die ſie dort bei den Siegern hervorgebracht! Diagoras von Rhodus, ein Mann, ausgezeichnet durch Tugenden und Geburt, führte zwei ſeiner Söhne zu den Olympiſchen Spielen und ſie gewannen beide den Preis. Kaum hatten ſie die Krone erlangt, als ſie ſie auf das Haupt des alten Vaters ſetzten, dieſen auf ihre Schultern hoben und ihn unter der zujauch-

zenden Menge herumtrugen. Das frohlockende Griechenland warf Blumen auf Vater und Kinder, und Einige riefen: „Stirb, Diagoras; du haſt Nichts mehr zu wünſchen!“ Und auf dieſes Gebot ſtarb der Greis, niedergedrückt von der Laſt ſeines Entzückens.... Ein Anderer hatte im Wettrennen geſiegt; aber die Richter verſagten ihm den verdienten Kranz, weil er ſeinem Mitbewerber ein Bein untergeſtellt, welches gegen die ſtrenge Ordnung war. Ueber dieſe getäuſchte Hoffnung verlor der Unglückliche den Verſtand, ſtürzte in Wahnſinn in eine Kinderſchule, warf die Säule um, die das Dach trug, und ſechzig arme Kinder wurden zerquetſcht! — Mehr als hundert franzöſiſche Fabrikanten haben Ehrenkreuze oder goldene Medaillen erhalten; aber gewiß hatte Keiner unter ihnen einen Vater, den aus Entzücken, daß ſein Sohn et Compagnie im Wollentücher-Wettkampf den Preis gewonnen, der Schlag gerührt. Tauſend andere Fabrikanten, die ſich um den Preis bewarben, haben ihn nicht erhalten, und man hat nicht gehört, daß einer von ihnen den Verſtand verloren und in ſeinem bedauernswürdigen Wahnſinne unter dem Fabrikpreiſe verkauft. Das iſt der Maßſtab für Sonſt und Jetzt.

Treffender iſt eine andere Vergleichung, welche jene Blätter angeſtellt: eine Vergleichung der jetzigen

Zeit, nicht mit der älteſten, ſondern nur mit einer ältern. Sie führen die Einbildungskraft des Leſers in die Mitte eines Ritter-Turniers am franzöſiſchen Hofe. Der König auf ſeinem Throne; die herrlich ſchönen Frauen; alle die lebensfrohen kräftigen Ritter! Seht die ſchimmernden Waffen, den Sammt, die Seide, das Gold, das reiche Pferdegeſchirr, den glänzenden Stahl, die ſtolzen Reiherfedern! Welches Leben! Welche Fülle des Lebens! Aber reißt die Schranken weg, die den Kampfplatz umgeben, und dahinter iſt ein bleiches Volk in Lumpen! Aber dieſe Waffen, dieſen Sammt, dieſes Gold, dieſes Pferdegeſchirr, dieſen Stahl, dieſe Reiherbüſche, dieſe koſtbare Seide, dieſes Leder ſogar — Syrien, Perſien, Italien, Venedig, Belgien, Mauritianien haben das alle herbeigeführt und verkauft; nichts davon wurde in Frankreich von Franzoſen verfertigt. Am Hofe war Laſter, Liſt und Reichthum; im Volke war Unwiſſenheit, Tölpelhaftigkeit und Armuth.

Faſt merkwürdiger, als das Schauſpiel, dünkte mir der Schauplatz der Induſtrie-Ausſtellung. Im Louvre fand ſie Statt; in dieſem Louvre, das Jahrhunderte die mächtigſten Könige der Welt bewohnten, das nie ein bürgerlicher Fuß betreten, er müßte denn gekommen ſein, dankend oder bettelnd hinzuknieen! Hundertauſende von Bürgern und Handwerkern

gingen nun mit beſtäubten Füßen in den königlichen Sälen auf und ab; und die herrlichen ſo berühmten Säulenreihen waren ihrem Ergötzen und ihrem nahen Erſtaunen preißgegeben, und ſie ſahen von dort auf den Platz hinab, von welchem fünf Menſchengeſchlechter nur immer ehrfurchtsvoll hinaufgeſehen! Das franzöſiſche Volk hat ſich die Ehre des Louvre genommen — das iſt nicht Etwas, das iſt Viel.

Das ganze erſte Geſchoß des ein Viereck bildenden Louvres, deſſen vier Seiten den Hof einſchließen, war den Induſtrie-Erzeugniſſen eingeräumt. Sie füllten zwei und fünfzig größere und kleinere Säle aus. Die Anordnung, welche die Behörde ſowohl zur Bequemlichkeit und Sicherheit der Zuſchauer, als zur bequemen und gefahrloſen Aufſtellung der Waaren getroffen, war muſterhaft. Unter dem öſtlichen Thore des Palaſtes waren zwei gegen einander über befindliche Thüren für den Eingang, unter dem weſtlichen Thore, ebenſo, zwei für den Ausgang beſtimmt; ſo daß die Kommenden und Gehenden nicht auf einander ſtoßen und ſich hindern konnten. Ob zwar die Säle des ganzen Geſchoſſes alle in Verbindung ſtehen und man ihre Reihen durchwandern kann, ohne umzukehren, ſo war doch, um den Strom der ungeheuern Menſchenmenge zu theilen, die Ein-

richtung getroffen, daß man, in die Mitte der Zimmerreihe gelangt, wieder in den Hof hinabſteigen mußte, um von einer andern Seite wieder hinaufſteigend, die zweite Hälfte zu durchgehen. Die Produkte waren längs der Wände aufgeſtellt, und durch ſtarke hölzerne Geländer wurde das Gedränge von ihnen abgehalten. Ueber dem Eingang jedes Zimmers hing eine Tafel mit einer Nummer und Bezeichnung der Gattung von Waaren, die man hier zuſammengeſtellt. Jeder Fabrikant hatte auch ſeine eigene Nummer, und dieſe Nummern und Klaſſifikations-Tafeln korreſpondirten mit dem gedruckten ſyſtematiſch eingerichteten Catalog. Die Verzierung der Waarenbuden blieb den äſthetiſchen Grundſätzen jedes einzelnen Fabrikanten überlaſſen, und hier zeigte ſich überall die Gefallſucht und der gute Geſchmack, welche den Franzoſen ſo eigen ſind. Sie hatten ihre Buden, wie Tempelchen, wie Heiligenkapellen, wie Thronhimmel mit dem gehörigen Unterbau, ganz theatraliſch ausgeſchmückt. Kein Produkt war ſo ſchön, daß ſie es nicht durch eine ſchickliche Umgebung noch zu verſchönern wußten; keines war ſo unbedeutend, daß ſie nicht verſtanden, ihm durch eine gewiſſe Anordnung einen Glanz zu geben. Bis auf die Nähnadeln und eiſernen Feilen, die man zu großen ſtrahlenden Sonnen um einen Mittelpunkt

vereinigt, war Alles eingerichtet, die Sinne zu bestechen und das Urtheil zu gewinnen. Die Zeuge zur Bekleidung waren auf das Verführerischste drapirt, und manche schöne unschuldige Frau mochte die Qualen des Tantalus gefühlt haben.

Fünf Tage der Woche war die Industrie-Ausstellung dem breiten, zwei Tage dem hohen Publikum geöffnet. An diesem Tage nämlich konnte man nur vermittelst einer Einlaßkarte in den Louvre kommen. Zwar war es Jedem leicht, sich eine solche Karte zu verschaffen, bis die Zahl erschöpft war; indessen befleißigte sich die vornehme Welt, sich nur an diesen Galatagen im Louvre zu zeigen. Diese Einrichtung, wie manche andere gleicher Art, war aber darum so getroffen, um den reconvalescirenden Parisern nach und nach wieder Geschmack für aristokratische Categorien beizubringen.

Eigentlich ist die Industrie-Ausstellung bestimmt, Muster von neuen, von vervollkommneten, oder solchen Waaren zu vereinigen, die bei gleicher Güte sich durch wohlfeilen Preis auszeichnen. Eine Jury in jedem Departemente entscheidet, was würdig sei, zur Ausstellung zu gelangen. Indessen soll sich diesesmal die Jury nicht sehr anspruchsvoll bezeigt haben, so daß Manches zur Preisbewerbung zugelassen wurde, was diese Ehre gar nicht verdiente.

Auch hatte die oberſte Verwaltungsbehörde den Präfecten ſehr angelegentlich aufgetragen, die Fabrikanten ihrer Departements zu vermögen, daß ſie ihre Erzeugniſſe nicht blos in eben zureichenden Muſtern, ſondern in ganzen Stücken und in Menge aufſtellten. Auf dieſe Weiſe hat die Induſtrie-Ausſtellung, die bei weitem nicht ſo glänzend war, als es die vorige im Jahre 1819 geweſen, dennoch einen doppelt großen Raum eingenommen, und ſie iſt zur wahren Meſſe geworden. Die liberalen Blätter ſagten, dieſes ſei geſchehen, um der Aufmerkſamkeit der Pariſer, die man von dem ſpaniſchen Kriege abziehen wollte, ein breiteres Schauſpiel zu geben, und auch um zu verbergen, welch einen nachtheiligen Einfluß der Krieg auf Handel und Gewerbe gehabt. Ob jene ewigen Zänker Recht haben oder nicht, daran iſt nichts gelegen. Iſt im proſaiſchen Klima unſres Welttheils Induſtrie die Wurzel der Freiheit, ſo iſt es gleichgültig, ob die Hofgärtner für das Intereſſe des Tags, oder für ein dauerndes, aus Eigennutz oder für das allgemeine Wohl das Obſtbäumchen pflegen. Es wird Früchte tragen; der Eingeweihte merkt auch hier die Liſt des Himmels, ſpottet der betrogenen Betrüger, und ſagt dem Vertrauten leiſe und lächelnd in's Ohr: die Vorſehung fiſcht wieder im Trüben!

Daß die franzöſiſchen Fabrikanten, welche an der

Induſtrie-Ausſtellung Theil genommen, an Gewinnſucht und Eitelkeit mit einander gewetteifert haben werden, das läßt ſich wohl denken. Auch iſt es ſo leicht zu erklären, als zu entſchuldigen. Iſt ein einzelner Menſch eitel, mag man es verzeihen, hat er Verdienſte; wer gibt ſich die Mühe, unſere Vorzüge zu verkündigen, wenn wir es nicht ſelbſt thun? Hat er keine Verdienſte, dann läßt uns das die Güte der Natur mit Dank erkennen. Dem Einen gibt ſie baare Vorzüge, dem Andern das Papiergeld der Einbildung, und ſo wird Jeder zufrieden geſtellt. Iſt aber ein Volk eitel, ſo iſt das abgeſchmackt und gar nicht zu entſchuldigen; denn jenes Surrogat's der guten Eigenſchaften bedarf es nicht, weil es kein Volk in Europa gibt, das nicht durch irgend einen Vorzug andere Völker überragte, und es braucht auch nicht der Herold ſeiner eigenen Verdienſte zu ſein, weil Neid und Eiferſucht nie vermögen, die glänzende Seite einer Nation in Schatten zu ſtellen. Darum ſind die Franzoſen mit ihrer Nationaleitelkeit ſo unerträglich; darum ſind ihre liberalen Schriftſteller, die dieſen National-Egoismus zu erhalten und zu verſtärken ſuchen, ſo ſehr zu verdammen. Auch in ihren Berichten über die Induſtrie-Ausſtellung haben ſie bei jeder Gelegenheit auf die Geſchmackloſigkeit der Engländer einen hämiſchen, auf

die niedere Bedeutung deutſchen Kunſtfleißes einen ſtolzen Blick geworfen. Man könnte ſie fragen: iſt dieſes Silbergeſchirr geſchmackvoller, weil es in London minder geſchmackvoll verfertigt wird? iſt dieſer Zeug beſſer, weil ihn die deutſchen Fabrikanten nicht ſo gut zu Stande bringen? Statt mit allen Völkern in Frieden zu leben — nicht im Waffenfrieden, den zu zerſtören oder zu erhalten ja nur den Regierungen obliegt; ſondern im geſelligen Frieden, wobei ſich die Völker gegenſeitig achten, ihre Vorzüge gegen einander austauſchen und ihre Mängel wechſelſeitig ergänzen — ſuchen die liberalen franzöſiſchen Schriftſteller ihr Volk im Hochmuthe zu iſoliren; und da ihnen hierbei kein böſer Wille zuzuſchreiben iſt, ſondern nur Unverſtand, ſo möchte man ſie lieber ſchon Vormittag, als erſt Nachmittag in ein Tollhaus ſperren. Aber ſie werden Frankreich noch unglücklich machen. Denn käme einſt in dieſem Lande eine Regierung auf, die nicht den mäßig guten Willen der jetzigen hätte, dann würde ſie die von den Freiheitsmännern genährte Eitelkeit der Franzoſen benutzen, ſie zu Eroberungen nach dem verhaßten England oder dem verachteten Deutſchland zu führen, und das leichtſinnige Volk eilte jubelnd zur Fahne, und würde erſt, nachdem es ſiegreich zurückgekommen, mit Schrecken gewahr werden, daß man unterdeſſen

das Kartenhaus ihrer Konſtitution tückiſch umgeblaſen!

Ehe ich zu dem Einzelnen der Induſtrie-Ausſtellung übergehe, fühle ich mich verpflichtet, zu bemerken, daß mir zu einer gehörigen Darſtellung dieſes wichtigen Schauſpieles gar viele Kenntniſſe fehlen. Zu einer ſolchen gebührlichen Beſchreibung müßte man das Fabrik- und Maſchinenweſen verſtehen; man müßte die verarbeiteten Naturproducte kennen; mit dem innern Verbrauche und der Ausfuhr der Waaren bekannt ſein. Um der franzöſiſchen Induſtrie in ihrer jetzigen Beſchaffenheit den gehörigen Rang anzuweiſen, dürfte auch Einem die der übrigen Länder nicht fremd ſein. Und gar viele Einſichten würden noch erfordert, die mir mangeln. Indeſſen beruhigt mich der Gedanke, daß eine ſolche gründliche national-ökonomiſche Darſtellung zu einem Ernſte führen würde, welcher den Leſern, für welche dieſe Blätter beſtimmt ſind, nicht willkommen wäre. Ich werde von ſolchen Dingen ſprechen, die auch jedem Andern auffallen würden — weil ſie glänzen, weil ſie ſchön ſind, weil ſie zu täglichem Gebrauche beſtimmt, eine ungewöhnliche Form haben, oder weil ſie zu einem ungewöhnlichen Gebrauche beſtimmt ſind; von Dingen endlich, die man gern ſelbſt beſitzen, oder lieben Freunden und Freundinnen ſchenken

möchte, wenn man Geld genug hätte sie zu kaufen. Wer aber die Industrie-Ausstellung gesehen und nicht im Stande war, sich manches Gefällige anzueignen, der durfte doch zwei kostbare Erfahrungen ganz unentgeltlich mitnehmen: wie Vieles der Mensch nicht entbehren, und wie Vieles er entbehren kann.

1. Ternaux.

Im Konzerte der Eitelkeit und der Gewinnsucht hat Ternaux ein Solo gespielt, und es gebührt ihm daher eine besondere Erwähnung. Da aber, was man nie vergessen darf, in Paris die Marktschreierei ganz geschwisterlich mit dem wahren Verdienste lebt, so soll zuvörderst von Ternaux's wahren Verdiensten gesprochen werden. Er ist der erste Fabrikant in Frankreich und beschäftigt zwölf Fabriken, zum Theile im Auslande, nämlich in Sedan, in Louviers, in Elboeuf, St. Ouen, Rheims, Aachen, Lüttich, Ensival und Paris. Ihm am meisten verdankt Frankreich die Vervollkommnung des Fabrikwesens seit dreißig Jahren, und er war der erste, der die hydraulischen Maschinen der Engländer einführte. Er war zweimal in diesem Lande, um dessen Fabriken kennen zu lernen. Ternaux hat in St. Ouen eine Experimental-Werkstätte (atelier d'épreuves), um neue Verfahrungsarten zu erproben, und er verschwendet

auf die Verſuche zu neuen Stoffen jährlich eine große Summe. In Paris, Livorno, Neapel und andern großen Städten hat er Handelshäuſer errichtet, die ſich nur mit dem Vertriebe ſeiner Produkte beſchäftigen, und es wird von ihm gerühmt, daß er das Glück vieler junger Leute begründe, welchen er ſeine Waaren auf Kredit gäbe. Auf ſeinen Ländereien unterhält er große Heerden von Merino-Schafen und von jenen Ziegen, deren Haar den Stoff zu den Cachemirs gibt und welche Ternaux zuerſt aus Perſien nach Frankreich gebracht. Ternaux's Cachemirs-Shawls werden ſogar im Orient begehrt und die Schönheiten des Serails in Conſtantinopel, die indiſchen Bajaderen und die Frauen in Perſien ſchmücken ſich damit. Um von Ternaux's ausgedehnter und verſtändiger Induſtrie eine Vorſtellung zu geben, wird erzählt, er habe in früherer Zeit eine neue Art von ihm erfundenen Tuches nach England geführt, wo ihm aber die Waare an der Douane confiscirt worden ſei. Denn nach dem damals geltenden Handelsvertrage zwiſchen Frankreich und England habe jeder Staat das Recht gehabt, diejenigen Waaren zu confisciren, die von dem Einführer zwölf Procent unter dem Preiſe angegeben würden. Ternaux habe aber bewieſen, daß der von ihm erklärte niedrige Preis der wahre Verkaufspreis ſei, und daß er noch

dreißig Procent dabei gewinne. Dreimal habe Ternaux aus dieſem Grunde eine Confiscation ſeiner Einfuhr erlitten und dreimal habe er den Proceß gewonnen. . . . Früher gab Ternaux zehntauſend Arbeitsleuten Unterhalt; jetzt aber, wegen der unruhigen Zeit und der Vervollkommnung der Maſchinen, beſchäftigt er nur noch ſechstauſend. Außer dem Erzählten hat er auch noch das Verdienſt links zu ſein. Es gibt nichts Angenehmeres auf der Welt, als in Paris liberal zu ſein und nebenbei ungeheuer reich. Man iſt dann im Beſitze einer ſehr romantiſch gelegenen Zwickmühle. Fallen die Renten, zieht man nach Barcelona und erquickt ſich an Mina's Tapferkeit; geht Cadix über, zieht man in ſeine Kaſſenſtube und tröſtet ſich mit ſeinen Millionen. Auch zeigen die Pariſer Handelsleute bei jedem kosmopolitiſchen Unglücke eine Seelenſtärke, die ſie den weiſeſten Männern Griechenlands gleichſtellt. Ich war ganz erfüllt von Bewunderung und durchdrungen von Ehrfurcht, als ich am Tage, da man erfuhr, Cadix habe ſich übergeben, einen liberalen Bankier beſuchte und ihn ſo ruhig und gefaßt gefunden, daß er mit feſter Hand gemeine Handelsbriefe unterzeichnen konnte.

Ternaux erhielt zur Ausſtellung ſeiner Fabrikate, gleich den übrigen Fabrikanten, ſeinen Platz im Louvre.

Ich muß unparteiiſch bemerken, daß der angewieſene Raum wirklich eng war und es mochte hierbei von Seiten der Behörde eine jener kleinlichen Neckereien Statt gefunden haben, die man ſich im vorigen Jahre, bei Gelegenheit der Gemälde-Ausſtellung, gegen Horace Vernet erlaubt hat. Dieſer nämlich, weil er mit der linken Hand malt, konnte auch für ſeine Werke nicht den erforderlichen Platz erhalten. Hier iſt alles Links oder Rechts und die Menſchen werden, wie beim jüngſten Gerichte, als Böcke oder Lämmer zu beiden Seiten geſtellt. Es lohnte ſich wohl der Mühe, ſich hinter einen ariſtokratiſchen und einen liberalen Kammerdiener zu ſtecken, um zu erfahren, ob ihre Herren, je nach ihrer politiſchen Geſinnung, auf der rechten oder auf der linken Seite im Bette liegen. Aber es iſt nicht weniger zu bedenken, daß wenn Ternaux auch einen zehnmal größern Raum bekommen hätte, dieſer doch für ſeine vielen und mannigfaltigen Fabrikate nicht ausgereicht haben würde. Es war alſo der Behörde nicht möglich, dem Mangel abzuhelfen. Aber Ternaux half ihm ſelbſt ab, indem er in ſeiner eigenen Wohnung eine Privat-Ausſtellung veranſtaltete und bei dieſer Gelegenheit auch ſeine Waaren im Detail und zum Fabrikpreiſe verkaufte. Die Ausſtellung wurde von ſeinen Gegnern, ohne alle Rückſicht auf das Wörter-

buch der franzöſiſchen Akademie, eine Contre-Exposition genannt, dem Ausdrucke Contre-Revolution nachgebildet. Ternaux's Freunde erhoben deſſen Ausſtellung ſehr und widmeten ihr in den Journalen viele und lange Artikel. Sie lobten die Vortrefflichkeit, die Wohlfeilheit ſeiner Waaren. Unter andern bemerkten ſie: Ternaux verkaufe ſeine feinſten Wollentücher zu 45 Fr. die Elle; die Schneider aber (es iſt in Paris üblich, daß die Schneider zu den von ihnen verfertigten Kleidern auch das Tuch liefern) ließen ſich für die Elle 65 Fr. bezahlen, eine Prellerei, die ſelbſt für Schneider zu groß wäre. Als Ternaux die Lobrede ſeiner unverſtändigen Freunde geleſen, mochte er ſehr erſchrocken ſein; denn es mit den Schneidern zu verderben, dazu gehört ein Heldenmuth, für den ein tuchhändleriſches Herz nie groß genug iſt. Er übernahm alſo ſelbſt die Vertheidigung der Schneider; er ſagte: die Herren Schneider wären die ehrlichſten Leute von der Welt, und wenn ſie ſtatt 45 Fr. 65 Fr. forderten, ſo habe das die und die Urſachen. Ternaux gebrauchte aber in ſeiner Schutzrede ſo zweideutige, ſo ſophiſtiſche Wendungen, daß ſie ſchwer zu faſſen waren. Nur ſo viel ging deutlich hervor, daß er die den Schneidern abgenommene Schuld auf die Kaufleute wälzte. Jetzt zogen dieſe zu Felde, und zwar ſchaarenweiſe, je nach

ihrer Waffenart: die Tuchhändler, die Leinenhändler, die Cachemirhändler und die übrigen Ellenritter, alle in beſondern Abtheilungen. Sie ſagten: Ternaux habe ſeine Privat-Expoſition aus Eigennutz veranſtaltet; denn er verkaufe im Detail und halte eine wahre Meſſe — ein Verfahren, das zu bezeichnen ſie ſich enthalten wollten. Ein heiliges Naturrecht, ſeit Anbeginn der Welt zwiſchen Fabrikanten und Kaufleuten geltend, unterſage jenen, ihre Waaren im Ausſchnitt zu verkaufen, und dieſes Naturgeſetz habe Ternaux ſchmählich verletzt. Ferner: wenn er ſeine beſten Tücher zu 45 Fr. verkaufe, ſo beweiſe das nur, daß er keine feinere zu höheren Preiſen verfertige; andere Fabrikanten aber könnten daher nicht der Uebertheurung beſchuldigt werden, wenn ſie feinere Tücher lieferten, die bis zu 90 Fr. werth wären. Die Herren Kaufleute mögen hierin ganz Recht haben. Sie ſagten weiter: Ternaux's Preiſe wären höher als die anderer Fabrikanten, und es ſei ja eine bekannte Sache, daß die franzöſiſchen Handelsleute ſich aus Ternaux's Fabriken gar nicht verſorgten und daß deren größter Abſatz in das Ausland ginge. Der Beweis dieſer Behauptung läge darin, daß Ternaux ſich im Stande geſehen, in ſeiner Ausſtellung für zwei Millionen Waaren zuſammenzuhäufen, was einem Fabrikanten, dem es nicht an Beſtellungen

mangelte, unmöglich gefallen wäre. Auch hierin ſcheint das Recht auf der Seite der verbündeten Handelsmächte zu ſein. Ternaux erwiederte auf dieſe Beſchuldigungen: nicht aus Gewinnſucht, ſondern darum habe er ſeine Haus-Expoſition veranſtaltet, um die Jury zu überzeugen, daß er zu den angegebenen wohlfeilen Preiſen wirklich verkaufe. Die Jury nämlich nehme bei ihrer Ehrenpreisvertheilung auf die Wohlfeilheit der Fabrikate Rückſicht; wie könne ſie ſich aber überzeugen, daß die Fabrikanten zu den ihren Muſtern beigefügten Preiſen wirklich verkauften, wenn ſie es nicht machten, wie er es gemacht? Nur um die goldne Medaille ſei es ihm zu thun geweſen. Die gegneriſchen Handelsleute ſchlugen auch dieſe Entſchuldigung zurück, und ſo wurden einige grauſe Federſchlachten geliefert. Endlich thaten die Ternaux den entſcheidenden Schlag. Sie ſagten: und wenn wir auch wirklich aus Gewinnſucht unſere Expoſition veranſtaltet — iſt das nicht etwas Erlaubtes, kann uns das Jemand wehren? Das war ſehr vernünftig geſprochen, und es iſt hiergegen nichts zu bemerken, als daß ſie ſo wie ſie geendigt, hätten anfangen ſollen; der gerade Weg iſt überall der beſte.

Einiger der Fabrikate Ternaux's, die wegen ihrer Neuheit, ihrer Güte oder ihres niedrigen Preiſes

Aufmerkſamkeit erregt, ſoll am gehörigen Orte Erwähnung geſchehen.

2. Graphiſche Künſte.

Wie der Menſch das letzte Werk der bildenden Natur war, daß er alle in Steinen, Pflanzen und Thieren zerſtreuten Sinne und Kräfte in ſich vereinige und ſo über alles Erſchaffene herrſche; daß die räumliche Natur allgegenwärtig, die gebundene freibeweglich werde, und die ganze Natur dort ſei, wo ſich ein Menſch befindet — ſo wurde von den Menſchen die Buchdruckerkunſt, die ſpäteſte unter den Künſten, erfunden, damit ſie alle vertheilten Bildungen der Andern verſammle und für ſich allein darſtelle. Darum gebührt ihr, wie überall, ſo auch hier der erſte Platz. Sie iſt die Erblichkeit aller hinterlaſſenen Güter und die wahre Unſterblichkeit des menſchlichen Geiſtes. Sie iſt die treue Leibwache der Völker und die aufrichtige Rathgeberin der Fürſten. Sie iſt die Poſaune des Weltgerichts, welche verborgene Frevel und Tugenden bekannt macht und die Schlechten wie die Guten vorladet, Rechenſchaft zu geben oder ihren Lohn zu empfangen.

Vergleicht man alle Künſte je nach den ſchnellen oder langſamen Fortſchritten, die ſie ſeit ihrer Entſtehung gemacht, ſo findet man, daß diejenigen am

langſamſten fortgeſchritten, die ein nothwendiges Bedürfniß des Lebens erfüllten. So die Landwirthſchaft und die Arzneikunſt. Es erklärt ſich dieſes leicht. Jede Kunſt, die einem unentbehrlichen und täglichen Bedürfniſſe abhilft, läßt Dem, der ſie ausübt, nicht die Zeit, auf ihre Vervollkommnung zu denken, und ſie gibt ihm auch nicht den Drang dazu; denn ein nothwendiges Bedürfniß ſchweigt, ſo bald es für den Augenblick befriedigt iſt. Diejenigen Künſte nur, welche die Menſchen zu ihrer Luſt erfunden, geben ihnen Muße und Trieb, auf deren Ausbildung zu denken, weil hier keine tägliche Anwendung zerſtreut und keine augenblickliche Befriedigung das Nachdenken einſchläfert; denn jede Luſt iſt unerſättlich. Auch die Buchdruckerkunſt hat ſeit ihrer Erfindung keine bedeutende Fortſchritte gemacht, und wenn wir neulich erfuhren, daß ein Engländer ein Druckklavier erfunden, das mit der Schnelle des Gedankens das Gedachte ſogleich abdruckt, ſo hat das erſt den Wunſch in uns erregt, was die Buchdruckerkunſt noch werden möchte. Bis jetzt war ſie nur eine Staatskunſt, das will ſagen eine ſolche, die nur in einer geſelligen Vereinigung der Menſchen ausgeübt werden konnte, weil ſie eine Verbindung mannigfacher Kräfte erforderte. Sie muß aber eine perſönliche Kunſt werden, eine, die jeder Menſch ohne fremde Hülfe,

wie das Schreiben mit der Hand ausüben kann, und dann erſt, und wenn der Jugend wie das Schreiben, ſo auch das Drucken in den Schulen gelehrt würde, wäre dieſe Kunſt eine königliche zu nennen, weil ſie aus jedem Bürger einen König machte, der ſeine Gedanken ausſchickte, daß ſie in ſeinem Namen regieren mögen, nach Würde und Kraft und Recht.

Die franzöſiſche Typographie iſt anerkannt der deutſchen weit vorgeſchritten. Dieſe ihre Ueberlegenheit erklärt ſich, ſo viel das Techniſche der Kunſt betrifft, leicht dadurch, daß ſie, wie kein Handwerk und keine Kunſt in Frankreich, nicht am Gängelbande der alten Zunftweiber geführt wird, wie es im ägyptiſchen Deutſchland geſchieht, wo das Vorurtheil, das man nicht länger bei Leben erhalten konnte, nach ſeinem Abſterben wenigſtens einbalſamirt wird, damit es noch ſeine tauſend Jahre räumlich fortbeſtehe und den Lebenden den Platz wegnähme. Das ſchwächere Wachsthum der deutſchen Buchdruckerkunſt hat aber auch noch eine andere Urſache, die als eine ſittlich geſellige von größerer Bedeutung iſt. Es hängt nämlich mit der deutſchen Volksbildung zuſammen. Die wiſſenſchaftliche Bildung der deutſchen Gelehrten iſt unſtreitig größer und gründlicher, als die der franzöſiſchen. Wahrſcheinlich iſt mir auch, daß in

Deutſchland die wiſſenſchaftliche Bildung verbreiteter iſt als in Frankreich und daß ſie tiefer zu den untern Volksklaſſen hinabſteigt; doch kann wenigſtens ich darüber nicht entſcheiden, da ich die franzöſiſchen Provinzen nicht kenne. Eines aber iſt das Gewiſſeſte: daß die gebildeten Klaſſen in Frankreich, diejenigen nämlich, die in der Mitte zwiſchen Gelehrten und Volk ſtehen, die Beamten, Fabrikanten, Kaufleute, höhere Handwerker, gebildeter als in Deutſchland ſind. Sie leſen mehr, ſammeln ſich mehr Bücher, und dieſes muß auf Buchhandel und Buchdruckerkunſt natürlich einen vortheilhaften Einfluß haben. Buchhändler und Buchdrucker müſſen ſuchen dem Geſchmacke reicher Leute zu ſchmeicheln und ſich daher bemühen, ihr Gewerbe und ihre Kunſt zu vervollkommnen. Es fehlt mir gegenwärtig an Leipziger Bücher-Verzeichniſſen, ſonſt würde ich vergleichen, wie ſich die (Bände-) Zahl der jährlich in Frankreich erſcheinenden Bücher zu der in Deutſchland erſcheinenden verhalte. Das Journal de la librairie, welches jede Woche in Paris herauskommt und worin in fortlaufenden Nummern alle in Frankreich erſchienenen Werke verzeichnet ſtehen, ging den 15. November gegenwärtigen Jahrs bis zur Nummer 4990. Rechnet man hierzu die noch fehlende Zeit bis zur Vollendung des Jahrs und bringt man in Berechnung, daß von allen in

Paris erſcheinenden, aus mehreren Bänden beſtehenden Werken, wenigſtens zwei Theile zugleich herauskommen, die aber unter einer Nummer ſtehen; weiß man, daß im vorigen Jahre für drei und eine halbe Million Franken Bücher aus Paris ausgeführt worden, und rechnet man hiezu, was in Paris ſelbſt verbraucht worden und was in den Provinzen gedruckt wird — ſo hat man einen Maaßſtab, die franzöſiſche Literatur nach ihrem arithmetiſchen Umfange mit der deutſchen zu vergleichen. Aber die Zahl der koſtſpieligen Werke, deren Abſatz für die Bildung der reichen Volksklaſſen ein gutes Zeugniß ablegt, iſt in Frankreich ungleich größer als in Deutſchland. Gau's Reiſebeſchreibung von Nubien, welche in der Cotta'ſchen Buchhandlung erſcheint, iſt, ſo viel mir bekannt, das einzige Werk bezeichneter Art, das ſeit einigen Jahren in Deutſchland herausgegeben worden. Solche Werke aber erſcheinen in Frankreich jede Woche. In einem und dem nämlichen gerade vor mir liegenden Proſpectus des Buchhändlers Maſſon in Paris ſind folgende fünf Werke angekündigt: 1) Eine „voyage pittoresque en Autriche.“ 3 Bände in Folio, mit 163 Kupfern. Die gewöhnliche Ausgabe kommt auf 360 Fr., die beſſere auf 900 Fr. 2) „Collection des vases grecs de Mr. le Comte de Lamberg.“ 1 Band in Folio. Die ordinäre Ausgabe 540, die feine

900 Fr. 3) Ein Büffon in 127 Bänden mit 1150 Kupfern. Gewöhnliche Ausgabe 444, die beſte 1905 Fr. 4) „Les monumens de la France.“ 4 Bände in Folio. Ordinäre Ausgabe 720, feinere 2000 Fr. 5) Die Biographie universelle, die nach ihrer Vollendung wenigſtens aus 50 Bänden beſtehen wird, koſtet in der beſten Auflage der Band 48 Fr., ſo daß das ganze Buch auf 2400 Fr. zu ſtehen kommen wird. Von dieſem nämlichen Werke hat der Verleger ein einziges Exemplar auf feinem Pergament (peau velin) abziehen laſſen, wovon der Band 600 Fr. koſtet, das ganze Werk alſo 30,000 Fr. koſten wird. Nimmt man nun auch an, daß der Verleger an dieſer Summe drei Viertheile rein gewönne, ſo bliebe die Summe ſeiner Auslagen doch immer noch bedeutend genug, daß ſich nicht denken ließe, er hätte dieſen Aufwand gewagt, wenn er nicht große Hoffnung hätte, das Exemplar an einen Käufer zu bringen. Hierbei iſt freilich auch zu bedenken, daß während die deutſchen Buchhändler blos auf ihr Vermögen und ihren perſönlichen Kredit beſchränkt ſind, die franzöſiſchen zu jeder koſtſpieligen Unternehmung Actionärs und Kapitalien genug finden. Dieſes iſt aber weniger eine Urſache als eine Wirkung des größern Flors des Buchhandels, denn da ein Kapitaliſt in Paris ſchon im gewöhnlichen Geld-

handel 8 bis 10 Prozent ganz ſicher aus ſeinen Kapitalien zieht, ſo muß der Gewinn in literariſchen Unternehmungen bei gleicher Sicherheit noch größer ſein, wenn man ſeine Kapitalien daran ſetzt.

Den Kunſtwerken der Typographie war im Louvre ein großer Saal eingeräumt. Daß ſich hier die Didots vortheilhaft auszeichneten, läßt ſich denken. Dieſer ganzen Familie iſt Kunſtgenie erblich angeboren. Die Mutter des Firmin Didot, eine Dame von 82 Jahren, hat Wachsblumen, den natürlichen auf das täuſchendſte nachgeahmt, zur Ausſtellung gebracht. Firmin Didot iſt zugleich Papier-Fabrikant, Schriftgießer, Drucker und Schriftſteller. Er brauchte ſeine Thätigkeit nur noch bis zum negativen Pole der Literatur auszuſtrecken, nämlich bis zur Cenſur, um nach einer Sündfluth, er ganz allein, die literariſche Welt wieder bevölkern zu können. Erſt vor einigen Wochen hat er eine von ihm ſelbſt gedichtete und gedruckte Tragödie auf das Theater Français gebracht. Auf dem Titelblatt einer Ueberſetzung von Virgils Hirtengedichte, die vor einigen Jahren erſchien, ſind die Worte zu leſen: „Les Bucoliques de Virgile, traduites en vers français, par Firmin Didot. Gravé, fondu et imprimé par le traducteur.“ Die Mitglieder der Familie Didot leben in Handwerksfeindſchaft unter einander und

führen in öffentlichen Druckſchriften einen ſehr häß-lichen Neidkrieg. Heinrich und Julius Didot machen ſich die Erfindung einer neuen Art kleiner Buchſtaben wechſelſeitig ſtreitig. Ein ſchöner Wetteifer, wer am meiſten dazu beigetragen, die Menſchen blind zu machen! Es iſt mit ſolchem kleinen Drucke, in Deutſchland wie in Frankreich, etwas ſehr troſtloſes, und die Polizei, die ſich doch ſonſt um Alles be-kümmert, ſollte eines ihrer hundert Augen auf dieſen Gegenſtand richten. Wenn in deutſchen eleganten Blättern comme il faut die Korreſpondenz-Artikel klein gedruckt werden, ſo iſt hierbei nichts anders zu bedauern, als daß ſie nicht noch kleiner gedruckt ſind, damit es gar nicht möglich ſei, ſie zu leſen und darüber die Zeit zu verderben. Der deutſchen Leſe-welt, welcher zu Gefallen ſich jene eleganten Zeitungen auf das fadeſte parfümiren, muß man es gerade herausſagen, daß es ihrem Geſchmacke zu keiner Ehre gereicht, wenn ſie den deutſchen Komödianten eine ſo lange und breite Aufmerkſamkeit ſchenkt. Ein armer Schelm von Schauſpieler, der nicht begabt oder nicht beliebt iſt, muß auf ſeinen Kunſtreiſen durch jene hundert Blätter Spießruthen laufen, und ganz zer-fleiſcht kehrt er zu ſeiner Mutterbühne zurück. Be-liebte Schauſpieler aber ziehen, von Königsberg bis nach Wien, alle Tage unter Papier-Triumphbögen

ihre Heldenbahn, und es wird erzählt, wie ſie hier den Peter, dort den Hans geſpielt, und wie oft und wie ſtark ſie beklatſcht worden. Solche Klatſchberichte mögen immerfort klein gedruckt werden. Aber bei gemeinnützigen Werken, wie das Converſations-Lexicon, ſollte man kleinen Druck nicht verſtatten, und würden die Bücher viermal theurer; denn es iſt, national-ökonomiſch betrachtet, immer noch beſſer, ein Volk iſt geiſtig als körperlich blind. Man ſollte typometriſche Cenſoren anſtellen, die Alles, was ſie nicht verſtehen, nämlich nicht leſen können, ausſtreichen müßten.

Unter den Prachtwerken, welche Didot ausgeſtellt, bemerkte man auch Titelblatt und Vorrede des Boiſſe-re'ſchen Werkes über den Köllner Dom, das im Ver-lage der Cotta'ſchen Buchhandlung erſcheint und ſich ganz herrlich ausnimmt. Es iſt in deutſcher Sprache und mit deutſchen Buchſtaben gedruckt, und mit einem ganz eigenen Gefühle muß man ſich bei dieſem Anblicke geſtehen, daß in Frankreich ſchöner deutſch gedruckt wird, als in Deutſchland ſelbſt. Von den mancherlei typographiſchen Curioſitäten, die zu ſehen waren, will ich nur eines Teſtaments Ludwigs XVI. gedenken, das, auf einen ſehr großen Bogen und unter Glas und Rahmen zur Wandverzierung ein-gerichtet, mit „caractères funèbres“ gedruckt war. Worin die typographiſche Traurigkeit eigentlich liegt,

läßt ſich nicht beſchreiben; es iſt aber wahr, der Druck hat einen wahren Leichengeruch. Unter den Schriftgießern zeichnete ſich Mole der jüngere aus. Außer den Schriften der modernen Sprachen und des Griechiſchen, die man ſich nicht ſchöner denken kann, hat er auch arabiſche und perſiſche Schriftproben geliefert, die er unter Anleitung des Orientaliſten Langles verfertigte. Die Buchſtaben ſind ſo beſtimmt, reinlich und heiter, daß ſie das Verwirrende, mit welchem die Schrift einer fremden Sprache uns gewöhnlich erſcheint, ganz verlieren und man ſich ſehr verwundert, daß man dieſe ſo deutliche Schrift dennoch nicht leſen könne. Didot hat die Modelle aller zur Papierfabrikation nöthigen Maſchinen ausgeſtellt, worunter auch die Maſchine zur Verfertigung des Papiers von unendlicher Länge ſich befand. Ich habe aber nicht gehört, daß die letztere hier ſchon im Gange wäre. Auch der vortrefflichen Landcharten, worunter auch auf Seide abgedruckte, iſt zu gedenken. Die von Didot mit beweglichen Typen kenne ich nur aus Andrer Beſchreibung; ich habe ſie überſehen. Sie werden ſehr gelobt, und es ſoll ihnen, um an Brauchbarkeit den geſtochenen Charten gleichzukommen, nur noch etwas an der Illumination fehlen.

Hier ſchließt ſich die Lithographie an, deren

Werke ſich in Paris mit unglaublicher Schnelligkeit vermehren. Das Neueſte davon, was zur Ausſtellung kam, iſt großen Theils ſchon im Stuttgarter Kunſtblatte angezeigt und beurtheilt worden. Lithographiſche Abdrücke in Oelfarben werden wohl in Deutſchland auch ſchon bekannt ſein. Honorè in Paris hat ein Verfahren entdeckt, die Lithographie zu Abdrücken auf Porzellan anzuwenden, und es wurde ihm darüber ein Erfindungspatent ertheilt. Alle mögliche technische Materialien zur Lithographie waren in großer Menge zu ſehen: Preſſen, Muſter von lithographiſchen Steinen aus allen Gegenden Frankreichs. Sennefelder zeigte ſeine bekannte tragbare Preſſe und ſein Steinpapier. Dieſes Erfinders der Lithographie wurde in den franzöſiſchen Berichten über die Induſtrie-Ausſtellung kaum gedacht. Er erhielt nur ein Winkellob, das in einem Poſtſcriptum nachhinkt und auch dieſes nur, um, wie jene Berichterſtatter ſelbſt ſagen, „ihre Unparteilichkeit zu zeigen.“ Das iſt eine ſchöne Gerechtigkeit, die ſich zum Verdienſte anrechnet, nicht alles Unrecht gethan zu haben, was ihr freigeſtanden.

Ein kalligraphiſches Werk fand großen Beifall, nämlich eine, auf einem Imperial Foliobogen geſchriebene franzöſiſche Charte. Die Schrift gleicht dem ſchönſten Drucke, iſt aber auch nicht ſchöner, ſo daß ſie vom Drucke ſchwer zu unterſcheiden iſt. Der

Verfertiger hat 101 Tag, täglich vier Stunden, auf das Werk verwendet und er bemerkt: der ganze Hof habe dieſe Charte (nämlich die kalligraphiſche) mit Wohlgefallen betrachtet.

Auch die Papierfabrikanten hatten ihre Fabrikate zur Schau gebracht. So viel mich meine eigene Erfahrung gelehrt, iſt das Papier, welches man gewöhnlich zu Briefen und zum Concipiren braucht, in Paris nicht beſſer und nicht wohlfeiler als in Deutſchland. Das zum Drucke beſtimmte Papier aber (Druckpapier darf es nicht genannt werden, weil ſolches, das man in Deutſchland ſo nennt, hier nur an den Volksbüchern von den niedrigſten Preiſen geſehen wird) iſt anerkannt in Deutſchland geringer und theurer als in Frankreich. Man möchte wohl wiſſen, woher das kömmt. An dem rohen Materiale zum Papiere fehlt es in Deutſchland gewiß nicht; *) welche andere Verhältniſſe ſind es alſo, die dort auf dieſen wichtigen Zweig der Induſtrie nachtheilig einwirken? Die deutſchen Fabriken ſind nicht einmal im Stande, den nöthigen Bedarf zu liefern, und ob zwar aus Frankreich und der

*) Später erfuhr ich, daß es doch wirklich ſo ſei und es in Deutſchland an feinen vornehmen Lumpen fehle — worüber ich mich ſehr wunderte.

Schweiz viel Papier eingeführt wird, hört man dennoch oft die deutschen Buchhändler klagen, daß sie beim Drucke ihrer Werke oft durch Mangel an Papier aufgehalten würden. Sollte dort wohl der ſtarke Kanzleiverbrauch am Papiermangel Schuld ſein? Dieſes iſt wohl möglich, ja es iſt wahrſcheinlich, wenn man bedenkt, daß ein verwickelter Kriminalprozeß, der in Frankreich innerhalb drei Monate geendigt wird, in Deutſchland erſt nach drei Jahren zur Entſcheidung kömmt, und daß dort Papier und Zeit, Schreiben und Leben ſynonyme Wörter ſind.... Unter den übrigen ausgeſtellten Schreibmaterialien bemerkte man eine Sammlung Siegellacke von allen möglichen Farben, weißes ſogar. Dieſe Produkte müſſen wohl ihren Werth haben und Aufmunterung verdienen, da deren Fabrikant bei der vorletzten Ausſtellung die Ehren-Medaille bekommen hat. Dann ſah man durchſichtiges Siegellack, das zur Verſiegelung von Flüſſigkeiten, die man gegen Verfälſchung ſichern will, empfohlen wurde, durchſichtige Oblaten, und Oblaten »à camées.“ Nämlich auf länglichtrunden Oblaten aller Farben ſind weiße erhabene Figuren cameenartig angebracht. Dieſe werden nicht unter, ſondern auf dem Papier geklebt. Eine ſchöne Erfindung! Bei der großen Mannigfaltigkeit von antiken Cameen, die zu Abgüſſen benutzt werden kön-

nen, wird ſich für gemüthliche Briefe immer eine entſprechende Figur finden, das Herz des Empfängers auf den Inhalt vorzubereiten. Für 30 Sous kauft man eine Schachtel ſolcher Oblaten, die vom Sonntage bis zum Sonnabende der Liebe und überhaupt für alle ſchönen Verhältniſſe des Lebens ausreichen.

Endlich iſt hier der Buchbinder-Arbeiten mit dem größten Lobe zu gedenken. Was man nur fordern kann, Bequemlichkeit, Dauerhaftigkeit, Geſchmack und gelegentlich auch Pracht des Einbandes, findet ſich vereinigt. Thouvenin, der ausgezeichnetſte Buchbinder in Paris, hat in dieſer letzten, wie in der vorigen Expoſition, eine Medaille erhalten. Die Preiſe des Einbandes ſteigen von 30 Sous bis zu 20 Franken. Es würde viel dazu beitragen, die ſchwache Neigung für Bücher, die man in Deutſchland unter manchen Menſchenklaſſen findet, zu verſtärken, wenn die Buchbinderei, die ſich dort in einem ſehr ſchlechten Zuſtande befindet, verbeſſert würde. Es wäre aber ſehr leicht, eine ſolche Vervollkommnung herbeizuführen, indem man die deutſchen Buchbindergeſellen veranlaſſe, ihr Handwerk in Paris auszulernen. Ein hier wohnender deutſcher Buchhändler hat mir erzählt, daß er einen der letzten Theile des Converſations-Lexicons, deſſen frühere Theile er gebunden aus Deutſchland mitgebracht, hier gleich-

förmig habe wollen binden laſſen, aber nur mit der größten Mühe einen deutſchen Winkel-Buchbinder ausfindig gemacht habe, der es verſtanden, jene ſchlechten Muſter treu nachzuahmen.

3. Mechaniſche Künſte.

Eine große Menge, theils ausgeführter, theils modellirter landwirthſchaftlicher Werkzeuge bringen Demjenigen, der in ſolchen Dingen keine nähere Kenntniß hat, wenigſtens den Gedanken bei, daß die nothwendigſten Ackerbau-Geräthſchaften wohl keiner Vervollkommnung fähig ſein mögen, da der Pflug aus den Zeiten Heſiods und Virgils dem heutigen faſt ganz gleich kam. Eine Handmühle, mit welcher eine Perſon in jeder Stunde zwanzig Litres Getreide mahlen kann, ſchien mir das Werk verbeſſerter Einrichtung zu ſein. Sie koſtet 200 Franken; und eine für zwei Perſonen, die ſtündlich 40 Litres mahlt, koſtet 300 Franken. Feuerſpritzen, ſonſtige Löſchgeräthſchaften, wie auch ſehr zweckmäßige Rettungsmaſchinen, waren in Menge zu ſehen; doch habe ich unter letzteren keine bemerkt, die nicht in Deutſchland auch ſchon bekannt, wenigſtens vom Hauptmann Neander in Berlin in Vorſchlag gebracht worden wären. Nur war hier deren Gebrauch anſchaulicher gemacht, da ſie mit dem Modell eines Hauſes in Verbindung

geſetzt waren. . . . . Wer Schneiders griechiſches Lexicon beſitzt, kann ſich erklären, was „voiture ologyre“ heißt, wie man überhaupt ohne gründliche Kenntniß der griechiſchen Sprache ſehr viele ausgeſtellte Sachen gar nicht verſtehen konnte. Das Modell zu einem Transport-Wagen für Findelkinder machte einen rührenden Eindruck. In einem langen bedeckten, mit Windladen verſehenen Wagen waren zwei Reihen Hängematten von Packleinwand, denen in See-Schiffen gleich, angebracht, und zur Aufnahme der armen Würmchen beſtimmt. Es iſt nämlich zu wiſſen, daß in Paris, wo Alles im Großen und fabrikmäßig getrieben wird, eigene Poſtwagen für Ammen und Findelkinder eingeführt ſind, die täglich zur beſtimmten Stunde abfahren, und welchen man auf den Landſtraßen oft begegnet.... Das Modell einer Normal-Küche war appetitlich anzuſehen. Nicht weniger als fünfzig Speiſen können darin gleichzeitig gekocht werden.... Ein anderes Modell zu einem Amphitheater für chirurgiſche Operationen war nach einer vortrefflichen Idee ausgeführt. Freilich kann man die Schauſpieler auf ſolchen Bühnen nicht völlig zufrieden ſtellen: aber für die Bequemlichkeit der Zuſchauer iſt auf das Beſte geſorgt. — Das neuerfundene „Jnstrument destiné à remplacer les sangsues“ kenne ich nur aus der gedruckten Anzeige.

Wenn es ſeine Beſtimmung erfüllt, iſt es von national-ökonomiſcher Wichtigkeit und kann, allgemein eingeführt, große Erſparniſſe in den Staats- und Privat-Haushaltungen bewirken.

Der rühmlichſt bekannte Mälzl aus Wien, K. K. Oeſterreichiſcher Hof-Mechaniker, der ſeit mehreren Jahren in Paris lebt und durch ſeine Metronomen mit deutſcher Beharrlichkeit dafür ſorgt, daß die Franzoſen im gehörigen Takte bleiben, hat nicht blos dieſe ſeine bekannten Taktmeſſer, ſondern auch weibliche Puppen zur Schau geſtellt, die jede unter einer Glasglocke, ſtill und beſcheiden auf kleinen Stühlchen ſitzen und in verſchiedenen Landestrachten gar herrlich geputzt ſind. Aber nicht blos in ihren ſchönen Geſichtern und Kleidern beſteht ihr Werth, ſondern darin, daß ſie ſprechen können. Sie können Ja und Nein ganz hörbar ſagen. Die Franzoſen machten ſich über dieſe Wortkargheit luſtig und wollen daraus auf eine gewiſſe Geiſtesarmuth ſchließen; aber die leichtſinnigen Spötter vergeſſen, daß ſelbſt den geiſtreichſten Staatsmännern, welche die größten Dinge zu Stande bringen, es ſelten gelingt, Ja oder Nein deutlich auszuſprechen. — Bedeutender als jene weiblichen Puppen iſt ein männliches Puppenſpiel, das einer der erſten Pariſer Mechaniker verfertigt hat; nämlich ein vollſtändiges Regiment franzöſiſcher Lan-

zenreiter, die mit Pferden und Waffen alle Bewegungen der menſchlichen Lanziers machen und deren Trompeter ganz gehörig dazu blaſen. Der kleine Herzog von Bordeaux hat dieſes Spiel am vorigen Weihnachtsfeſte von ſeinem königlichen Großonkel zum Geſchenke erhalten, und der Hof war ſo gefällig, es zum Vergnügen des Publikums in die Expoſition zu ſchicken. Unglücklicher Weiſe aber habe ich das Kunſtwerk nicht in Thätigkeit geſehen, denn es war immerfort von einer ſolchen Menſchenmenge umgeben, daß ich mich nicht durchdrängen konnte. Habe ich das große Wunder nicht erblickt, wie man aus Maſchinen Menſchen macht, ſo tröſte ich mich damit, daß ich ſchon ein größeres Wunder geſehen.

Von den vielen ausgeſtellten Uhren will ich nur zwei erwähnen. Das Werk der Einen war in einem von vergoldeter Bronze ſchön ſculptirten Blumenkorbe ganz verſteckt, und die jezeitige Stundenzahl zeigte ſich im Kelch einer halbgeöffneten Roſe. Deutſche Bonbons-Deviſen verſichern: „Zeit bringt Roſen;“ hier aber ſind es Roſen, welche die Zeit bringen. Das andere Uhrwerk iſt ſehr kunſtreich in einem zolllangen Zeiger angebracht, ſo daß der Zeiger ſich ſelbſt treibt. Dieſer Uhr-Zeiger, oder dieſe Zeiger-Uhr, kann, ohne weitere Vorrichtung, an jeder Wandfläche, auf welcher man ein Zifferblatt malt, an-

gebracht und davon wieder abgenommen werden. Schon im vorigen Winter ſah man dieſen Uhrzeiger an einer Spiegelfläche der franzöſiſchen Oper, auf welcher man den Stundenkreis gezogen, in Bewegung. Die Uhr zeigt ſowohl Stunden als Minuten und iſt von überraſchender Wirkung. — Wer in ſeinem Zimmer ganz gemächlich den Lauf der Welten beobachten will, der konnte ſich in der Expoſition Planetarien nach Belieben auswählen. Man ſah ſehr große von Holz, und auch kleine, zierlich von Metall verfertigte, die man unter einer gewöhnlichen Pendüle-Glocke bergen konnte. Mehrere aſtronomiſche Uhren verſprachen viel; wer nur die Geduld hätte, abzuwarten, ob ſie Wort halten! Sie wollen alle Veränderungen in der Zeitlichkeit anzeigen: Stunden, Minuten, Sekunden, den Wechſel der Jahreszeiten, den Lauf des Mondes, den täglichen Auf- und Untergang der Sonne, und ein Zeiger übernahm ſogar die verwegene Verpflichtung, alle vier Jahre den Schalttag in Erinnerung zu bringen.

Die ausgeſtellten Schloſſerarbeiten zeigen, daß dieſer Zweig der Induſtrie in Paris zu großer Vollkommenheit gebracht worden. Man ſieht die ſchönſten und zweckmäßigſten Werke, und das Eiſen iſt ſo vortrefflich polirt, daß man es mit Stahl verwechſeln könnte. An hundert Arten von Sicherheits-

ſchlöſſern hat der Argwohn allen ſeinen Witz verſchwendet. Schön und koſtbar verzierte Geldkoffer möchte man wieder in andere Koffer einſchließen, um ſie reinlich zu haben. Eiſerne Fingerringe gegen Migräne und zur Beförderung des Blutumlaufs, uns ehrlichen Deutſchen unter dem Namen Gichtringe längſt bekannt, wurden hier als eine neue Erfindung angeprieſen. Bratſpieße, die ſich „nach kosmiſchen Geſetzen“ bewegen, ſind ſo nährend als belehrend. In einem von koſtbarem Holze verfertigten Kaſten ſah man eine vollſtändige Sammlung aller für Schloſſer nöthigen Handwerkszeuge, auf das Zierlichſte gearbeitet. Auf einer meſſingenen Platte las man die Worte eingegraben: „offert au roi pour le duc de Bordeaux.“ Wem fiele hierbei nicht der unglückliche Ludwig XVI. ein, der für Schloſſerarbeiten eine ſo leidenſchaftliche Liebhaberei hatte? Daher iſt es wahrſcheinlich, daß die Gabe nicht angenommen worden.

In den Zimmern, welche die mechaniſchen Werke ausfüllten, ſah man auch eine große Menge Zeichnungen und Grundriſſe zu Bauwerken, die theils wegen der Wunderlichkeit des Plans, theils darum einen komiſchen Eindruck machten, weil die unglücklichen Planmacher nie dazu kommen konnten, ihre Entwürfe auszuführen. Der Eine wollte ſchon unter

Ludwig XVI. eine Brücke bauen; da trat die Revolution dazwiſchen. Ein Anderer wollte während der Revolution einen Tempel bauen; da kam die Uſurpation und verhinderte. Ein Dritter wollte während der Uſurpation ein Theater aufführen; da ſprach die Reſtauration: Halt! — und ſo wurde den armen Schelmen, ſo oft ſie in den Tempel des Ruhms eintreten wollten, die Thüre vor der Naſe zugeſchlagen. Unter anderen war das Modell einer Säule zu ſehen, die ein Baukünſtler zum Denkmale an die Rückkehr Ludwigs XVIII. in Vorſchlag brachte. Die Säule war der auf dem Vendome-Platze gleich; nur hatte der Künſtler die Neuerung angebracht, daß ſie von eben ſo vielen Fenſtern, als das Jahr Tage hat, nämlich von 365, durchbrochen werden ſollte. Ein guter Gedanke! Schade nur, daß dann kein Platz für die Mauerſteine übrig geblieben wäre. Dieſe Glasſäule wollte der Planmacher auf der Stelle errichtet ſehen, wo der unter Napoleon begonnene und unvollendet gelaſſene arc de Triomphe de l'étoile ſteht, den man, Platz zu gewinnen, niederreißen ſollte. Napoleon hatte dieſen Siegesbogen der aus Rußland zurückkehrenden Armee beſtimmt, und die jetzige Regierung ging immer mit dem Gedanken um, ihn abbrechen zu laſſen. Kaum hatte jener Baukünſtler ſein Modell aufgeſtellt,

als im Moniteur eine königliche Verordnung erſchien, welche den arc de Triomphe de l'étoile auszubauen befahl. Es iſt nämlich nach Beendigung des ſpaniſchen Krieges beſchloſſen worden, das ſiegreiche franzöſiſche Heer zu belohnen, und zwar, was Feldherren und Ober-Offiziere betrifft, die wußten, was ſie thaten, klaſſiſch — mit Orden, Beförderungen, Dotationen und andern ſoliden Dingen; was aber die Gemeinen betrifft, die ohne Kritik der reinen Vernunft, blos körperlich in das Feuer gegangen, romantiſch — indem ihnen zugedacht worden, unter jener Triumph-Pforte in die Stadt Paris einzuziehen. Den armen Planmacher alſo hat das neckiſche Schickſal wiederum geprellt.

4. Kleidungsſtoffe, Kleidungsſtücke und Putzwaaren.

Bei den alten Spartanern waren Könige, Magiſtratsperſonen und die Bürger der niedrigſten Stände auf gleiche Art gekleidet. Sie trugen eine kurze Tunika von grober Wolle, darüber einen Mantel, Sandalen zur Fußbedeckung, und auf dem Kopfe eine Mütze, die unſern Nachtmützen glich; doch ſchläferig waren ſie nicht, jene Spartaner! Man hätte wohl gewünſcht, bei ſeinen Beſuchen im Louvre ein ſolcher ſpartaniſcher Menſch zu ſein, um ſich um ſo ſtärker verwundern zu können und alle die Herrlichkeiten

mit ſo größerer Freude zu betrachten. Ganz gewiß wären die Könige Leonidas und Ageſilaus dort vor hundert Dingen überraſcht ſtehen geblieben, an welchen jetzt ſelbſt der ärmſte Schelm mit Gleichgültigkeit vorübergeht. Hier wäre der Ort, etwas gegen die Ueppigkeit in Kleidungen zu eifern; aber mich ſchreckt ein franzöſiſcher Schriftſteller, der neulich die Gegner des Luxus »les Jansénistes de la Fabrication“ geſcholten. Einen guten Flötenſpieler hat man vor einigen Tagen „le Raçine de la Flûte“ genannt, und aus dieſen zwei Beiſpielen kann man ſehen, daß wir Deutſche auf unſere gefrorene Muſik gar nicht ſtolz zu ſein brauchen. Das, was unter Stoffen und Zeugen meinem ungebildeten Sinne merkwürdig geſchienen, will ich kurz erzählen. Die Zeuge wären eigentlich nach der Art ihrer Grundſtoffe einzutheilen; es herrſcht aber an ſehr vielen eine ſo verwegene Miſchung von Wolle, Baumwolle, Seide, Leinen und Ziegenhaaren, die Mesallianzen zwiſchen Kette und Einſchlag ſind ſo häufig, daß eine Abſonderung nach Geburt und Herkunft gar nicht möglich war. Es iſt bequemer, jene Zeuge am menſchlichen Körper ſelbſt zu betrachten — an dieſem Sammelplatze ihrer Beſtimmung, an dieſem Abgrunde aller erſchaffenen Dinge, an dieſem reißenden Thiere, das, ſchlimmer als der Wolf, das Schaaf

mit der Wolle verzehrt. Gegen die logiſche und anatomiſche Eintheilung des Fabrikweſens in Kopf, Leib und Fuß wird Niemand etwas einzuwenden finden. Was die Shawls betrifft, ſollen dieſe in einem beſonderen Kapitel abgehandelt werden. Es geſchieht ſo, um das religiöſe Gefühl der Weiber zu ſchonen, welche die franzöſiſchen Shawls nicht zu den irdiſchen Dingen zählen, ſondern zu den himmliſchen.

Kleidungsſtoffe. — Die Franzoſen haben es noch nicht dahin gebracht, die franzöſiſche Wolle beſſer als die ſächſiſche zu finden. Das gereicht ihnen zur Ehre. Auffallend iſt nur, daß ſie, ohne alle Rückſicht auf den Rheinbund und auf den deutſchen Bund, die ſächſiſche Wolle immer noch „laine électorale“ nennen und daß ſie ſagen: „les laines des troupeaux de l'Electeur,“ als wären alle ſächſiſche Schafe Eigenthum des Landesfürſten... Feine deutſche Herren, welchen das Tuch in Deutſchland nicht theuer genug iſt, können ſich in Paris blaues Tuch zu 90 Fr. und ſchwarzen Caſemir zu 34 Fr. die (franzöſiſche) Elle kaufen... „Etoffes écossaises à carreaux, dont l'usage est excellent contre le froid et la pluie; elles sont d'ailleurs légéres et solides.“ Dieſen Zeug benutzen Schottländer und Schottländerinnen zu ihren Plaids. Freunde der Scott'ſchen Romane werden ihn zu

ſchätzen wiſſen. . . „Drap mousseline,“ iſt wegen ſeiner Leichtigkeit zu Amazonenkleidern und Frauenmänteln dienlich. . . Spitzen-Garn aus phormium tenax, einer in Neu-Seeland einheimiſchen Leimpflanze bereitet, iſt ein neues Fabrikat. . . Ein Atlas-Zeug, auf der einen Seite weiß, auf der Kehrſeite roſenroth, hat mich frappirt. Da die Farben nicht durchſcheinen und ſich nicht wechſelſeitig nüanciren, muß dieſe Zweideutigkeit nur gemacht worden ſein, um den Launen des Windes zu ſchmeicheln. . . Gewebe von Eiderdunen, zur Fütterung und Garnirung für Frauenmäntel, ſind theurer als Pelz, alſo auch ſchöner. . . Köchlin aus Mühlhauſen, der erſte Kattunfabrikant in Frankreich, hat — nichts zur Ausſtellung gebracht. Der Chef des Hauſes ſitzt ſeit ſechs Monaten im Kerker, zur Strafe, daß er ein Fabrikgeheimniß der geheimen Polizei verrathen.

Kopfbedeckungen. — Die nothwendigſte, ſchönſte und wohlfeilſte Kopfbedeckung bilden die Haare. Wem die Natur dieſe Gabe verſagt, oder wer ſie verlebt oder verſcherzt, der muß zu Perrücken ſeine Zuflucht nehmen. Im Louvre waren ſie in Menge und Mannigfaltigkeit zu finden. Oberflächliche Beobachter, die nicht nachdenken, mußten ſich gewundert haben, dort eine ſo große Zahl Friſeurs zu ſehen, deren Erwerbszweig ja von gar keiner

nationalökonomiſchen Wichtigkeit iſt und die mit ihrer breiten, marktſchreieriſchen und prunkenden Ausſtellung andern Fabrikanten Raum, Ohren und Augen wegnahmen. Wir Publiciſten aber wußten uns das zu erklären. Die Pariſer Haarkünſtler nämlich ſind nicht in der großen Welt, aber in der hohen ſehr beliebt wegen ihrer muſterhaften Geſinnung. Frau von Staël hat in ihrem vortrefflichen Werke über die franzöſiſche Revolution zu bemerken vergeſſen, daß bei der Beſtürmung der Baſtille ſich nicht ein einziger Friſeur befunden. Damals kamen mit den Brutus-Herzen auch die Brutus-Köpfe auf, welchen die Perrückenmacher nicht gewogen ſein konnten, und ſie ſind daher immer treue Anhänger des Zopf-Regimes geblieben. Die Pariſer Friſeurs ſind noch aus einem andern Grunde beliebt. Sie kommen in alle Häuſer und Familien, und zwar in den ächt kritiſchen Stunden: bei Männern des Morgens, bei Frauen zur Toilettenzeit, wo man bei dieſen und jenen Zunge und Herz im Negligé findet; ſie erfahren alſo viel; ſie wiſſen alſo viel zu erzählen; ſie ſind alſo angenehme Geſellſchafter; ſie wiſſen ſich alſo bei allen bedeutenden Männern einzuſchmeicheln, welchen, ihrer anſtrengenden Berufsgeſchäfte wegen, jede Zerſtreuung eine Wohlthat iſt; ſie wurden alſo von der Polizei, die in Frankreich wie überall die Regierung regiert,

begünſtigt; ſie konnten ſich alſo im Louvre nach Wunſch anſiedeln und ihre Waaren breit auskramen. Darunter ſah man: Perruques pylogènes, für Profeſſoren der Philologie beſtimmt; perruques imperméables, für ſolche beſchäftigte Männer, die von läſtigen Wahrheiten nicht beunruhigt werden wollten. Des Haarkünſtlers Allix müſſen wir mit Auszeichnung gedenken. Dieſer würdige Mann ſchmückt die Köpfe nicht blos von außen, ſondern auch von innen; er iſt Philoſoph, Arzt und Naturforſcher. Es gibt nichts Belehrenderes, als den Proſpectus, den er austheilt. Nachdem er die Geſchichte der Perrücken mit philoſophiſchem Geiſte abgehandelt, ſagt er: „es gibt ſehr viele Männer, welchen Perrücken Noth thun, die aber dennoch lieber, als ſie ſolche trügen, ihren Kahlkopf dem Ungeſtüme der rauheſten Witterung preisgeben; denn die auf hergebrachte Weiſe verfertigten Perrücken machen ihnen Kopfweh, Schwindel, Beängſtigung. Ich habe hundert Verſuche gemacht, wie dieſe Reizbarkeit zu ſchonen ſei, ich habe nach dem Beiſpiele des berühmten Michalon Gipsköpfe gegoſſen und ihnen meine Perrücken angepaßt — doch alles vergebens! Da kam mir in den Sinn, die Anatomie des Kopfes gründlich zu ſtudiren. Ich muß geſtehen, daß die Vorſtellung des Zergliederns anfänglich alle meine Gefühle in Aufruhr brachte;

aber ich dachte an die leidende Menſchheit und überwand meinen Abſcheu. Die Schläfe iſt derjenige Theil des Kopfes, den ich mit der größten Sorgfalt unterſucht habe; ihre äußerſt große Empfindlichkeit machte mich ſtutzen.“ Herr Allix erzählt nun, wie ihn der Lauf der Schläfarterien und Venen belehrt habe, daß der Druck der Perrücken auf dieſe Stellen die Congeſtionen nach dem Kopfe verurſachten; er habe durch ein neues Verfahren dieſem Mißſtande abgeholfen. Hiermit noch nicht zufrieden, fährt der Haarkräusler fort: „Ich will jetzt eine Anatomie des Kopfes geben, die ich nach Sabatier ſtudirt.“ Dieſe folgt im Proſpectus in 6 Kapiteln: Description de la tête; du Crotophyte ou Temporal; de l'Occipito-Frontal; des artères et veines; artère temporale; de la veine temporale. . . . Wer durchaus in den Tartarus will, der thut wohl, ſich franzöſiſchen Spitzbuben anzuſchließen; ich kann mir nicht denken, daß dieſe viel zu leiden haben werden. Sie ſind ſo lieb in ihrer Schelmerei, daß Minos ſelbſt wird lachen müſſen.

Von andern Kopfbedeckungen ſind der Herrenhüte von Ziegenhaaren zu gedenken, der chapeaux imperméables en tissu de soie, und der türkiſchen Mützen. Letztere werden hier als etwas Neues angeprieſen; aber in Wien ſind ſie wie noch viele andere türkiſche

Artikel ſchon längſt Mode. Den Frauen gefiel eine neue Art Hutfedern von Fiſchbein, das Schönſte, was ſich in dieſer Art nur denken läßt. Blumen von Wachs und Gaze ſind bekannt. Von dieſen Blumen werden in Paris von zweitauſend Menſchen jährlich für mehrere Millionen Franken verfertigt, die man über ganz Europa und Amerika verbreitet. Frauenhüte mit Geierfedern ſchien mir ein allzuwilder Schmuck.

Leibbedeckungen. — Roben von „tissu circulaire“ waren eine auffallende Erſcheinung. Sie haben keine Naht und gehen aus den rauhen Händen des Webers ohne Aufenthalt in die zarten der Schönen über. Wehe den Frauenſchneidern! Nur noch zwei Schritte auf dieſem Wege, und ihre ganze Kunſt iſt entbehrlich geworden. . . Die Corſetts der Madame Meier gewannen ſich tauſend freundliche Blicke. Sie hätten ſo viel „Grace“, dieſe Corſetts, ſagten ſie; und dann lächelten ſie und ſchwiegen. . . Ternaux lieferte wollene Jüpons ohne Naht von „tricot circulaire.“ Sie koſten nur 2 Fr. 25 C. und dennoch ſprach man mit der größten Hochachtung von ihnen. Der Weberſtuhl webt in jeder Minute 10,920 Maſchen an dieſem Zeuge. . . Spitzen und Blonden ſah man, daß Einem die Augen übergingen. Blonden, viermal gewaſchen, erſchienen ſo jung und friſch

wie Hebe, wenn ſie aus dem Bade ſteigt. Eine lebensgroße weibliche Wachsfigur in einem Glashauſe war ganz in Spitzen gekleidet. Sie ſaß auf einem Stuhle, rührte ſich nicht und ſprach kein kluges Wort; aber ihr Putz war zwanzigtauſend Franken werth, und ſie wurde beneidet. . . Stammler von Straßburg verfertigt Herrenweſten von Metallgeſpinnſt, aus Stahl oder Silberdraht. Die Maſchen ſind ſehr eng, und Amor muß ſich ſpitzere Pfeile ſchmieden laſſen, will er ein ſo umpanzertes Herz verwunden.

Fußbedeckungen. — Die unglücklichen Pariſer Frauen ſind verdammt, an den Feſttagen der Eitelkeit in Spitzen-Strümpfen zu erſcheinen, die nichts anderes ſind, als eine künſtliche Epidermis. In unſerm Vaterlande ſind Schnupfen und andere Erkältungen wohlfeiler zu haben. Herren tragen ſchwarzſeidene durchbrochene Strümpfe, daß man ſich ſchämt, ſolch einem ſeidnen Geſchlechte anzugehören. Loben wir dagegen die zarten weichen Socken, die man im Bette trägt. Die eiteln Pariſer bilden ſich ein, ſie wohnten unter einem ſüdlichen Himmel und ſie leben darnach. Die Zimmer, oft der vornehmſten Häuſer, ſind mit Stein gepflaſtert; in den Schlafzimmern ſelbſt vieler reichen Leute findet man keine Federdecken, und zarte junge Herren, die im Geheimen frieren,

ſchlafen, wie Krieger im Feldlager, unter ihren Mänteln. Deutſche Reiſende in Paris, die jenen Ausweg noch nicht gefunden, leiden viel in den Hotels; wären auch die Flüſſe gefroren, man gibt ihnen nur ein leichtes Deckchen, als hätten ſie den Veſuv im Leibe. Die erwähnten Bettſocken, die ihre Wärme ſympathetiſch weiter verbreiten, ſind daher eine ſehr wohlthätige Erfindung. . . Strümpfe von Cachemir-Gewebe habe ich zu ſehen und zu betaſten verſäumt. . . . Bas jarretières, ſo genannt, „parceque ces bas ceignent la jambe jusqu'au dessus du mollet, où ils sont retenus par la seule force de l'élasticité de la maille," ſind geſunde Strümpfe. Gut iſt es aber doch, daß man dieſe Erfindung nicht einige Jahrhunderte früher gemacht. Kein Strumpfband wäre dann verloren gegangen; kein König hätte in ſeiner Machtvollkommenheit gerufen: Hony soit qui mal y pense! kein Knieband-Orden wäre entſtanden, und — hundert unbelohnte Tugenden gingen kümmerlich durch die Welt.

Die heuchleriſche Kunſt, den Fuß zugleich zu zeigen und zu verbergen, iſt in Paris zur höchſten Vollkommenheit gebracht. Ihr dürft es einem unparteiiſchen deutſchen Manne glauben: die deutſchen Schuhe, auch die beſten, können ſich ſelbſt mit den

gewöhnlichen Pariſern nicht vergleichen. Die Letztern haben einen Schmelz, einen Anhauch, ein Etwas, ein Nichts — nur der Pinſel eines Malers könnte das anſchaulich machen. Frauenzimmer, wenn ſie über die ſchmutzige Straße gehen, ſchnallen unter die Schuhe „socques articulés“ an, auch „Sous-chaussures imperméables et flexibles“ genannt. Es iſt eine hölzerne, aus mehreren Theilen beſtehende Sohle, deren Glieder von zarten meſſingnen Bändern zuſammengehalten werden. Man muß aber behutſam damit auftreten, denn der kleinſte Fehltritt macht das Gleichgewicht verlieren. . . Bei naſſem Wetter trägt man souliers imperméables, die kein Waſſer durchlaſſen. Wären Sie, liebe Leſerin, eine Stunde nach der Sündfluth, vom Berge Ararat hinab in die Ebene ſpazieren gegangen, es wäre Ihnen dennoch kein Fuß naß geworden! Treten Sie an den Laden des Herrn Jabot. Sehen Sie das zierliche Becken mit Waſſer gefüllt? Schon drei Wochen ſchwimmt ein impermeabler Schuh wie ein Nachen darin herum, und, fühlen Sie ſelbſt, er iſt nicht im mindeſten feucht geworden! Ich hatte das ſüße Unglück, mit einer jungen Dame vor dem Laden des Herrn Jabot zu ſtehen. Fünfzig Minuten wurden die Schuhe bewundert, fünf Minuten kritiſch unterſucht, und fünf Minuten darum gefeilſcht.

Die Dame fragte nach dem Preiſe. Zehn Franken, ſagte Herr Jabot. „In einem andern Laden — erwiederte die Dame — wurden mir impermeable Schuhe für 6 Franken angeboten.“ .... Ihr habt noch nie eine Löwin geſehen, der man ihre Jungen geraubt; aber ihre Wuth habt ihr in tauſend Gedichten beſchrieben geleſen. So wie jene Löwin zeigte ſich Herr Jabot, als ihm geſagt worden, daß noch ein anderer Schuhmacher impermeable Schuhe verkaufe. „Comment? — rief er aus — Ceux qui vous disent que ce sont des souliers imperméables, sont des charlatans; il n'y a que moi dans l'Europe qui fait de ces souliers; c'est de mon invention, car il faut être chymiste, et vous savez que les cordonniers ne le sont guères.“ So ſprach der Schuhmacher Jabot!

5. Shawls. Cachemirs.

Im Saal voll Pracht und Herrlichkeit,
Schließt Augen euch; hier iſt nicht Zeit,
Sich ſtaunend zu ergötzen!

Nicht euch ruf' ich an, ihr Muſen; denn ihr erhört die Gebete nicht, die man erſt in der Bedrängniß an euch wendet. Aber mein harter Sinn blieb den Cachemirs immer verſchloſſen; immer ging

ich mit trocknen Augen, trägem Blute und matten Athemzügen an ihnen vorüber, und darum ist jetzt, da ich sie preisen möchte, mein Herz leerer als eine Cisterne in heißen Tagen und meine Zunge ist eine Bettlerin. Du aber, alte Zauberin Natur, kannst du mir Jahre, Bart und Weisheit nehmen, kannst du mir Jugend, Schönheit und Leichtsinn geben — so thue es! Doch du kannst es nicht; dein Stab ist gebrochen und du auch hinkst an der Krücke des Gesetzes deinen Weg. So bleibt mir nichts übrig, als von den herrlichsten Wesen der Schöpfung statistisch zu sprechen, und so trocken und dürre, als wäre von Völkerglück die Rede. Hast du aber ein Herz, liebe Leserin, nicht blos für deine eigene Lust, sondern auch für Anderer Noth, so wirst du es nicht mit Gleichgültigkeit erfahren, daß der Cachemir, den du trägst, das Auge mancher weinenden Mutter getrocknet. Die Göttin der Eitelkeit hat noch keinen Namen — nenne sie Ceres; denn sie ist es, die den Hungrigen Brod gibt.

Erst vor 21 Jahren fing man an, in Frankreich Cachemirs zu verfertigen, und in so kurzer Zeit hat man es dahin gebracht, diese Arbeiten an Güte den orientalischen gleich zu machen. Es wird behauptet, daß sich die Cachemir-Ziegen in Frankreich vervollkommnet hätten. Der Fabrikant Hindenlang

ſpinnt die Cachemir-Haare bis zu Nr. 210, nämlich zwanzigmal feiner als das aſiatiſche Geſpinnſt, das über Rußland nach Europa kommt. Schon bis Nr. 190 enthält das Pfund Geſpinnſt 109,250 Ellen. Iſot und Eck, andere Fabrikanten, verkaufen die Cachemir-Shawls um 30 Procent wohlfeiler als die aſiatiſchen, und ſie erbieten ſich, wenn man ihnen die Hälfte eines indiſchen Shawls gibt, die andere Hälfte hinzuzuweben, ohne daß man den Unterſchied merken ſolle. Ajac von Lyon verfertigt ſeit 1815 Shawls von Flockſeide, den Cachemirs mit großer Täuſchung nachgeahmt. Dieſer Fabrikant hat den neuen Erwerbszweig ſo ausgedehnt, daß er im Jahre 1822 für 300,000 Fr. Flockſeide kaufte; daß er gegenwärtig 310 Stühle verwendet, 730 Arbeitsleute beſchäftigt und jährlich für 1,200,000 Fr. Waaren verkauft, deren größter Theil in das Ausland geht. Die Fabrikation der flockſeidnen Shawls iſt in acht Jahren ſo ſchnell in Flor gekommen, daß die Stadt Lyon allein 4000 Arbeiter dazu beſchäftigt, die auf 1800 Stühlen jährlich für 5,400,000 Fr. Waaren liefern. — Vielleicht frägſt du mich, cachemir- und wißbegierige Leſerin, warum wir Deutſche nicht auch ſo ſchöne Sachen verfertigen können, wie die Franzoſen? Ich will dir erklären, woher das kommt. Dumme Leute haben das Glück, und die Franzoſen

ſind dumm. Denk dir nur, liebes Kind, dieſes Volk iſt noch ſo ungebildet, daß es nicht einmal Zünfte und eine Cenſur hat; ſo roh, daß unter ihnen Leute ohne alle Herkunft Miniſter werden können; ſo dumm, daß ſie die wichtigſten Prozeſſe öffentlich verhandeln, eine Jury haben und ſogar — ich lüge nicht, Mädchen — Juden mit Bürgerrechten! Dieſes Volk iſt ſo einfältig und in den ernſthafteſten Dingen ſo leichtſinnig, daß es einen Louvel, einen Königsmörder, in weniger als vier Monaten aburtheilt, da doch die gelehrteſten Juriſten anderer Völker darin übereinſtimmen, daß man nur zur gründlichen Unterſuchung einer erſtochenen Fledermaus wenigſtens vier Jahre brauche. Aber die dummen Franzoſen haben das Glück und werden reich, während andere verſtändige und tugendhafte Völker es zu nichts bringen. Ja, was noch am wunderlichſten iſt: die Franzoſen haben ihre Cachemirs und tauſend andere ſchöne Sachen nur an ihren Feierabenden erfunden und verfertigt; denn von Tagesanbruch bis es dunkel ward, mußten dieſe geplagten Leute die Welt erobern! Aber was kümmert dich das? Sei froh, Mädchen, daß du kein Mann biſt und an nichts Anderes zu denken brauchſt, als wie du jeden Abend deinen Cachemir genau in die alten Falten zuſammenzulegen haſt.

Ternaux's ſcharlachrothe Cachemirs à la Sylla — (ſo genannt, weil Talma aus Sylla in der Tragödie gleiches Namens zum erſtenmale einen ſolchen trug) — ſind ſehr ſchön und viel beſſer als der Sylla Roms und Jouys. Ternaux hat einen Cachemir ausgehängt, der 5000 Fr. koſtet. Ich konnte ihn nicht zu ſehen bekommen, weil er ſechs Wochen lang, vom Morgen bis Abend, von andächtigen Zuſchauerinnen umſtellt war. Einen andern Cachemir des nämlichen Fabrikanten habe ich geſehen, der aber nur 1500 Fr. koſtet. Er iſt weiß, hat eine einfache Bordüre und iſt ſo wenig glänzend, daß ihn gewiß Keiner kaufen würde, wenn er wohlfeiler wäre; ſolchen Dingen gibt der Preis den Werth. Ein ſchönes Kind von vierzehn Jahren, das ich begleitete, nahm den Cachemir in die Hand, wog ihn und rief: „Wie leicht! ach wie leicht!“ — „Leicht? erwiederte ich. Nein, gutes Kind, er iſt nicht leicht, er iſt ſehr ſchwer. Verſuch' es, ſtell' dich auf den Markt der Eitelkeit, nimm eine Wage in die Hand, lege in die eine Schale dieſen Cachemir, in die andere Tugend, Schönheit, Treue, häusliches Glück, Mutterliebe und alle die andern Gewichte, die das Räderwerk des Menſchenlebens hemmen oder in Bewegung ſetzen — und du wirſt ſehen, wie ſchwer der Shawl iſt!“

Das liebe Kind verſtand mich nicht. Möchteſt du das nie verſtehen lernen, Amalie!

6. Möbel. Zimmerverzierungen.

Die ſchönſten Tiſchlerarbeiten hat, allgemein anerkannt, Werner geliefert, ein Deutſcher. Wie die Katzen ſind die franzöſiſchen Berichte um dieſen heißen Brei herumgegangen. Läugnen konnten ſie nicht, daß ein Ausländer die Franzoſen übertroffen; aber eingeſtanden haben ſie es auch nicht. Sie gebrauchten die Wendung: Werner wäre ſeit einigen Jahren in Paris etablirt, in dieſer allgemeinen Kunſtſchule Europa's, die Jeder beſuchen müſſe, der ſein Talent ausbilden wolle. So ſchwer fällt es dieſen Menſchen, einem ausländiſchen Verdienſte Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, und ſo leicht machen es die verrückten Liberalen Denen, welchen daran gelegen iſt, die profane Allianz zwiſchen Volk und Volk, vor der man zittert, zu verhindern! Werner verfertigt alle ſeine Möbel von franzöſiſchem Holze, von Eſche, Pappel, Ulme, Erle, Ahorn und Citronenholze aus der Provence. Dieſes macht ſie aber darum theuerer, als die von ausländiſchem Holze verfertigten, weil bei den letztern es hinreicht, gemeines Holz mit dünnen Platten des koſtbaren zu belegen, das franzöſiſche Holz aber ſich zu ſolcher Plattirung nicht eignet

und man daher genöthigt iſt, die Möbel ganz von dieſem Holze zu machen. Werner muß wohl auch außer Frankreich vortheilhaft bekannt ſein, denn er arbeitet für den ruſſiſchen und den bayriſchen Hof.

Ein Pariſer Tiſchler ließ ſich beifallen, einen Lehnſtuhl im Geſchmacke des Mittelalters zu verfertigen. Deſſen Grundbau iſt von Acajou, Eben- und Citronenholz zuſammengeſetzt und an der Lehne ſind nicht weniger als 2587 Stücke Perlmutter in verſchiedenen launiſchen Bildungen eingelegt. Der Sitz iſt mit ſilbergeſticktem Sammt überzogen. Dieſer Seſſel iſt freilich ſehr geſchmacklos; aber die Kritik hat das Ihrige gethan, wenn ſie den verdienten Tadel ausgeſprochen. Doch die Pariſer Liberalen ſind über dieſen Feudalſtuhl vor Wuth außer ſich gekommen. Wie einſt Nicolai überall Jeſuiten roch, ſo riechen die Liberalen überall die Contre-Revolution. Sie ſahen mit prophetiſchem Geiſte in jenem Seſſel einen abſoluten König ſitzen. Das mit Lilien umkränzte geſtickte H. beſtärkte ſie in ihrer Furcht. Sie gingen dem Tiſchler hart zu Leibe und fragten den armen verblüfften Mann: „Was ſoll dieſer Stuhl? Für wen iſt dieſer Stuhl? Iſt er für den König Dagobert, oder für eine Zukunft, die jener Vergangenheit gleichen wird? Sprich, Menſch! Heraus mit der Sprache!“ . . . Lacht Freunde; aber lacht

euch nicht arm! Verwahrt eures Spottes gute Hälfte für die weiſen Narren. Im verfloſſenen Winter vernahm man bei Nacht, in einem entfernten Viertel der Stadt, ein unterirdiſches Getöſe. Und alle Pulſe der Reinblütigen ſchlugen heftiger! Und die ganze Koppel der hohen Jagd war attent! Und alle Nachtwandler der Polizei waren aus den Betten! Man glaubte endlich, endlich, endlich die geheime Werkſtätte des Comité-Directeurs gefunden zu haben. Und was war es? Nichts als ein ehrlicher Paſtetenbäcker, der in ſeinem Keller nächtlicher Weile Talmouſes gebacken! Doch nein, ich irre mich; es waren Brioches. Sie ſind aber beide ſehr ſchmackhaft.

Schön war ein runder Eßtiſch mit verborgenem Flötenwerke, das während der Mahlzeit die angenehmſten Stücke ſpielt. Es wäre ſehr zu wünſchen, daß man ſolche Tiſche in allen deutſchen Gaſthöfen einführte, damit man die dort graſſirenden Tafel-Muſikanten los würde, die unbarmherzig, erſt nach ſieben jämmerlichen muſikaliſchen Gerichten, beim Deſert den armen Gäſten den Gnadenſtoß geben. .. An einem andern Tiſche hing ein Zettel mit den Worten: »Table en bronze, goût du siècle de Louis XIV., cxécuté pour Mr. le duc de —« Der Gedankenſtrich ſollte die Lüge ergänzen, die

man nicht auszuſchreiben wagte, mündlich aber nannte der Verfertiger den Herzog, der den Tiſch ſo beſtellt hatte. Offenbar hatte man ein altes Stück Möbel aufgeputzt; die Franzoſen aber ſtellten ſich dumm und als glaubten ſie, dieſer altmodiſche Tiſch ſei beſtellt worden, nur um Gelegenheit zu haben, ſich über den ſchlechten Geſchmack eines fremden Fürſten luſtig zu machen. . . Secretäre, Bettſtellen und andere Möbel von lackirtem Bleche waren häßlich; aber mit großem Lobe iſt einer Badewanne zu gedenken. Man könnte ſie eine amphibiſche nennen, denn ſie befriedigt alle Bedürfniſſe, die im Waſſer und auf dem feſten Lande entſtehen können. Der Apparat zur Erhitzung des Waſſers iſt an der Wanne angebracht und wird von dem Badenden ſelbſt in Thätigkeit geſetzt. Das Waſſer bleibt ſieben bis acht Stunden warm und kann, wenn kalt geworden, wieder warm gemacht werden. Die Wanne heizt zugleich das Zimmer, in dem ſie ſteht. Ein kleiner Ofen, in der Handreiche des Badenden, gibt ihm die Bequemlichkeit, ſich ſelbſt ſein Frühſtück zu bereiten — Kaffee, Thee, Chokolade, Cottelets, oder wozu er ſonſt Luſt hat. Er hat ſogar ein Pult, woran er unter dem Baden, ohne das Buch naß zu machen, leſen kann; kurz man kann in dieſer Wanne leben und ſterben. Dabei braucht man zur

Wärmung dieſes Bades nicht mehr als für fünf Sous Brennmaterial. Der Tauſendkünſtler dieſes Badewerks war unglücklicher Weiſe abweſend, als ich es in Augenſchein nahm; und ich fand Keinen, der mir die Einrichtung erklärte. Wahrſcheinlich aber wird das Waſſer durch Dämpfe geheizt; denn ich habe lederne Schläuche bemerkt. . . Ein neues Billard wird, ich weiß nicht warum, „jeu de la mointoison“ genannt. Außer der gewöhnlichen Billard-Einrichtung bemerkt man daran labyrinthiſche bedeckte Gänge für den Lauf der Kugeln und Zahlenreihen, nach Art der Roulett-Teppiche. Das Spiel ſieht ſehr zeitvertreibend aus und kann Menſchen, welche die Zeit plagt, empfohlen werden.

Der Tiſchler Bonjour in Paris bereitet einen Stuck, den er stuc ligneux nennt, womit er alle Holze, wie auch Granit, Jaspis, Porphyr und ſonſtige Marmorarten täuſchend nachahmt. Dieſe Tünche, die der Reibung und den Eindrücken der Witterung widerſteht, wird zur Belegung der Möbel und zur Bekleidung der Wände gebraucht. Der Stuck zieht ſich ſo ſtark in das Holz hinein, daß er nicht mehr davon getrennt werden kann. . . . Ein Anderer macht Stein-Pappe (carton pierre), die zu allen Arten architektoniſcher Verzierungen, Candelabren und zu Abgüſſen von plaſtiſchen Kunſtwerken ge-

braucht werden kann. Sie ist wohlfeiler als Holz und ausdauernder als Gyps. Diese Erfindung ist nicht neu, sondern nur erneuert; denn man hat im Louvre Plafonds aufgefunden, die schon unter Heinrich II., also vor 180 Jahren, verfertigt worden und die mit Steinpappe, welche nicht die geringste Beschädigung erlitten, verziert waren.

Unter den Möbelstoffen bemerkte man durchsichtigen Taffet (taffetas diaphane), zu Fenstervorhängen bestimmt. In der berühmten Fabrik des Herrn Oberkamp in Jouy wird ein durchsichtiger Leinenzeug zu Rollvorhängen verfertigt, die, nach Art der alten Kirchenfenster gezeichnet und gemalt, bei durchfallendem Lichte von schöner Wirkung sind.

Fußteppiche. — Neu waren: Zimmerteppiche von Ochsenhaaren und von Pelzwerk. Gefirnißte Teppiche von Wachsleinwand, von jeder beliebigen Größe, ohne Nath und in haltbaren Farben, kosten, ohne Unterschied der mehr oder minder schönen Zeichnung, 15 Sous der Quadrat-Schuh. Diese Decken sind in England sehr gebräuchlich und wurden bis vor kurzem auch nur in diesem Lande verfertigt. Jetzt führt sie Frankreich sogar nach Nord-Amerika aus. . . . Die Herzogin von Berry hat einen von ihr selbst gestickten Fußteppich zur Ausstellung hergegeben. . . Die königliche Teppichfabrik Savon-

nerie lieferte für ein Zimmer der Herzogin von Angouleme einen Teppich von den ſchönſten Zeichnungen und Farben. Ich erinnere mich aber, in den Gebäuden jener Fabrik einen noch ſchönern geſehen zu haben, der für die Kaiſerin Maria Louiſe beſtimmt war. Der früher hier anweſende perſiſche Geſandte hat geſagt, daß in ſeinem Lande ſelbſt nichts ſo Schönes gemacht werde. Weil in den Zipfeln des Teppichs Adler angebracht ſind, wird er nicht gebraucht und er liegt in einer Kammer zuſammengerollt, um dort zu verfaulen. Vielleicht aber auch nicht; es kommt nur darauf an, wer ausdauernder iſt — Frankreich oder der Teppich.

7. Gasbeleuchtung. Lampen. Candelabren.

Wie das Weib dem Mann gegeben
Als die ſchönere Hälfte war:
So iſt die Nacht das halbe Leben,
Und die ſchönere Hälfte zwar.

Naturfreunde bemerken mit Vergnügen, wie in großen Städten das Nachtleben ſich immer kräftiger entwickelt. In Paris wird man ſchon auf zehn Uhr Abends zu Spielpartien eingeladen, und ſuperfeine Leute gehen erſt um Mitternacht, nach Beendigung der Oper, in Geſellſchaft. Schreitet dieſe ſchöne Sitte noch etwas vor, ſo muß es dahin

kommen, daß man um vier Uhr Morgens in Gesellſchaften geht und ſich Abends um ſieben ſchlafen legt, und dann wird man leben wie die lieben Landleute. In ihren Mahlzeiten haben es die Pariſer ſchon zu dieſer ländlichen Natürlichkeit gebracht. Sie eſſen um elf Uhr Morgens zu Mittage, und ſpäteſtens um ſieben Uhr Abends nehmen ſie das Nachteſſen. Freilich nennen ſie ihr Mittageſſen Frühſtück, und ihr Abendeſſen Mittageſſen; aber Worte ändern die Sache nicht. Selbſt in den Speiſen fängt ſich die ungekünſtelte Natur zu zeigen an. Bei den feinſten Paſtetenbäckern findet man eine Art Schwarzbrod, das ganz ſo derb iſt, wie Pumpernikel. Als ich das erſtemal, überraſcht von dieſer Erſcheinung, den Küchenkünſtler fragte, was das wäre? antwortete er, dieſes Brod ſei ſehr rafraîchissant, und beliebt bei allen Gourmands. Die Pariſerinnen von höherm Stande haben im wörtlichſten Sinne des Ausdrucks im Winter gar keinen Tag; denn ſie kleiden ſich erſt aus, wenn man in Butzbach, Bingen, Treuenbritzen und andern Natur-Städten ſich ankleidet, und bis ſie nach dem Erwachen ſich die Augen gerieben und gefrühſtückt haben, iſt die Sonne wieder untergegangen. Die Frauenzimmer der gewerbtreibenden Klaſſen ahmen das vornehme Nachtleben wenigſtens ſymboliſch nach. Den ganzen Tag ſitzen ſie in ihren

Läden im Nachtgewande und mit gewickelten Haaren, und erſt wenn es dunkel geworden iſt, putzen ſie ſich und laſſen ſich friſiren. In den Kaffeehäuſern, wo überall Frauenzimmer die Honneurs machen, ſind ſie den Tag über, an ihren Büreaux ſitzend, ganz hausmütterlich mit Nähen beſchäftigt und reden kein Wort mit den Gäſten. Sobald aber die Lichter angezündet werden, ſchmücken ſie ſich auf's Herrlichſte und fangen an geiſtreich und liebenswürdig zu werden. Man kann ſich alſo denken, welch eine wichtige Sache in Paris die Nachtbeleuchtung iſt. Die durch Gas breitet ſich täglich mehr aus. Wenn es die Menſchen dahin gebracht haben werden, die atmoſphäriſche Luft von ihren Stickſtoff-Theilen zu reinigen, dann werden ſie das Verderben vollendet haben, das ſie durch die Gasbeleuchtung angefangen. Das Gaslicht iſt zu rein für das menſchliche Auge und unſere Enkel werden blind werden. Merkwürdig iſt, daß trotz jener guten Eigenſchaft der Gasbeleuchtung die Ultras ihr dennoch feind ſind, wie ihnen wenigſtens die Liberalen vorwerfen. Daß dieſer Vorwurf ganz ohne Grund ſein ſollte, kann ich mir kaum denken; der alte Spaß mit Aufklärung wäre doch gar zu dumm und abgenutzt. Ob der Vorwurf gegründet iſt, weiß ich auch nicht; doch erinnere ich mich nicht, je in einem Ultra-Blatte etwas zum Lobe der Gasbe-

leuchtung geleſen zu haben. Dieſer Widerwille wäre in der That ein pſychologiſches Räthſel, an deſſen Auflöſung ſich ein Gelehrter üben könnte. Wie, um des Himmels willen, hängt die Ariſtokratie mit Waſſerſtoffgas zuſammen? Indeſſen gibt es noch mehrere ſolche phyſikaliſche Räthſel. Wie hängt die franzöſiſche Geiſtlichkeit mit den Kuhpocken zuſammen? Man hat neulich die fürchterliche Berechnung geleſen, wie die Zahl der an den natürlichen Blattern Geſtorbenen in Paris ſeit einigen Jahren geſtiegen; anfänglich etwa hundert jährlich, betragen jetzt die Sterbefälle über tauſend. In gleichem Verhältniſſe als ſich die Kuhpocken-Impfungen vermindern, vermehren ſich die Dotationen und Vermächtniſſe, welche die Geiſtlichkeit ſich zu verſchaffen weiß. Sie betragen jetzt ſchon viele Millionen. Wie hängt das Alles zuſammen? Ihr Antiquare, die ihr alte gute Kunſtwerke an ihrem edlen Roſte erkennt, ihr Winkelmänner — ſeid ſo gut und erklärt uns das! Woher kommt es, daß, ſeitdem die Pariſer Gaſſen mit Geiſtlichen wie beſät ſind, ſo viele Kinder an den natürlichen Blattern ſterben? Mercier erzählt, vor der Revolution habe Jemand beobachtet, daß über dem Pont-Neuf alle fünf Minuten ein Schimmel und ein Abbé gegangen. Ich habe das optiſche Experiment nachgemacht und gefunden, daß zwar

an die Stelle der Schimmel jetzt die Gendarmen getreten; ſonſt aber noch Alles ſo iſt, wie es ehemals geweſen.

Geräthſchaften zur Beleuchtung, ſowohl durch Gas, als Oel und Wachs: Lüſtres, Lampen, Candelabren waren in der Ausſtellung von großer Mannigfaltigkeit und Schönheit zu ſehen. Was ſich nur von Antiken dazu eignete, war in Gold, Silber, Bronce, Kryſtall oder Holz nachgebildet. Von guter Wirkung waren ein Paar Gasleuchter, in Form von Karyatiden oder Atlanten, welche kryſtallene Weltkugeln trugen, auf deren einer die Erde mit ihren geographiſchen Eintheilungen, auf deren anderer die Sternbilder eingegraben waren. Ein Schuſter hat in ſeinem Laden zwei große Stiefel von Kryſtall, die mit Gas erleuchtet werden. Utzſchneider in Sargemünd verfertigt unter vielen andern Dingen auch Candelabren von künſtlichem Porphyr, von ſieben Fuß Höhe. Dieſer von Utzſchneider erfundene Porphyr iſt dem natürlichen ſo täuſchend nachgemacht, daß einer der berühmteſten franzöſiſchen Mineralogen, dem man ihn zur Unterſuchung gab, ihn für einen natürlichen gehalten und gefragt hat, in welchem Departement er gegraben werde. . . Herr Bordier-Marcet, Ingenieur in Paris, hat eine Laterne für Leuchtthürme verfertigt, die von ungemein großer

Wirkung iſt. Ihr Licht kommt an Stärke dem von zweitauſend gewöhnlichen Lampen gleich und verbreitet ſich acht Stunden weit. Wären alle Leuchtthürme mit ſolchen Laternen verſehen, ſo würden ſchon viele herzzerreißende Unglücksfälle und Tragödien verhütet worden ſein.

Auch die Wachskerzen hat man ſehr verbeſſert. Die von gereinigtem Wachſe verfertigten „bougies diaphanes," ſind durchſichtig und gleichen dem Alabaſter. Ein Kerzenfabrikant hatte das Bruſtbild des Königs, von ſolchem Wachſe durchſichtig gemodelt, in ſeinem Laden aufgeſtellt. Man ſah auch rothe, gelbe, blaue, grüne Wachskerzen. Daß ſie keine ſchwarze, zu Trauer-Bällen, verfertigen, hat mich gefreut, doch gewundert; denn allerdings haben ſie in der Rue de la paix einen Putzladen, „Grand Magazin de deuil" genannt, wo nur Putzwaaren und Zeuge zu Trauerkleidungen verkauft werden. Welch ein fürchterlicher Schnitthandel! Die Parze ſelbſt ſchneidet den Begehr! . . . Wer eine gelehrte Haushälterin hat, der man lateiniſche und griechiſche Aufträge geben kann, der ſchicke ſie hin, „bougies soléraphlites" zu kaufen. Das Pfund koſtet zwar nur 1 Fr., denn ſie ſind von gewöhnlichem Lichtertalge; ſie haben aber folgende gute Eigenſchaften: die Flecken, die ſie auf Kleidern und Möbeln

machen, kann man durch Weingeiſt reinigen; die Stärke ihres Lichts verhält ſich zu dem der gewöhnlichen Lichter, genau berechnet, wie 11 zu 7; ſie brennen ein Drittheil länger, als die gewöhnlichen.

8. Metallurgiſche Arbeiten.

Attila, in Werner's Tragödie, liegt auf dem harten Boden ſeines Zeltes und ſpielt mit ſeinem Knaben Knabenſpiele. Da treten die Abgeſandten des byzantiniſchen Kaiſers herein und legen ſich und Gold zu den Füßen des Helden. Worauf Attila zu ſeinem Sohne ſpricht: „Siehſt du, Irnack, daß Eiſen beſſer iſt, als Gold? Mit Eiſen hol' ich's.“ Dieſer Attila war ein Hunne. Aber die Attila's in ſeidnen Strümpfen ſitzen auf Sammt und Gold, und wenn ſich ihnen unüberwindliche Feſtungen übergeben, ſagen ſie zu ihren Irnacks: „Sehen Sie, Prinz, daß Gold ſtärker iſt, als Eiſen? Mit Gold zähm' ich's.“ Wenn nun jene großen Handwerker, die ſich mit dem Eiſen nähren und wehren, ihren Wohlthäter ſo wenig achten — wie ſollten wir ihn ſchätzen, die ja gar nicht beſſer ſind, als Jene, ſondern nur kleiner; die ja auch nur geboren, die Früchte zu verzehren, nur minder köſtliche? Drum nichts von Pflügen, Eggen, Senſen, Schaufeln und andern ſolchen Dingen, die in Menge ausgeſtellt waren. Laſſen wir das

Eiſen naß werden vom Schweiße des bejahrten Landmanns, oder roſtig vom Herzblute ſeines jungen Sohnes, der es vergoſſen, einen gefangenen Tiger zu befreien — wir wollen nur betrachten, was davon zu unſern Spielzeugen verfertigt worden.

An der gefährlichen Grenze des Ernſtes liegen die damascirten Klingen, die man jetzt in Frankreich den ächten Damascenern gleich an Güte verfertigt. Indeſſen gebrauchen wir ſie doch zu Duellen, wenn die Parade-Ehre fordert, daß wir unſer Heldenblut für eine ſchöne Caſino-Sache verſprützen. Die Franzoſen hatten einſt in Aegypten große Furcht vor dieſen Damascenerklingen. Sie ſagten: ſo ein Mamlucken-Säbel ſpalte Einen entzwei wie einen Apfel. Aber Buonaparte lachte ſie aus, ſagte ihnen, die Dinger thäten nicht weh — und die Narren glaubten's ihm auch! Selbſt die Raſiermeſſer werden jetzt damascirt; große Zurüſtung gegen einen kleinen Feind! Ueberhaupt ſah man in der Induſtrie-Ausſtellung die Raſiermeſſer mit großer Ernſthaftigkeit behandelt. Man ſah deren von gegoſſenem Stahl; andere „à dos métalliques," erfunden, (wie der Fabrikant ſich ausdrückt) „pour lutter contre des envieux". Wer alſo mit dem Neide zu kämpfen hat, bewaffne ſich mit ſolchen Raſiermeſſern. Eine dritte Art Raſiermeſſer, deren Klinge

zwiſchen einer Scheide ſteckt und nur ſo viel mit der Schneide herausgeht, als gerade hinreicht, aber nicht weit genug, daß man ſich verwunden kann — iſt Solchen zu empfehlen, die während dem Raſieren an ihre Schulden, oder an die Auflöſung einer Charade zu denken gewohnt ſind.

Der Fabrikant Alard hat ein eiſernes Gewebe erfunden, das er moiré métallique, auch toile métallique nennt. Dieſes Metallgewebe iſt ſo fein, daß auf den Quadrat-Metre beinahe vierzehn Millionen Maſchen kommen. (Scheint etwas gelogen zu ſein!) Es werden Lichtſchirme daraus verfertigt; Halbkugeln über Aſtrallampen; Schüſſeldecken, welche die Luft durchlaſſen und die Fliegen abhalten; Hutfutterale; Strickkörbe. Dieſe letztern haben wegen ihrer Zierlichkeit und Wohlfeilheit ſo großen Beifall gefunden, daß der Fabrikant in vier Monaten ſechs und fünfzig tauſend Stück davon verkauft hat. . . Bettſtellen von Röhren, aus Eiſen, Meſſing und Kupfer, ſind ſo leicht und ſo bequem eingerichtet, daß ſie in einen Mantelſack gepackt werden können. Man braucht nur zwei Minuten, ſie zuſammenzuſetzen oder auseinander zu nehmen. Der Fabrikant hat ganz Recht, wenn er von ihnen ſagt: „Ces lits peuvent être d'une grande utilité pour M. M. les officiers en campagne.“ Dieſe Feld-

betten, oder Conſtitutions-Betten, oder Prokruſtes-Betten kommen nicht ſehr theuer zu ſtehen; der Schuh Röhre koſtet, je nach deren Diameter, $1^1/_2$ bis $4^1/_2$ Franken. . . Von gegoſſenem Eiſen werden allerlei niedliche Quincaillerie-Waaren verfertigt: Abgüſſe plaſtiſcher Kunſtwerke, Relief-Abgüſſe von berühmten Gemälden, Tabacksdoſen, ſo leicht wie die von Papier-Maché und andere ſolche Dinge... Das Eiſen, das aus einer Fabrik des Herzogs von Raguſa kam, wurde ſehr gelobt, wie auch das, das der Marquis von Louvais ausgeſtellt. Liberale bemerken mit Wohlgefallen, daß die heutigen Marquis ohne Furcht zu derogiren Handel treiben. Sie haben Recht, wenn ſie das baare Geld lieben; es iſt immer gut, ſich marſchfertig zu halten.

Von Gold und Silber habe ich keine ausgezeichneten Werke geſehen; doch war ein goldner Reliquienkoffer, in Form eines Sarkophags, von ſchöner Arbeit, und gothiſcher mit modernem Geſchmacke glücklich daran verbunden. Der Koffer iſt beſtimmt, die Sainte-Ampoule zu beherbergen. In meinem 1813 in Frankreich gedruckten deutſch-franzöſiſchen Wörterbuche ſteht Sainte-Ampoule überſetzt: „Das Oelfläſchchen zur Salbung der ehemaligen Könige Frankreichs.“ Eine Wörterbuch-Verſicherungsanſtalt wäre etwas ſehr Nützliches. . . An Kirchengeräth-

ſchaften von Gold, Silber, Meſſing, Kryſtall, an Altarleuchtern, Biſchofsſtäben, Kreuzen, Monſtranzen, geſtickten Fahnen, Biſchofsmützen, war ein großer Ueberfluß. Die darüber ärgerlichen Liberalen behaupten, daß alle dieſe Arbeiten geſchmacklos wären, und ſie geben den Rath, daß man den Kirchenzöglingen in den Seminarien Unterricht im Zeichnen geben ſolle. Denn — ſagen ſie — bei einem gebildeten Volke, wie das franzöſiſche, könnten die Apoſtel der Wahrheit nur Eindruck machen, wenn ſie — zeichnen könnten!

9. Parfümerie.

Die Natur ſelbſt braucht Wind, ihre Wohlgerüche zu verbreiten; wie ſollten ihn die Parfümeurs entbehren können? Auch ließen ſie ihn durch alle zwei und fünfzig Säle des Louvres wehen. Setzen wir uns zuerſt dem Luftſtrome der gelehrten Frau Delacour, dieſer zweiten Madame Dacier, aus. Sie ſagt in ihrer Auto-Biographie: „Outre l'eau de Cologne superfine des connaisseurs, et l'eau denti-dolori-fuge, Madame Delacour, qui s'est addonée à l'étude de la chimie, de la botanique, et qui connait la valeur des termes grecs, a composé de la partie la plus pure, la plus volatilisée, la plus ethérée du suc des

fleurs, un cosmétique qu'elle appelle axonge, au moyen duquel les dames peuvent, si elles le désirent, donner à leur teint le reflet du taffetas rose; elles l'obtiennent en se frottant légèrement la figure, le soir, avec le bout du doigt trempé dans l'axonge.“ Shakſpeare hat kühne Bilder in ſeinen Dichtungen; die Liebe hat noch kühnere; aber gewiß iſt noch von keinem ſchönen Mädchen gedruckt oder geſagt worden: ſie habe Lyoner roſentafftene Wangen! Madame Delacour hat die Bildergallerie der Schmeichelei bereichert... Fargon der jüngere nennt ſich „parfumeur du roi, de la cour de France, ainsi que des principaux Souverains d'Europe, d'Asie et de leurs cours.“ Er verkauft: Olysérial, libanotis de Chine, Axerasine, und Rouge-Vert d'Athénes. Dieſes letztere iſt eine grüne Schminke, die erſt auf den Wangen roth wird. .... Treten wir jetzt in den Bazar des Parfums des Herrn Mayer. Dort ſchimmert's wie in einem Feenmärchen; es iſt zum blind werden! Aber ach! Herr Mayer iſt nicht glücklich unter ſeinen Schätzen; er iſt, wie alle großen Männer, den Pfeilen des Neides und der Bosheit ausgeſetzt. Es wird ein „Imprimé calomnieux“ gegen ihn verbreitet, „dicté par l'Envie et la Jalousie.“ Aber Herr Mayer weiß ſeinem Gegner

zu antworten und ſagt dem »auteur de mille mensonges, de mille et mille calomnies,« was ſich gehört. »Mais, non — ruft er aus — la passion aveugle toujours le sentiment de la jalousie!!! Darum wolle er mit den „Suffrages d'augustes personnages“ ſich begnügen, und er fordere Frankreich auf, in den Louvre zu kommen und ſeine Parfümerien mit denen ſeines „pâle imitateur“ zu vergleichen. Es wird Keinen gereuen, dieſer Einladung zu folgen. Junge Mädchen, die ſich nicht gern den Kopf anſtrengen, können im Bazar des Herrn Mayer in weniger als einer Viertelſtunde auf die angenehmſte Weiſe die Geographie erlernen. Sie finden dort: Huile de Macassar, poudre de Ceylon, Fluide de Java, Esprit de Portugal, Savon de Valence, Vinaigre de Malte, Huile de Cachemire, graisse d'Ours de Canade, Rouge de Chine, Sachet de Perse, Bol de Chypre, Poudre de Florence, Poudre de Palma, und noch viele andere Dinge aus Europa, Amerika und Aſien. Schade, daß Herr Mayer keine Produkte von den Südſee-Inſeln und von Afrika hat, keinen pâte de Botany-Baie, keinen Esprit de Maroc — an Abſatz würde es ihm nicht fehlen und ſeine geographiſche Belehrung würde hierdurch vollſtändiger werden. Dagegen findet ſich bei ihm „Parfum des

Salons, en grande réputation à la cour par son odeur incomparable, servant à parfumer les mouchoirs.“ Ferner: eine „Composition accélératric,“ welche grobe deutſche Poſtillone Wagenſchmier zu nennen pflegen. Die Wagenräder einmal damit ſchlüpfrig gemacht, fährt man 300 Stunden weit mit Blitzesſchnelle. Endlich hat er auch ein rothes Kölniſches Waſſer für blaſſe Leute. Ueberhaupt iſt Herr Mayer eine wahre Vice-Natur. Dieſe ſelbſt hat nur den Menſchen zu ſchaffen; für das Uebrige, was zwiſchen Wiege und Sarge zu thun iſt, ſorgt ihr alter ego. Er macht die Leute blaß und roth, mager oder dick, läßt die Haare wachſen oder ausfallen, wie man es verlangt; Herr Mayer hat gegen alle Ereigniſſe des Lebens: Salben, Pulver, Eſſige, Seifen, Oele und Waſſer.

Einen Gegenſtand der negativen Parfümerie will ich hier nur kurz erwähnen, ob er zwar mehr zur Civil-Baukunſt gehört. „Sièges inodores,“ waren in der Induſtrie-Ausſtellung von ſehr verbeſſerter Art zu ſehen. In Deutſchland fehlt es noch ſehr hierin. Wahrſcheinlich iſt man dort nicht gehörig belehrt, wie das „gaz hydrogène,“ eine „cause permanente de graves maladies“ ſei.

10. Chokolade und Zuckerbäckerwaaren.

Wer in Paris ein Buch ſchriebe: „über den Einfluß der Religion auf die Chokolade," der hätte keine Satyre geſchrieben, ſondern nur abgeſchrieben. Seit der Reſtauration der Heuchelei werden aus Chokolade: Kreuze, Roſenkränze, Kruzifixe und andere geheiligte Symbole des Gottesdienſtes verfertigt und verkauft, und man hört keine Miſſionäre gegen ſolche Entweihungen eifern! . . Doch laſſen wir den Pfaffen ihren einträglichen Galanterie-Handel und betrachten wir, was aus Cacaobohnen Profanes bereitet wird. Man denke ſich einen Papierbogen von der Größe des Moniteurs, aber viel enger gedruckt; aber ganz angefüllt mit Wahrheiten; aber am Ende mit unwandelbaren Courſen, und am Anfange nach dem Titel mit einem Kupferſtiche verſehen, welcher ein großes Fabrikgebäude darſtellt — und man hat eine typographiſche Vorſtellung von dem Proſpektus, welchen der Chokoladenfabrikant Debauve im Louvre vertheilte. Herr Debauve iſt kein gewöhnlicher Chokolademacher; er bringt Alles in Chokolade, und Chokolade in Alles; er chokoladiſirt das ganze Pflanzenreich. Aus vielen mediciniſchen Büchern und Journalen zieht er Stellen an, worin ſeine Fabrikate angeprieſen worden. Dabei zeigt er ſich ſo dankbar,

daß er alle Pariſer Aerzte, die ſeine Chokolade gelobt, gleichfalls rühmt, und ſie den Kranken als gute Praktiker empfiehlt. Er holt ſogar eine Beweisſtelle aus Kotzebue's „Erinnerungen aus Paris," der ſeiner Chokolade mit großem Lobe gedacht. Der Chocolat analeptique, préparé au salep de Perse, hat dem Fabrikanten ſelbſt vor ſiebzehn Jahren in einer gefährlichen Krankheit das Leben gerettet. Er iſt nicht blos analeptique, ſondern auch béchique und confortatif. „Il a rendu en peu de temps la fraîcheur, les forces et l'embonpoint à des personnes qui ne croyoient jamais les recouvrer; il est en quelque sorte devenu pour elles une véritable fontaine de Jouvence." Er wird von einem berühmten Pariſer Arzte den Gelehrten empfohlen, „qui veulent acquérir à peu de frais de l'embonpoint" (die ehrlichen deutſchen Schriftſteller mögen ſich das merken). Endlich wird zum Ruhme der Salep-Chokolade das Beiſpiel des Herrn Dr. Butini in Genf angeführt, der ſein hohes Alter von 87 Jahren nur dadurch erreicht, daß er, ſeit einer Krankheit, die ihn vor drei Jahren befallen, täglich zwei Taſſen dieſer Chokolade getrunken. Ferner fabrizirt Herr Debauve: Chocolat gommeux, béchique et pectoral, préparé au tapioka des Indes;

Chocolat stomachique; Chocolat carminatif à l'angélique; Chocolat avec arôme de café, qui est très-gracieux; Chocolat antispasmodique à la fleur d'Orange; Chocolat adoucissant au lait d'amandes; Chocolat au soconusco; Chocolat à l'arrow-root; Chocolat au lichen d'Islande; Chocolat vermifuge, préparé au semen contra; Chocolat tonique et emménagogues à limaille de fer et à la canelle. Auch verfertigt er: Coquilles, coeurs, castagnettes, marrons, pastilles, cylindres, vases et plusieurs autres objects de formes agréables — alles aus Chokolade. Endlich: „les portraits chéris du roi et de la famille Royale," mit und ohne Vanille das Pfund 10 Fr. 25 Cent. Herr Debauve handelt auch von den verſchiedenen Arten, die Chokolade zu kochen, und bringt in Erinnerung, wie ehemals in Frankreich die Nonnen damit verfahren. Da dieſe nämlich des Morgens lange mit Beten zu thun hatten, kochten ſie ſich vorſorglich ſchon den Abend zuvor ihre Chokolade, und wärmten ſie des andern Morgens wieder auf. Dieſe klöſterliche Chokolade nannte man Chocolat à la Religieuse.

Auch mehrere Zuckerbäcker hatten ihre ſüßen Kunſtwerke zur Ausſtellung gebracht, und Kunſtwerke ſind ſie allerdings zu nennen, da ſie mehr

für das Auge als für den Gaumen beſtimmt ſind. Die Franzoſen ſind zu loben, daß ihnen die Optik die erſte aller Wiſſenſchaften iſt, und Akuſtik die zweite. Der Adel eines Menſchen zeigt ſich darin, daß er im Hauſe der Sinne die obern Stockwerke bewohne, daß er Alles in Farben und Töne auflöſe, feſte Nahrungen in flüſſige, flüſſige in ätheriſche, ätheriſche in geiſtige verwandele. Herr Vernaut, Hoherprieſter „au Temple de Pomone“... »qui après vingt ans d'utiles travaux, est parvenu à perfectionner les procédés de l'art du confiseur,“ hatte ſein Muſeum mit den herrlichſten Bonbons geziert. Kunſtfreunde bewunderten beſonders die pastilles d'Ambroisie, »qu'on a bien cherché à contrefaire, mais qu'on n'est point parvenu à imiter.“

II. Nachleſe.

Ich will noch von einigen Gegenſtänden ſprechen, die ich, in ihre Ordnung zu bringen, theils vergeſſen, theils nicht verſtanden habe. Gar mannigfaltig ſind die Bedürfniſſe und Neigungen der Menſchen. Nicht Alle haben ſich beſtimmte Organe zu feſter Wohnſtätte gewählt; ſondern viele ihrer halten ſich nach Landſtreicher-Art an den Sinnes-Gränzen auf. — Die Fächer, die ſchon längſt mit dem Erröthen

abgekommen, ſind ſeit dem vorigen Sommer in Paris wieder Mode geworden. Die Mode zu erhalten, gab es ein unfehlbares Mittel; man machte die Fächer theuer. In der Ausſtellung ſah man deren von Schildkröte, die 700 Fr. koſteten. In heißen Sommertagen eine Reiſe nach Havre oder Dieppe, ſich an der Seeluft zu erfriſchen, käme viel wohlfeiler zu ſtehen. Polichinel-Vampyre ſah man oft auf Fächern abgemalt. Dieſer beliebte Hanswurſt wird auf alle mögliche Art bildlich dargeſtellt. Battiſt-Taſchentücher wurden verkauft, in deren Zipfel Polichinel geſtickt war. Andere Arten von Taſchentüchern wurden unter dem Namen Andrinoples und Aladins in die große Welt eingeführt. . . Von einer neuerfundenen Compoſition werden falſche Edelſteine (pierres adamantoides) verfertigt, die ſehr ſchön ſind. Man muß ein Kenner ſein und ſie in die Hand nehmen, um ſie von den ächten zu unterſcheiden. Sie werden nur darum nicht zu allgemeinem Gebrauche kommen, weil man im Pfandhauſe nicht damit erſcheinen darf — ein Verſammlungsort, den in Paris Frauen von den höchſten Ständen in ihrem reichſten Schmucke beſuchen . . . die guten Seelen, wie leicht ſie zu befriedigen ſind! Eine beliebte Bandſchleife, die eine Zauberhand im letzten Sommer geſchlungen, nennen

ſie „parfait contentement.“ .... Poupart de Neuflige, ein Tuchfabrikant, hatte zwiſchen ſeinen Waaren ſechs Gemälde aufgeſtellt, die ſechs Fabrik-Gebäude nebſt ländlichen Umgebungen, welche er in verſchiedenen Departementen beſitzt, vorſtellten. Der König, dem dieſe Gemälde wohlgefielen, hat ſie von dem Eigenthümer zum Geſchenke angenommen. . . Eine Vorrichtung, Kranken in ihren Betten Dampfbäder zu machen, iſt ein nützliches Werk. ... Unter dem Namen „Caecographe,“ wurde eine Maſchine gezeigt, vermittelſt welcher Blinde in ganz geraden Linien ſchreiben können. Der einfache Apparat iſt ſehr zweckmäßig. ... Vermittelſt der Glactomètres und der Caséomètres kann man den Grad der Spitzbüberei der Milchmädchen und Kaffeeköchinnen auf das Genaueſte beſtimmen. Aber Frauen von Gemüth werden ſich wenigſtens der letztern nicht bedienen: denn die heilige Schrift ſagt: du ſollſt dem Ochſen das Maul nicht verbinden, wenn er driſcht. . . Allerlei Comeſtibilien, auf eine neue Art behandelt, waren von größerm oder geringerm Nutzen. 5 Pfund friſches Fleiſch durch Austrocknen auf 1 Pfund 8 Loth reducirt, ſo wie auch gekochtes Rindfleiſch in einer hermetiſch verſchloſſenen Flaſche aufbewahrt, ſoll ſich lange erhalten. Mehl von Kartoffeln, Erbſen, Bohnen, und Nudeln davon, wurden zu Sparſuppen

empfohlen. . . . Die Fabrikation des Runkelrüben-Zuckers hat mit Napoleons Herrſchaft in Frankreich nicht aufgehört. Beſonders wird der Zucker gelobt, der aus der Fabrik des Herzogs von Raguſa kommt, ſo daß der Sturz Napoleons dem Marſchall Marmont keinen Schaden gebracht. Das Geheimniß der berühmten Confitures de Bar, die man nirgends in Frankreich nachzuahmen weiß, ſoll nur darin beſtehen, daß dieſe Confitüren mit Runkelrübenſyrup bereitet werden. . . . Bäcker hatten neue Verſuche mit Brodarten zur Prüfung aufgeſtellt; man hat in Paris das beſte Brod, aber kein gutes. . . . Ein ſehr ſchönes Schmuckkäſtchen von natürlichen Zähnen, zur Nachtherberge für künſtliche beſtimmt, zeigte der Zahnarzt Deſirabode. Das iſt der kühne Humoriſt, der ſich im vorigen Jahre mit dem Galgen geneckt, indem er, um Aufmerkſamkeit zu erregen, Adreſſen, ganz in Form von Bankzetteln, vertheilte. Er hat bewieſen, daß ihm die Weisheitszähne fehlen, und das hat ihm heraus geholfen. . . . Von dem vor Kurzem entdeckten neuen Metalle, Palladium genannt, wie auch von Platina, waren ſchöne Medaillen zu ſehen. Auch in Kryſtall hat man Medaillen gegraben, die das Anſehen von Perlmutter haben. . . . Eine ſehr nützliche Erfindung ſind die Längemaße von ſeidenen Bändern, welche ſeit einiger

Zeit in Paris allgemein gebraucht werden. Auf der einen Seite des Bandes iſt das übliche metriſche Maß in ſeinen kleinſten Abtheilungen, auf der andern Seite ſind die verſchiedenen ausländiſchen Maße gezeichnet, ſo daß man beide auf das Bequemſte mit einander vergleichen kann. Nicht blos Schneider, Schuſter, Waarenhändler bedienen ſich dieſer Maße, ſondern auch Tiſchler, Zimmerleute, Maurer und andere Handwerker, die im Großen meſſen. Die Pariſer Schneider, wenn ſie das Maß zu einem Kleide nehmen, bedienen ſich alſo nicht der in Deutſchland üblichen kniſternden Papierſtreifen, in welche man mit der Scheere räthſelhafte Zeichen ſchneidet, ſondern gebrauchen dazu jene viel genaueren Bänder und tragen die gefundenen Größenverhältniſſe in ein eigen dazu beſtimmtes Buch unter dem Namen des Kunden ein. Dieſes Buch iſt ganz eingerichtet wie ein Paß-Regiſter. Es muß bei dieſer Gelegenheit erwähnt werden, daß die franzöſiſche Polizei, welcher das ſcharfe Augenmaß der Deutſchen abgeht, den Reiſenden, der einen Paß fordert, an einer Art Rekrutenmaß abmißt. An der Gränze, wo man ſeinen vaterländiſchen Paß gegen einen franzöſiſchen vertauſcht, wird das heimathliche Maß in das metriſche gebracht, und ich habe in Straßburg die unſchuldigſten deutſchen Frauenzimmer ſchamroth am metriſchen

Pranger ſtehen ſehen. Und der alte Vater Rhein (ſo hieß er, glaube ich, im Jahre 1814) ſchweigt zu ſolchem frevelhaften Thun! Aber was thut die Polizei nicht aller Orten! Gleich der pythagoräiſchen Schule bringt ſie alle Verhältniſſe in Größen und Zahlen. Perſonen und Völker werden mit ihren Tugenden und Mängeln, mit ihrem Werthe und ihrem Preiſe addirt, nummerirt, ſubtrahirt, dividirt, einregiſtrirt, protokollirt, inventirt — als wäre der Herr der Erde geſtorben, und die hinterlaſſene Menſchheit ſollte verſteigert werden!

Aus meinem Tagebuche.

I.

Frankfurt, den 29. April 1830.

Du närriſches weißes Buch, ich dachte nicht, dich je wieder zu ſehen. Da bin ich, und jetzt plaudere ich wieder mit dir von alten und von neuen Sachen, und du hörſt mich geduldig an und gibſt mir Recht wie immer.

Krank ſein, gefangen und gefeſſelt ſchmachten und Alles geduldig ertragen, bis der Tyrann müde geworden! Nein. Ein Mann von Ehre ſollte ſich ſchämen, krank zu ſein länger als vier Wochen. Ich war es länger als ein Jahr. Wie lieben wir das Leben, das uns doch ſo wenig liebt und das wie ein gezähmtes wildes Thier ſeinen Herrn vergißt und hinausſpringt in's Freie, ſobald es den Käfig offen findet.

Und was gewinnt man dabei? Späte Leiden erfriſchen die Seele nicht mehr. Es iſt kein Gewitter,

das den Durſt der jugendglühenden Natur löſcht — es iſt der Herbſtwind, der herabjagt, was noch grün an den Bäumen war; alles raſchelt und ächzt wie die Bruſt eines Sterbenden, und die welke Erinnerung wird im Sturme zerſtreut.

Einſt in ſchönern Jahren . . . ich hatte mich einer Roſe genaht und mich tief verwundet an ihren Dornen — da rettete eine Krankheit meine Seele. Und als ich aufſtand, war auch die Natur geneſen. Weggeſchmolzen war der Schnee, mein Schmerz und der Zorn. Ich hatte Alles vergeben, Alles vergeſſen. Meine Bruſt war offen wie die Säulenhalle eines Tempels, und der Frühling luſtwandelte in mir, wie ich in ihm. Und jetzt! die Geneſung und der Frühling haben ſich wieder begegnet; aber es iſt ganz anders. Ich bin nur etwas munterer geworden, weil ich ein verdrießliches Geſchäft beendigt.

Sind das grüne Bäume? Iſt das Himmelsblau? Iſt das Abendroth? Ach ja, es iſt ganz artig gemalt und auch ſehr ähnlich; ich habe das Original gekannt.

Einſt war mir die Nachtigall die Roſe der Luft. Mir dufteten ihre Töne und blutlockende Dornen verwundeten das entzückte Ohr. Jetzt höre ich ſie nur noch und mit wahrem Vergnügen. Die Chriſtgeſchenke des Frühlings lagen hellerleuchtet vor mir

und ich war unentſchloſſen wie ein Kind, was ich zuerſt genießen, zuerſt mir aneignen ſollte. Ich zögerte zu wünſchen. Dort das Wäldchen, hier das Thal, den Berg drüben, die Mühle, den Waſſerſturz? Jetzt kann ich bedenken und wählen.

Der Frühling, die Nachtigall, das Morgenroth, des Mädchens holder Blick — es iſt Nichts. Alles iſt die Jugend. Die Welt iſt ein Spiegel, was hineinſchaut, ſchaut heraus. Er gibt euch nur zurück, was ihr ihm geliehen, er dankt euch nicht mit einem Lichtſtrahle ärmlicher Zinſen. Ja wer ihn durchſchauen könnte, wer es vermöchte die Folie des Lichtes abzuſtreifen! Die Welt iſt hinter dem Leben; aber wo endet das Leben? Die Welt iſt Nichts.

Die Jugend — es iſt ein dunkles Wort. Wir alten klugen Leute ſprechen es aus und verſtehen es nicht. Ein Traum der vorigen Woche iſt uns heller. Und gut, daß es ſo iſt; gut, daß wir im Alter die Jugend vergeſſen, denn wäre es anders, es wäre ſchlimm, es gäbe Zweifel, die uns zu Tode quälten.

Für welches Lebensalter beſtimmt uns denn die Geburt? Für welches bilden wir uns heran? Für welches erziehen wir unſere Kinder? Habt ihr je darüber nachgedacht? Ich zweifle. Für alle! Ja, ſo ſollte es ſein, aber ſo iſt es nicht. Der Knabe

wird dem Jünglinge, der Jüngling dem Manne, der Mann dem Greiſe aufgeopfert. Und will der Greis, nachdem ſeine Freiheit überreif geworden, ſie endlich genießen und leben für das Leben, kömmt die Religion und ſagt: nicht ſo, alter Junge, die Schule iſt noch nicht aus, das Leben kömmt erſt nach dem Tode, der Sarg iſt die Wiege deiner Freiheit. Die Religion? Nein, wir wollen nicht lügen und nicht heucheln. Die Kirche ſagt's, dieſe Abenteurerin, die unter hundert Namen und Geſtalten durch die Welt zieht und den Leichtgläubigen vorlügt ſie habe zwei Königreiche, eines da oben, die Freunde zu bezahlen, die ihr Geld geborgt, und eines da unten, die zu züchtigen, die ihr hart und mißtrauiſch kein Kredit gegeben.

Was berechtiget uns, das blanke Gold der Jugend dem blaſſen trügeriſchen Alter darzuleihen, das hohe Zinſen verſpricht, weil es aller Schuldſcheine lacht und ſich nicht ſcheut Bankerott zu machen?

Wir leben immer nur für die Zukunft, ewiges Stimmen und nie beginnt das Concert. Ein Wechſel wird mit dem andern bezahlt; es iſt eine Liederlichkeit ohne Gleichen. Die Zinſen blaſen das Kapital auf, und Thoren, welchen nie das baare Geld des Lebens lacht, halten ſich für reich, wenn der Luft-

ballon ihrer Hoffnungen recht hoch ſteigt. Wo nur das hinaus will! Lieber Gott, du biſt doch ſonſt ſo gut, rede einmal, ſei nicht verſchwiegen wie ein Diplomat, ſage uns, wo das endlich hinaus will.

Ihr könnt es gedruckt leſen: von allen Menſchen, die geboren werden, ſtirbt faſt die Hälfte in der Kindheit; das Jünglingsalter erreichen weniger als die Hälfte, bis zu dem fünfzigſten Jahre, bis zu dem Alter, wo man für Arbeiten, Mühen, Entbehrungen zu ernten anfängt, gelangt weniger als ein Drittheil, und dem Wohle dieſes kleinen Drittheils werden zwei große Drittheile aufgeopfert! Den Jungen gehört die Welt und die Alten bewirthſchaften, benutzen und beherrſchen ſie. Eltern, die Schule, Erziehung, der Staat, Alle ſorgen nur für die Hochbejahrten, und die Jugend iſt verdammt, die Magd des Alters zu ſein!

Die alten klugen Leute ſprechen von der Leidenſchaft der Jugend und von ihrer eigenen herrlichen Erfahrung. Aber die Leidenſchaft, die jedem Alter angemeſſen, iſt keine Vernunft. In jedem Alter glauben wir vernünftig zu ſein und ſehen die Vernunft des verfloſſenen Alters als Leidenſchaft an. Und die Erfahrung macht unruhig, unglücklich, denn ſie lehrt uns nur die Ausnahme von der Regel.

Die Regel zu kennen, braucht man keine Erfahrung, die lehrt das Buch und das eigene Herz. Nur der Unerfahrene hat Recht, nur er iſt glücklich. Darum glaubet der Jugend; was die Jugend glaubt, iſt ewig, euer Wiſſen aber vergeht.

Und die Natur in ihren Menſchengeſetzen iſt nicht vernünftiger und gerechter, als der Menſch in ſeiner Freiheit. Nicht die unerfüllten Wünſche meiner armen Brüder ſchmerzen mich, mich betrübt, daß die Erfüllungen kommen, wenn der Wunſch, der ſie gerufen, ſchon längſt begraben iſt.

Das Kind möchte herumſpringen: es muß in der Schule bleiben und Lateiniſch lernen. Der Jüngling darf hinaus in's Freie: da ſitzt er in der Kammer beim Schattenriſſe der Liebſten und ſeufzt. So lange wir reiſeluſtig, haben wir kein Geld: wenn wir reich geworden, ſind wir alt und bequem, wir ſpielen Boſton und unſer Caſino lockt uns mehr als Rom und Neapel. Dann kommen die Freundinnen unſerer Nichten, herzen und küſſen den lieben Onkel, trippeln ihm unbarmherzig auf ſeine gichtiſchen Füße und ſtören ihn im Mittagsſchlafe. Satanskinder! warum ſeid ihr nicht dreißig Jahre früher gekommen, da der Onkel noch ein Neffe war, nach dem Eſſen nicht ſchlief, ſondern trank und das Podagra nicht

hatte? Lacht nicht, lacht nicht! Ich habe Neffen, die werden mich rächen.

Als Knabe hatte ich einen Wunſch, ſo heiß, wie keinen ſeitdem. Es war ein Säbelchen zum Tabacksräumer dienend, das ich bei einem andern Knaben gewahrte. Ich hatte eine ſchlafloſe Nacht darüber. Jetzt könnte ich ſolcher Säbelchen in Dutzenden kaufen, aber ich mag ſie nicht. Sie könnten vor meinen Füßen liegen, ich würde ſie nicht aufheben. Dafür habe ich andere Gelüſte, und ich möchte raſend werden, denke ich daran, daß mir vielleicht ſpäter alle dieſe Sachen kommen, wenn ſie mir gleichgültig geworden.

Robert, oder der Mann, wie er ſein ſollte, verſchaffte mir von meinem Hofmeiſter eine Ohrfeige, die ich heute noch ſpüre. Dieſen Robert hatte ich mir zum Muſter genommen; ich wollte ein Arzt werden wie er, der unentgeldlich heilte, aber noch viel tugendhafter als er. Wegen Klara du Pleſſis und Klairant verſäumte ich meine Ueberſetzung im Döring und mußte die Bank hinunter rücken, und über die Leiden der Hardenbergiſchen Familie habe ich mehr geweint, als ſpäter über meine eigenen. Ach, ſeitdem hat kein Kummer, noch ſo groß, mein Brod benetzt, wie damals die Thränen den Apfel benetzten, an dem

ich leſend aß und den mir die Ohrfeige aus der Hand warf! Und jetzt! bin ich ſo glücklich, daß mir Einer Ohrfeigen gibt, weil ich leſe und liebe? Wer ſtörte mich? doch ſtill — ich verſpreche es dir, guter Lafontaine, nie, nie will ich dich kritiſiren!

II.

Frankfurt, den 30. April.

Koſtbar iſt ein Brief, den Göthe auf einer Reiſe nach der Schweiz aus Frankfurt an Schiller geſchrieben. Wer ihn ohne Lachen leſen kann, den lache ich aus. Göthe, der an nichts Arges denkt und im Schooße des Friedens ruhig und guter Dinge lebt, entdeckt plötzlich in der Reſidenz ſeines Lebens deutliche Spuren von Sentimentalität. Erſchrocken und argwöhniſch, wie ein Polizeidirektor, ſieht er darin demagogiſche Umtriebe des Herzens — demagogiſche Umtriebe, die, als gar nicht real, ſondern nebuliſtiſcher Natur, ihm noch verhaßter ſein müſſen, als Knoblauch, Wanzen und Tabackrauch. Er leitet eine ſtrenge Unterſuchung ein. Aber — es war noch im achtzehnten Jahrhundert — nicht ohne alle Gerechtigkeit und bedenkend, daß ihm doch auf der ganzen Reiſe Nichts, gar Nichts „nur

irgend eine Art von Empfindung gegeben hätte," findet er, daß, was er für Sentimentalität gehalten, nur eine unſchuldige wiſſenſchaftliche Bewegung geweſen ſei, die ein leichtes Kunſtfieber zur Folge hatte. Die Gegenſtände, welche das Blut aufgeregt, ſeien ſymboliſch geweſen. Für Zeichen dürfen ſich gute Bürger erhitzen, aber nicht für das Bezeichnete. Darauf wird das Herz in Freiheit geſetzt, verſteht ſich gegen Kaution, und es wird unter Polizei-Aufſicht geſtellt. Doch will Göthe die Sache nicht auf ſich allein nehmen; er berichtet an Schiller, als ſeinen Juſtizminiſter, darüber und bittet ihn gehorſamſt, das Phänomen zu erklären. Schiller lobt Göthe wegen ſeiner Achtſamkeit und ſeines Eifers, beruhigt ihn aber und ſagt, die Sache habe Nichts zu bedeuten.

Dieſer Criminalfall iſt wichtig und ich wünſchte, Jarke in Berlin behandelte ihn mit demſelben Geiſte, mit dem er in Hitzig's Journal Sands Mordthat beſprochen. —

Die Briefe ergötzen mich blos, weil ſie mir Langeweile machen. Etwas weniger langweilig, würden ſie mich entſetzlich langweilen. Wären ſie gefällig, was wär's? Schiller und Göthe! Aber daß unſere zwei größten Geiſter in ihrem Hauſe, dem Vaterlande des Genies, ſo Nichts ſind — nein, weniger

als Nichts, ſo wenig — das iſt ein Wunder, und jedes Wunder erfreut, und wäre es auch eine Verwandlung des Goldes in Blei.

Waſſer in Liqueurgläschen! Ein Briefwechſel iſt wie ein Ehebund. Die Stille und die Einſamkeit erlaubt und verleitet viel zu ſagen, was man Andern verſchweigt, ja was man mittheilend erſt von ſich ſelbſt erfährt. Und was ſagen ſie ſich? Was Niemand erhorchen mag, was ſie ſich auf dem Markte hätten zuſchreien dürfen.

Anfänglich ſchreibt Schiller: „Hochwohlgeborner Herr, Hochzuverehrender Herr Geheimrath!“ Nun, dieſe Etikette hört freilich bald auf; aber es dauert noch lange, bis Schiller Göthe's Hochwohlgeburt vergißt, und nur einmal in zehn Jahren iſt er Mann genug, ihn mein Freund, mein theurer Freund zu nennen. Göthe aber vergißt nie ſeine Lehnsherrlichkeit über Schiller, man ſieht ihn oft lächeln über deſſen Zimmerlichkeit und ihn als einen blöden Buchdichter gnädig und herablaſſend behandeln. Er ſchreibt ihm: mein Werthefter, mein Beſter.

Welch ein breites Gerede über Wilhelm Meiſter! Quel bruit pour une omelette! „Es ſieht zuweilen aus, als ſchrieben Sie für die Schauſpieler, da Sie doch nur von den Schauſpielern ſchreiben

wollen“ — tadelt Schiller. Auch findet er unzart, daß Wilhelm von der Gräfin ein Geldgeſchenk annimmt. Bei Göthe aber finden ſich immer nur Maitreſſen oder hommes entretenus; wahre Liebe kennt er, erkennt er nicht und läßt ſie nicht gelten. Der dumme Schiller! Iſt nicht Wilhelm Meiſter ein bloſer Bürger, der keine Ehre zu haben braucht? —

Mich ärgert von ſolchen Männern das pöbelhafte Dekliniren der Eigennamen. Sie ſagen: die Humboldtin, ſprechen von Körnern, Lodern, Lavatern, Badern. Auch bedienen ſie ſich, am meiſten aber Schiller, einer zahlloſen Menge von Fremdwörtern, und das ganz ohne Noth, wo das deutſche Wort viel näher lag. Stagnation, convenient, avancirt, incalculabel, Obſtakeln, embarraſſiren, retardiren, Desavantage, Arrangements, ſatisfacirt, Apercüs, Detreſſe, Tournüre, repondiren, incorrigibel. Und ſolche Männer, die in ihren Werken ſo reines Deutſch ſchreiben! Iſt das nicht ein Beweis, daß ihnen Leben und Kunſt getrennt war, daß ihr Geiſt weit von ihrem Herzen lag?

Göthe's Lieblingsworte ſind: heiter, artig, wunderlich. Er fürchtet ſogar ſich zu wundern; was ihn in Erſtaunen ſetzt, iſt wunderlich. Er gönnt dem armen Worte die kleine Ehre der Ueberraſchung

nicht. Er ſcheut alle enthuſiaſtiſchen Adjektive; — man kann ſich ſo leicht dabei echauffiren. —

Wie freue ich mich, daß der Conrector Weber, der in den kalten Berliner Jahrbüchern den neuen Göthe mit brühheißem Lobe übergoſſen, nicht mehr in Frankfurt iſt, ſondern in Bremen vergöttert. Er iſt ein ſtarker, kräftiger Mann, und wenn er mich todtſchlagen wollte, ich könnte es ihm nicht wehren.

— — Menſch, du elender Sclave deines Blutes, wie magſt du nur ſtolz ſein? Du armes Schifflein auf dieſem rothen Meere ſteigſt und ſinkſt, wie es den launiſchen Wellen beliebt, und jede Blutſtille ſpottet deiner Segel und deines Steuers! Der Puls iſt der Hammer des Schickſals, womit es Könige und Helden ſchmiedet, und Ketten für Völker, und das Schwert, ſie zu befreien, und große und kleine Gedanken und ſcharfe und ſtumpfe Empfindungen. Du König im Purpurkleide, wer kann dir widerſtehen? . . War ich doch geſtern weich wie Mutterliebe und heute ſpotte ich die deutſchen Götter weg und ſchnarche in ihren Tempeln!

III.

Frankfurt, den 1. Mai.

Ich leſe in der Zeitung: Prudhomme, der älteſte der franzöſiſchen Journaliſten, ſei geſtorben. Ich kannte dieſen Mann, ich habe ihn oft beſucht. Er ſprach viel; aber weniger achtſam hörte ich auf das, was er ſagte, als ich achtſam in ſeinem Geſichte las, das, kalt und grau wie ein Leichenſtein, die verwitterte Inſchrift trug: geſtorben 1794. Im Anfange der Revolution ſchrieb er das meiſtgeleſene, meiſtverbreitete Blatt, l'ami du peuple, das in eine gefährliche Octavform die ungeheuerſten Grundſätze zuſammendrängte. Wie er mir erzählte, wurden vierzigtauſend Exemplare davon verkauft. Wenn Prudhomme von jenen Tagen ſprach, wo die Freiheit jung und er ein Mann in ſeiner Stärke war, flackerte ſein niedergebranntes Auge hoch auf und ſeine zerbröckelte Stimme bekam wieder Fülle

und Kraft. Redete er aber von ſpätern und von den neueſten Zeiten, dann ſprach er ſo müde, verdroſſen und ſchläfrig, daß es unbehaglich war, ihn anzuhören. Von Freiheit in einer conſtitutionellen Monarchie hatte er gar keine Vorſtellung, er war ein abſoluter Republikaner. Der republikaniſche Abſolutismus iſt noch verderblicher, als der monarchiſche; man kann dieſem durch Ruhe und Gehorſam ausweichen, jenem aber nicht; denn die Ruhe, eine Tugend des Unterthanen, iſt ein Verbrechen des freien Bürgers. Aber der Republikanismus iſt verzeihlicher als der Monarchismus; denn bei ihm iſt nur Wahn, was bei dem andern ſelbſtbewußte Schuld iſt. Die Franzoſen waren nach einer langen Wanderung durch heiße, dürre Jahrhunderte an das wilde Meer der Freiheit gekommen. Durſtig und verſchmachtend, ſtürzten ſie ſich mit glühenden Adern hinein, tranken, erkrankten und ertranken. Aber der Deſpotismus erhitzt ſich durch ſchnöde Luſt auch in der blühendſten Landſchaft, leidet an unauslöſchlichem Durſte, und trinkt und trinkt, bis er Blut trinkt.

Auf folgende Weiſe hatte ich die Bekanntſchaft des Prudhomme gemacht. Im Herbſte 1819 kam eines Tages ein Herr zu mir, der ſehr leicht und windig ausſah. Er freute ſich ungemein, einen publiciste distingué und spirituel gleich mir kennen

zu lernen, und machte mir die Mittheilung, man wünſche ein neues Journal zu gründen, das ich redigiren ſolle, und fragte mich, ob ich dazu geneigt wäre? Der Herr ſchien mir ſehr wenig Bildung zu haben, ſeine politiſche Religion kam mir nicht aufrichtig vor und er war nicht arm, aber ärmlich gekleidet, was in Paris nicht ohne Bedeutung iſt. Unter dem langen Mantel des Liberalismus glaubte ich den Pferdefuß der Polizei zu ſehen. Das machte mir aber um ſo größern Spaß, mich mit ihm einzulaſſen. Ich ſagte: ſo Etwas würde ich mit Vergnügen übernehmen. Darauf erbot er ſich, mich zu einem berühmten Journaliſten zu führen, mit dem ich mich über die Sache näher beſprechen ſolle, und er brachte mich zu Prudhomme. Dieſer bohrte fünfzig, hundert Fuß tief in meine Bruſt hinab, als wollte er einen arteſiſchen Brunnen graben, und meine Geſinnung ſprang klar und hoch empor. Er fragte mich, in welchem Geiſte ich das Blatt zu ſchreiben gedächte? ich erwiederte: in liberalem. Da ſchüttelte er den Kopf und meinte, das ſei nicht beſtimmt genug. Man müſſe ſich genauer verſtändigen und die Grundſätze nett aufſtellen — nett, das war ſein Wort. Aber von dieſer Nettigkeit war ich ehrlicher Deutſcher kein Freund und in meinem Herzen gab ich das Unternehmen, womit es auch vielleicht

nicht ernſt gemeint war, gleich auf. Der Mann hatte eigentlich Recht; ich verſtand aber damals die Sache noch nicht. Die deutſche Ehrlichkeit iſt groß, alt und unverwüſtlich wie eine Pyramide; aber ſie liegt in einer Wüſte und iſt die Wohnung des Todes. Der Deutſche denkt, auch im politiſchen Meinungsſtreite käme es darauf an, für die Wahrheit zu kämpfen und das zu ſagen, was man für recht und billig hält. Er vergißt ganz, daß es ein Krieg iſt wie ein anderer und daß nicht genug ſei für die gute Sache zu kämpfen, ſondern daß man auch für die Mitſtreiter ſorgen müſſe. Dieſe müſſen angeworben, verſammelt, ausgerüſtet, ermuntert und belohnt werden. Wir halten keine Partei. Der Franzoſe lobt und begünſtigt Jeden, der auf ſeiner Seite, und tadelt und beſchädigt Jeden, der ihm gegenüber ſteht. Hierdurch vermehrt und verſtärkt er nicht blos ſeine Partei, ſondern er zwingt auch Alle, die dieſer heimlich entgegen ſind, ihre Feindſchaft offen zu erklären und ſelbſt Partei zu bilden. Darum erreichen die Franzoſen Alles und wir bringen es zu Nichts. Eine Zeitung iſt uns nur ein kritiſches Blatt, für die politiſche Wiſſenſchaft beſtimmt. Eine politiſche Handlung, ein politiſches Ereigniß kritiſiren wir wie ein Buch, ein für alle Mal, und ſchweigen dann ſtill. Ueber die nämliche Sache täglich zu ſprechen,

das kommt uns ſo langweilig und abgeſchmackt vor, als wollten wir das nämliche Buch alle Tage von neuem rezenſiren, und in unſerer thörichten Verblendung machen wir uns über die „ſtereotype Polemik“ der franzöſiſchen Journale luſtig. Wir vergeſſen ganz, daß ein politiſches Blatt eine Art Regierung übt, die nie ſtille ſtehen darf, wenn ſie nicht geſtürzt ſein will. In ſolchen Irrthümern befangen war ich noch, als ich mit Prudhomme unterhandelte. Ich ſagte: ich würde loben, was löblich, tadeln, was tadelnswerth iſt, und ich that mir auf meine germaniſche Tugend viel zu gut. Man verlangte aber von mir, daß ich unſere Freunde loben, unſere Feinde tadeln ſolle, ſie möchten thun, was ſie wollten — und man hatte Recht. Ich war damals noch ein blutjunger Deutſcher. Im Befreiungskriege mit tauſend Andern zu gleicher Stunde geboren, war ich Tauſendling erſt fünf Jahre alt. Ach, von allen den Tauſendlingen bin ich einer der Wenigen, die übrig geblieben und die ihre Zeit fortpflanzen werden! Es iſt recht betrübt.

Ob ich nun zwar den Zeitungsplan gleich, und Prudhomme mich bald aufgegeben hatte, verließ mich mein Journalmäkler und politiſcher Kuppler darum doch nicht. Er beſuchte mich ferner und führte mich mehrere Male zu einem Reſtaurateur, wo er

für mich zahlte. Ich ließ mir das Alles ſehr gut gefallen und ſchmecken. Eines Tages lernte ich bei Tiſche einen Deutſchen kennen, mit dem ich mich unter andern auch von politiſchen Dingen unterhielt. Als dieſer weggegangen war, machte mir mein Gaſtfreund die zärtlichſten Vorwürfe, daß ich ſo unvorſichtig ſein könnte, an öffentlichen Orten, wo die Spione nie fehlten, über die Regierung zu ſprechen. Es dürfte mich keineswegs ſicher machen, wenn ich deutſch ſpräche, denn es gäbe auch Spione, die deutſch verſtänden. — Was! Spione unter den Deutſchen! Deutſche unter Spionen! Das iſt eine niederträchtige Verläumdung! — Ich hätte dem franzöſiſchen Kerl die Flaſche an den Kopf werfen mögen; aber gut, daß ich es nicht gethan und daß ich dieſen kleinen patriotiſchen Monolog blos leiſe in mich deklamirt. Denn als ich einige Jahre ſpäter ein anderes Mal nach Paris gekommen, lernte ich manchen deutſchen Spion kennen. Ein ſolcher, der mich oft beſuchte, kam eines Tages zu mir, ſetzte ſich vor dem Kamine nieder und wärmte ſich behaglich. Er hatte kein Holz im Hauſe, er brauchte keines, weil er im Palais-Royal Nr. 13, wo er ſpielte, Tag und Nacht freie Heizung hatte. Nachdem er ſich durchwärmt, machte er ein kaltes Geſicht und ſagte, er hätte etwas mit mir zu ſprechen. Ich fiel ihm augenblicklich in das Wort

und fragte ihn, ob er mir nicht auf kurze Zeit vierhundert Franken leihen könne? Ich wollte ihm nämlich zuvorkommen, weil ich vermuthete, er habe die Abſicht, Geld von mir zu borgen, ein Antrag, den ich in Paris oft zu erdulden hatte, ob er mich zwar nie erſchütterte. Aber er erwiederte: Geld haben ſei bei ihm ein Verbum, das im Indikativ keinen Präſens habe, ſondern blos ein Perfectum und Futurum. Er komme, mir einen Vorſchlag zu machen. Die franzöſiſche Armee wäre gegenwärtig in Spanien beſchäftigt, und es ſei jetzt der günſtigſte Augenblick etwas auszuführen. Es lebten in Paris dreißigtauſend Deutſche, zumeiſt tüchtige Handwerksburſche — er vergrößerte die Zahl nach bekannter Art der Verſchwornen, um mich zu locken und mir Muth zu machen. Wir, er und ich, wollten jetzt, da uns Nichts hindern könne, an der Spitze der deutſchen Handwerksburſchen nach Deutſchland ziehen und Alles über den Haufen werfen, zuerſt Preußen. Als ich merkte, daß er kein Geld von mir verlangte, ſondern blos meinen Beiſtand, Preußen zu erobern, erheiterte ſich mein finſteres Geſicht, und ich antwortete ihm vergnügt: Der Einfall ſei herrlich, ich wäre dabei; an gutem Erfolge ſei nicht zu zweifeln, da unſere Handwerksburſche zu fechten gewohnt wären. Nur hätte ich jetzt unglücklicher Weiſe einen ſtarken

Schnupfen, er ſolle einſtweilen vorausziehen, ich würde mit der Malleposſt nachkommen.

Stand dieſer Narr und Schuft im Solde der franzöſiſchen Polizei? Ich glaube es nicht; denn dieſe iſt nicht ſo albern. Wahrſcheinlich war er Spion einer deutſchen Macht, die damals in Paris den Demagogen, oder die ſie dafür hielt, ſehr auf=paßte und manches ſchöne Tauſend Thaler auf ſolche Erbärmlichkeiten wendete.

IV.

Frankfurt, den 3. Mai.

Wie ich im Jahre 1819 veranlaßt worden, nach Paris zu reiſen, welchen Eindruck dieſe ſchöne und merkwürdige Stadt damals auf mich gemacht, und wie ich dort aufgenommen worden, das will ich auch niederſchreiben, ehe es meiner Erinnerung entſchwindet. Sind doch meine Angelegenheiten nicht blos die meinigen; ſind doch meine Geſinnungen die von Millionen Andern, die froh ſind, wenn ſich ein Fürſprecher findet der ſie ausſpricht. Wie Fröſche, Spinnen, Hunde und die Thiere überhaupt der Natur näher ſtehen als der königliche Menſch auf ſeinem Throne, und darum das Wetter, ja die bedeutendſten Veränderungen und Krankheiten der Natur inniger fühlen und, ehe ſie noch eintreten, voraus empfinden und anzeigen: ſo gibt es auch Menſchen, die gerade, weil ſie niedrig ſtehen in der

bürgerlichen Geſellſchaft, mit der Geſchichte inniger verbunden ſind und die Witterung der Zeit, die Völkerſtürme und Kriege von weiterer Ferne kommen ſehen und ſie früher fühlen, als es ſelbſt die Herrſcher, Vornehmen und Mächtigen vermögen, die in ihrem Egoismus gefangen, nicht eher erfahren was ſich draußen begibt, als bis die Welt an den Pforten ihrer Selbſtſucht pocht. Zu dieſen Menſchen gehöre ich auch. Was ſeit einer Reihe von Jahren mir geſchah, geſchah der Welt; was Staaten, Völkern, Fürſten begegnete, begegnete mir ſelbſt. Die Geſchichten betrafen mich nicht, ſie brachten mir keinen Vortheil und keinen Schaden, ſie erhoben mich nicht, warfen mich nicht um und rückten mich nicht vom Platze; aber ich ſpürte ſie in meinen Nerven. Dieſe Sympathie gibt mir in politiſchen Dingen eine große Keckheit der Anſicht und einen Prophetenſtolz, der mich lächerlich machen würde, wenn ihn die Leute kennten. Ich gehöre gerade nicht zu den Menſchen, die ſich auf ihren Verſtand viel einbilden, ich halte mich für gar nicht pfiffig und gebe gern zu, daß jeder Schnurrjude mich zwanzigmal im Tage überliſten kann. Kömmt mir aber ein Miniſter und ſagt, er wäre klüger als ich, ſo lache ich ihn aus. Seit fünfzehn Jahren iſt Nichts geſchehen, auch das Ueberraſchendſte nicht, das ich nicht vorhergewußt,

das ich nicht vorhergeſagt habe. Hätte ich meine Prophezeihungen dürfen drucken laſſen, man würde mich angeſtaunt haben, ich wäre gewiß Hofprophet, vielleicht gar Simultanprophet der heiligen Allianz geworden, und dieſe hätte mich, um Alles beſſer überſehen zu können, ohne Zweifel recht hoch placirt. Den Tod der heiligen Allianz ſelbſt hatte ich der Wäſcherin eines Legationsrathes auf das Beſtimmteſte vorhergeſagt und mich dabei nur um ſo viele Jahre geirrt, als ſie früher geſtorben als ich erwartet hatte. Das habe ich gethan; die Staatsmänner aber haben Nichts vorhergewußt. Dieſes ſchließe ich nicht daraus, daß ſie nicht davon geſprochen, keineswegs; denn ſie verſchweigen nicht blos, was ſie nicht wiſſen, ſondern auch ſehr oft, was ſie wiſſen. Ich ſchließe es daraus: weil ſo manches unſern Miniſtern Verderbliche und Verhaßte, das eingetroffen, durch ihre thätigen Mittel und Rathſchläge gerade herbeigeführt worden.

Miniſter ſollten feine Canaillen ſein, die den Mantel nach dem Winde hängen; aber ſo ſind unſere nicht. Sie ſind vielmehr halsſtarrige Catone, die lieber das Dach über ſich zuſammenſtürzen laſſen, als daß ſie baufällige Grundſätze räumten. Sie machen ſich über die politiſchen Schwärmer und deren Buchprincipien luſtig und haben keine Ahnung davon, daß ſie ſelbſt ſolche Schwärmer und Ideo=

logen ſind, nur darin verſchieden, daß ſich jene für neue, ſie ſelbſt aber ſich für alte Ideen begeiſtern. Welche Schwärmerei iſt aber die gefährlichſte, welche wird ſchlimmer getäuſcht? Zukunft und Vergangenheit ſind beide Nicht-Exiſtenzen; doch was nicht iſt, kann werden, was war, iſt für immer geweſen. Man kann einen Menſchen, der noch nicht lebt, machen; aber einen Menſchen, der gelebt hat, ruft keine Kunſt, ſchleppt keine Gewalt aus dem Grabe zurück.

Und wenn auch unſere Staatsmänner einmal erkennen, was die Zeit will und daß ſie darf und kann, was ſie will, ſo macht ſie das in ihrer Handlungsweiſe doch nicht klüger. Dem Unvermeidlichen ſuchen ſie ſo lange als möglich auszuweichen, denn ſie meinen: Zeit gewonnen, Alles gewonnen. Aber verliert denn der Feind die Zeit, die ihr gewinnt? Der junge Löwe wächſt im Käfig wie im Freien, und kömmt einmal der Tag, daß ihr ihm die Thüre öffnen müſſet, dann ſpringt er um ſo größer, um ſo ſtärker, um ſo grimmiger heraus und wird es euch wahrlich nicht danken, daß ihr die Wärter ſeiner Jugend waret.

Was iſt ſeit fünfzehn Jahren durch unſere weiſen Staatsmänner, dieſe Hochſchüler der franzöſiſchen Revolution, die beim Examen alle durchgefallen und

keine Doktoren wurden, nicht alles Tolles geſchehen! Sie haben Napoleon geſtürzt — nicht im Rauſche des Sieges, unter dem Durſte der Rache, nicht von der günſtigen Gelegenheit überraſcht; nein, ſie hatten zwei Jahre Zeit, zur Beſonnenheit zurückzukehren, und ſie ließen ihn untergehen. Ich hatte ihnen alle mögliche Unklugheit zugetraut, aber das überflügelte meine Einbildungskraft; es iſt das Mährchen von der Dummheit. Napoleon war der letzte Monarch, mit ihm iſt die monarchiſche Regierungskunſt ausgegangen und jetzt herrſchen die Natur-Elemente der bürgerlichen Geſellſchaft ſo demokratiſch, als es ein Jakobiner nur wünſchen mag.

Griechenland iſt frei, ſeine Freiheit und Unabhängigkeit ſind anerkannt, und dieſes haben die Griechen am meiſten den Leidenſchaften ihrer Gegner zu verdanken. Diejenige Macht, welche Rußlands Vergrößerung und darum den Sturz des türkiſchen Reiches am meiſten fürchtet, hat am meiſten gethan, jene und dieſen herbeizuführen. Sie intriguirten, ſie zögerten, ſie haben Zeit gewonnen. Der ruſſiſch-türkiſche Krieg hat den irländiſchen Katholiken und engliſchen Juden die Emancipation und den Venetianern ihren Freihafen verſchafft, welches Letztere auch ſeine eigenen Folgen haben wird. Don Michel wurde belohnt und angetrieben, die Conſtitution des

Landes umzuſtoßen; ja, hätte ein Schneidergeſelle die portugieſiſche Krone geſtohlen — gegen das Verſprechen, keine Freiheit aufkommen zu laſſen, hätte man ſie ihm auch verbürgt. Wenn aber Don Michel, was Gott verſtatten möge, noch zwei Jahre regiert und wenn der geflickte König von Spanien ſeinen abſoluten Thron noch zwei Jahre von Straßenräubern bewachen läßt, dann wird der conſtitutionelle Geiſt in der Halbinſel größere Fortſchritte gemacht haben, als es in zehn Jahren unter der Herrſchaft des Kortes geſchehen wäre. Tyrannen ſind in unſern Tagen die gefährlichſten Freiheitsprediger. Und ſo findet ſich — wie wunderbar! daß gerade diejenige Macht, die ſeit vierzehn Jahren Alles, was die Farbe der Freiheit trägt, mit düſterem, glühenden Haſſe verfolgt, daß gerade ſie für deren Entwickelung und Befeſtigung am meiſten gethan. Wir wollen unſere Feinde lieben, unſere Freunde haben uns oft beſchädigt.

Wer Geſichte haben will, darf nicht ſehen; der äußere Sinn tödtet den innern. Die Staatsmänner wiſſen und ſehen Nichts voraus, weil ſie zu viel wiſſen, ſehen und hören. Sie bekümmern ſich zu viel um das Einzelne, beſonders um die Einzelnen. Das Trommeln und Schießen unſerer kriegeriſchen Zeit betäubt die Horchenden; der Harthörige hört

unter Geräuſch am beſten. Hardenberg, der einzige liberale Staatsmann, den Deutſchland ſeid fünfzehn Jahren hatte, war taub. Das hat wahrhaftig ſeinen Zuſammenhang. Hardenberg war ein guter Staatsmann, weil er nicht zum Polizei-Miniſter taugte. Die Polizei! die Polizei!

V.

Frankfurt, den 4. Mai.

Schiller wünſcht die Chronologie von Göthe's Werken zu kennen, um daraus zu ſehen, wie ſich der Dichter entwickelt habe, welchen Weg ſein Geiſt gegangen ſei. Er ſpricht von deſſen analytiſcher Periode. Ihm wird die gebetene Belehrung, und darauf anatomirt er ſeinen hohen Gönner kalt wie ein Proſektor, aber bei lebendigem Leibe, und hält ihm, unter dem Schneiden, Vorleſungen über ſeinen wundervollen Bau. Göthe verzieht keine Miene dabei und erträgt das Alles, als ginge es ihn ſelbſt nichts an. Er ſchreibt ſeinem Zergliederer: „Zu meinem Geburtstage, der mir dieſe Woche erſcheint, hätte mir kein angenehmeres Geſchenk werden können als Ihr Brief, in welchem Sie mit freundſchaftlicher Hand die Summe meiner Exiſtenz ziehen.“ Und jetzt bittet er Schiller, ihn auch mit dem Gange

ſeines Geiſtes bekannt zu machen. Das Alles iſt um aus der Haut zu fahren! Freilich hat das Genie ſeine Geheimniſſe, die wir Andern nicht kennen, noch ahnen. Aber ich hätte es nicht gedacht, daß es Art des Genies wäre, ſo ſich ſelbſt zu beobachten, ſo ſich ſelbſt nachzugehen auf allen Wegen, von der Laufbank bis zur Krücke. Ich meinte, das wahre Genie ſei ein Kind, das gar nicht wiſſe, was es thut, gar nicht wiſſe, wie reich und glücklich es iſt. Schiller und Göthe ſprechen ſo oft von dem Wie und Warum, daß ſie das Was darüber vergeſſen. Als Gott die Welt erſchuf, da wußte er ſicher nicht ſo deutlich das Wie und Warum, als es Göthe weiß von ſeinen eigenen Werken. Wer göttlichen Geiſtes voll, wer, hineingezogen in den Kreis himmliſcher Gedanken, ſich für Gott den Sohn hält — weicht auch die feſte Erde unter ſeinen Schritten — der mag immer geſund ſein, nur verzückt iſt er. Aber für Gott den Vater? Nein. Das iſt Hochmuth in ſeinem Falle, das iſt Blödſinn. Nichts iſt beleidigender für den Leſer, als eine gewiſſe Ruhe der ſchriftſtelleriſchen Darſtellung; denn ſie ſetzt entweder Gleichgültigkeit oder Gewißheit zu geſtalten voraus. So mit dürrem Ernſte von ſich ſelbſt zu reden, ohne Eigenliebe, ohne Wärme, ohne Kindlichkeit, das ſcheint mir — ich mag das rechte Wort nicht finden.

Wie ganz anders Voltaire. Seine Eitelkeit macht uns ihm gewogen. Wir freuen uns, daß ein Mann von so hohem Geiſte um unſer Urtheil zittert, uns ſchmeichelt, zu gewinnen ſucht.

Die Liebe hat die Briefpoſt erfunden, der Handel benutzt ſie. Schiller und Göthe benutzen ſich als Bücher; es iſt eine didaktiſche Freundſchaft, ein wechſelſeitiger Unterricht zwiſchen ihnen. Unſere beiden Dichter haben eigentlich ganz verſchiedene Mutterſprachen. Freilich verſteht jeder auch die des andern, ſo viel man ſie aus Buch und Umgang lernen kann; aber Göthe macht ſich's wie ein Franzoſe immer bequem und redet mit Schiller ſeine eigene Sprache, und Schiller, als gefälliger Deutſcher, ſpricht mit dem Ausländer ſeine ausländiſche. Von ihrer Freundſchaft halte ich nicht viel. Sie kommen mir vor wie der Fuchs und der Storch, die ſich bewirthen: der Gaſt geht hungrig vom Tiſche, der Wirth, überſatt, lacht im Stillen. Doch kommt Storch Schiller beſſer dabei weg, als Fuchs Göthe. Erſterer kann in Göthe's Schüſſel ſich wenigſtens ſeinen ſpitzen idealen Schnabel netzen; Göthe aber, mit ſeiner breiten realiſtiſchen Schnauze, kann gar Nichts aus Schillers Flaſche bringen.

Göthe ſchreibt: „ich bin jetzt weder zu Großem noch zu Kleinem nütze und leſe nur indeſſen, um

mich im Guten zu erhalten, den Herodot und Thucydides, an denen ich zum erſtenmale eine ganz reine Freude habe, weil ich ſie nur ihrer Form und nicht ihres Inhalts wegen leſe.“ Bei den Göttern! Das iſt ein Egoiſt, wie nicht noch einer! Göthe ummauert nicht blos ſich, daß ihn die Welt nicht überlaufe; er zerſtückelt auch die Welt in lauter Ichheiten und ſperrt jede beſonders ein, daß ſie nicht heraus könne, ihn nicht berühre, ehe er es haben will. Hätte er die Welt geſchaffen, er hätte alle Steine in Schubfächer gelegt, ſie gehörig zu ſchematiſiren; hätte allen Thieren nur leere Felle gegeben, daß ſie Liebhaber ausſtopfen; hätte jede Landſchaft in einen Rahmen geſperrt, daß es ein Gemälde werde, und jede Blume in einen Topf geſetzt, ſie auf den Tiſch zu ſtellen. Was in der That wäre auch nebuliſtiſcher, als das unleidliche Durcheinanderſchwimmen auf einer Wieſe! Göthe's Hofleute bewundern das und nennen es Sachdenklichkeit; ich ſchlichter Bürger bemitleide das und nenne es Schwachdenklichkeit. Alle Empfindungen fürchtet er als wilde muthwillige Beſtien und ſperrt ſie, ihrer Meiſter zu bleiben, in den metriſchen Käfig ein. Er geſteht es ſelbſt in einem Kapitel der Wahrheit aus ſeinem Leben, daß ihn in der Jugend jedes Gefühl gequält

habe, bis er ein Gedicht daraus gemacht und ſo es los geworden ſei. Bewahre der gute Gott mich und meine Freunde, daß wir nicht jeden Zug des Herzens als ungeſunde Zugluft ſcheuen! Lieber nicht leben, als ſolch einer hypochondriſch-ängſtlichen Seelendiät gehorchen! Tauſendmal lieber krank ſein!

Göthe diktirt ſeine Briefe auch aus Objektivſucht. Er fürchtet, wenn er ſelbſt ſchriebe, es möchte Etwas von ſeinem Subjekte am Objekte hängen bleiben und er fürchtet Sympathie wie ein Geſpenſt. Er lebt nur in den Augen: wo kein Licht, iſt ihm der Tod. Das Licht zu ſchützen, umſchattet er es. Was iſt Form? Der Tod der Ewigkeit, die Geſtalt Gottes .... Iſt Göthe glücklich zu nennen? Er iſt ſo arm und ſo allein! Ihm kommt jeder Wunſch erſt nach deſſen Erfüllung, er begehrt nur, was er ſchon beſitzt. Aber die Welt iſt groß und der Menſch iſt klein; er kann nicht Alles faſſen. Nur die Sehnſucht macht reich, nur die Religion, die, uns der Welt gebend, uns die Welt gibt, thut genug. Ich möchte nicht Göthe ſein; er glaubt Nichts, nicht einmal, was er weiß.

Ein Narr im Geſellſchafter, oder in einem andern Blatte dieſer Familie, ließ einmal mit großen Buchſtaben drucken: Göthe hat ſich über die franzöſiſche Revolution ausgeſprochen.

Es war ein Trompetenſchall, daß man meinte, ein König würde kommen, und es kam ein Hanswurſt. Und doch wäre Göthe, gerade wegen ſeiner falſchen Naturphiloſophie, der rechte Mann, die franzöſiſche Revolution gehörig aufzufaſſen und darzuſtellen. Aber er haßte die Freiheit ſo ſehr, daß ihn ſelbſt ſeine geliebte Nothwendigkeit erbittert, ſobald ſie ein freundliches Wort für die Freiheit ſpricht. Er ſchreibt an Schiller: „Ich bin über des Soulavie mémoires historiques et politiques du règne de Louis XVI. gerathen ... Im Ganzen iſt es der ungeheure Anblick von Bächen und Strömen, die ſich nach Naturnothwendigkeit von vielen Höhen und vielen Thälern gegen einander ſtürzen und endlich das Ueberſteigen eines großen Fluſſes und eine Ueberſchwemmung veranlaſſen, in der zu Grunde geht, wer ſie vorher geſehen hat, ſo gut als der ſie nicht ahnete. Man ſieht in dieſer ungeheuren Empirie nichts als Natur und nichts von dem, was wir Philoſophen gern Freiheit nennen möchten.“ Göthe, als Künſtler Nothwendigkeit und keine Freiheit erkennend, zeigt hier eine ganz richtige Anſicht von der franzöſiſchen Revolution, und ohne daß er es will und weiß, erklärt er ſie nicht blos, ſondern vertheidigt ſie auch, die er doch ſonſt ſo haſſet. Er haſſet alles Werden, jede Bewegung, weil das Werdende und das Be-

wegte ſich zu keinem Kunſtwerke eignet, das er nach ſeiner Weiſe faſſen und bequem genießen kann. Für den wahren Kunſtphiloſophen aber gibt es nichts Werdendes noch Bewegtes; denn das Werdende in jedem Punkte der Zeit, das Bewegte in jedem Punkte des Raumes, den es durchläuft, iſt in dieſem Punkte, und der ſchnelle Blick, der ein ſo kurzes Daſein aufzufaſſen vermag, wird es als Kunſtwerk erkennen. Für den wahren Naturphiloſophen gibt es keine Geſchichte und keine Gährung; Alles iſt geſchehen, Alles feſt, Alles erſchaffen. Aber Göthe hat den Schwindel wie ein Anderer auch, nur weiß er es nicht, daß das Drehen und Schwanken in der Vorſtellung liegt und nicht in dem Vorgeſtellten.

VI.

Frankfurt, den 5. Mai.

Das Lumpengeſindel von Zeitungsſchreibern hat ſich durch unaufhörliches Sprechen von hohen, höchſten und allerhöchſten Perſonen ſo verwöhnt, daß ſie das Wort hoch ohne Unterſcheidung auch bei jeder andern Dimenſion anwenden. Es gibt für ſie keine Flächengröße, keine kubiſche, ſie kennen nur eine vertikale. Sie reden von hoher, ſtatt von großer Wichtigkeit; ſie ſagen hochwichtig ſtatt ſehr wichtig. Sie ſagen von einer Burg, ſie ſei tiefromantiſch gelegen. O, das iſt hochdumm! Sie ſagen auch tiefblau ſtatt dunkelblau. Ich glaube, Fouqué hat das erfunden. Gut für Fouqué: das iſt ſeine Feudomanie. Die Lehensherrlichkeit des Hellblau über Dunkelblau wird freilich hochſinnig dadurch bezeichnet. Aber was geht das die andern bürgerlichen Schriftſteller an? Warum ahmen ſie ihn nach?

Der Berliner Correſpondent der Allgemeinen Zeitung — lieſt man ſeine Berichte, iſt es gerade, als wollte man in's Waſſer beißen; es ſind zarte mèringues à la crême, die man mehr trinkt als ißt — ſagte neulich einmal: man ſpricht in den höhern Cirkeln von einem höchſten Reiſeprojekt nach dem Norden. Das will ich alter Primaner in's Franzöſiſche überſetzen. Meidinger hilf!

Hoch, haut. — Höher, plus haut. — der Höchſte, le plus haut. — In höhern Cirkeln, dans les plus hauts cercles. Ich fürchte aber ſehr, das iſt falſch! So viel ich mich aus den Zeiten Robespierre's erinnere, wird, um im Franzöſiſchen den Superlativ zu bilden, der Artikel vor den Comparativ geſetzt; dans les plus hauts cercles hieße alſo nicht in den höhern, ſondern in den höchſten Cirkeln. Wie bringe ich aber das höher heraus? Ich weiß nicht. Zwar könnte ich mir helfen, wenn ich ſtatt hauts cercles, cercles élevés ſagte; das würde mir aber ſchöne Händel zuziehen. Denn wenn man meine franzöſiſche Ueberſetzung wieder zurücküberſetzte in's Deutſche — und es gibt oberflächliche Menſchen genug, welche niemals die Quellen ſtudiren — würde cercles élevés heißen: erhabene Cirkel. Bewahre mich Gott; das hieße ja

ſoviel als Cirkel von fürſtlichen Perſonen! Es iſt eine kitzliche Sache. Still! Ich bin dabei, ich ſage: cercles qui sont plus que hauts. Bravo! . . . Spaßhaft bleibt es, daß hier im Deutſchen der Comperativ höher weniger ausdrückt, als der Poſitiv hoch; denn wenn der Berliner Allgemeine ſtatt in höhern Cirkeln, in hohen Cirkeln geſchrieben hätte, ſo würde das bedeuten: ein Cirkel von wenigſtens Miniſtern.

Nun weiter. Ein hohes Reiſeprojekt — un haut projet de voyage. Ein höchſtes Reiſeprojekt — un plus haut projet de voyage. Das hieße aber ein höheres Reiſeprojekt. Wie mache ich den Superlativ? Halt, ſo geht's. Ich ſage: un projet de voyage l'un des plus hauts. Alſo im Ganzen: On parle dans les cercles qui sont plus que hauts d'un projet de voyage l'un des plus hauts au nord.

Es iſt mir ſauer geworden, ich habe aber auch ein feines Stück Arbeit zu Stande gebracht. Wenn man ſich auch im Himmel zankt, was ich ſehr vermuthe, werden ſich die Manen meiner beiden Lehrer der franzöſiſchen Sprache um den Ruhm ihres irdiſchen Schülers ſtreiten. Der eine war ein hochbejahrter deutſcher Jude, Namens Wolf, den man, weil er in ſeiner Jugend einige Jahre Bambus-

röhre auf dem Pontneuf verkaufte, Wolf Pariſer nannte. Bald vierzig Jahre ſind darüber hingegangen, und noch erinnere ich mich wie von geſtern, welche Mühe ſich der alte Pariſer gegeben, mir die richtige Ausſprache des ille in canaille, bataille, oreille beizubringen. Endlich gelang es ihm. Ich ſprach oreille ganz genau aus wie er ſelbſt, nämlich orehgelje. Viele, viele Jahre ſagte ich nicht anders als orehgelje. Da ging ich einmal im Bade Ems drei Tage mit einem Diplomaten um, der, ſelbſt oreille vom Kopf bis zu den Füßen, mir die ächte Ausſprache dieſes intriguanten Wortes beibrachte. Nur drei Tage dauerte unſere Freundſchaft, die reiche Ernte aber entſchädigte mich für den kurzen Sommer. Ich trug damals, wie ich es noch trage, ein ſchwarzes grünbeſäumtes und mit einem goldenen Schnällchen geziertes Band, das, um Hals und Bruſt hängend, die Uhr in der Weſtentaſche feſthielt. War es Zufall, kränkliche Eitelkeit, oder geſunde Badepolitik, — das Band mit dem Schnällchen hatte einen ſolchen Wurf und Hang, daß, wenn der Rock das halbe Geheimniß verhüllte, es einem Ordensbande glich. Der Diplomat merkte es, ſuchte meine Bekanntſchaft mit großem Eifer, und machte ſie mit vielem Vergnügen. Drei Tage waren wir unzertrennlich und liebten uns ordens-

brüderlich. Aber am dritten Tage knüpfte ich meinen Rock auf und zog die Uhr hervor, um zu ſehen, ob die Stunde ſei, an den Brunnen zu gehen. Da entdeckte der Diplomat, daß mein Ordensband nichts anderes ſei als ein ſeidener Galgenſtrick, woran meine goldene Zeit zappelte. Er verließ mich auf der Stelle, ſprach, ſah, hörte mich nicht mehr; doch, um nicht gar zu grob zu ſein, wich er mir ſo viel als möglich aus. Der Diplomat war ein Graf, dick und ich kann es nicht läugnen, er hatte nicht blos Leibeigene, ſondern auch ſchöne Kenntniſſe. Seine Dicke, die ihm das Gehen ſauer machte, gab mir Gelegenheit, mich an ihm zu rächen. Jeden Mittag nach dem Eſſen, wenn ſich die Kurgäſte zum Kaffee im Garten verſammelten, ſetzte ich mich an den Tiſch, der unter einer ſchattigen Linde, und auf welchem das Windlicht ſtand, das zum Anbrennen der Pfeifen beſtimmt war. Sobald nun der Graf in den Garten trat, gegen deſſen Eingang ich mit dem Rücken gekehrt ſaß, nahm er eine Cigarre zwiſchen Daumen und Zeigefinger und watſchelte dem Leuchtertiſche zu. Kaum aber erkannte er mich, kehrte er wieder um und machte, um Feuer in der Küche zu ſuchen, einen Weg von dreißig ſchattenloſen Schritten. Vierzehn Tage lang mußte er wegen der optiſchen Täuſchung mit dem Uhrbande ſchwer büßen. Ich

lachte weniger, als er ſchwitzte, denn wahrhaftig er dauerte mich.

Mein zweiter franzöſiſcher Sprachlehrer hieß Marx und war ein emigrirter Geiſtlicher. Er bekümmerte ſich wenig darum, wie ich canaille ausſprach; aber Voltaire, Voltaire — dieſes Wort konnte ich richtig ſprechen lernen; denn es füllte faſt die ganze Lehrſtunde aus. Jeden Fluch, jede Schande, jedes Verderben häufte er auf dieſen Mann, und der gute alte Mann vergaß ganz in ſeinem Zorne, daß er mit einem achtjährigen Knaben ſprach, der damals von Voltaire noch gar nichts und von der franzöſiſchen Revolution nicht mehr wußte, als noch heute mancher graue Staatsmann weiß. Ich hatte von alten Kinderfrauen viel vom Kopfabhacken ſprechen hören und Revolution und Kopfabhacken war mir gleichbedeutend. Ich machte mir eine Guillotine aus Kartenblättern und köpfte als ein blutjunger Samſon manche ariſtokratiſche Fliege, die des Zuckernaſchens verdächtig war. Guter Marx, wie wirſt du erſtaunt und erſchrocken ſein, als du auch Voltaire im Paradieſe fandeſt! Mit welcher Geberde des Unmuths wirſt du gefragt haben: wo iſt denn die Hölle? . . . Da nahte ſich ein Engel des Lichts dem Throne Gottes und flehte: er iſt ſo eben erſt angekommen.

Wieder zu Ihnen, mein zarter Berliner. Wenn Sie mir gütigſt erlauben wollten, Sie einmal wacker durchzuprügeln, das würde mich ungemein erheitern. Hätten Sie mir nicht alle dieſe ſaure Mühe, all dieſes naſeweiſe Geſchwätz erſparen können, wenn Sie, ſtatt von einem höchſten Reiſeproject nach dem Norden zu reden, geſagt hätten: man ſpricht davon, der Kronprinz werde nach Petersburg reiſen? Glauben Sie denn, wir wüßten ſolche Zeitungsräthſel nicht zu löſen? O, wir Bürgerlichen haben auch Verſtand! Erſt kürzlich las ich im „Ausland“ — eigentlich ſollte es das Inland heißen, denn das Ausland iſt das Inland der Deutſchen, nur dort haben ſie Bürgerrechte, in ihrem Vaterlande aber müſſen ſie ſich, wie es Fremden gebührt, beſcheiden nach den Geſetzen des Landes richten, müſſen ſehen, hören und ſchweigen — ich las: „von dem Tode des Kaiſers P. von R.“ Was helfen aber die Punkte? Es dauerte keine acht Tage und ich hatte es herausgebracht, daß von dem Tode des Kaiſers Paul von Rußland die Rede ſei. In dem nämlichen Zeitungsberichte, o Allgemeiner! worin Sie von höhern Cirkeln und dem höchſten Reiſeprojekte ſprechen, erzählen Sie auch: das Berliner Publikum beſchäftige ſich viel mit den religiös-

myſtiſchen Umtrieben in Halle. Hier ſagen Sie Publikum, denn Sie halten die Theologie für eine pöbelhafte Angelegenheit, die dem Publikum gehöre, ein höchſtes Reiſeprojekt aber, meinen Sie, ſei ein großes Eleuſiniſches Geheimniß, das nur in den höhern Cirkeln des Adels beſprochen werden dürfe.

Ich bin nur froh, daß nicht der König ſelbſt nach Petersburg zu reiſen gedenkt; denn alsdann hätten Sie von einem allerhöchſten Reiſeprojekt geſprochen, und damit hätte weder Meidinger noch Mozin, noch der Teufel ſelbſt fertig werden können. Als die franzöſiſche Sprache erfunden worden, da lebten die Franzoſen noch im rohen Zuſtande der Natur, ſie waren Wilde und Thieren ähnlicher als Menſchen. Damals gab es noch nichts in der Welt, was allerhöchſt geweſen, nicht einmal Gott war es, denn — ſagen die Druiden — Gott iſt der Höchſte; höher als das Höchſte aber iſt eine Unmöglichkeit. Nun iſt zwar ſeitdem auch in Frankreich Gott herabgeſunken und der Menſch geſtiegen, und der Thronhimmel wurde höher hinaufgeſchraubt als Gottes Himmel. Aber die allzu fertigen Franzoſen haben ihre Sprache zu ſchnell unter Dach gebracht, und jetzt haben die Unbeſonnenen kein Wort für Allerhöchſt. Wir Deutſche ſind vorſichtiger

geweſen. Wir ließen, um zu keiner Zeit bei unſerm Hoch- und Höher- Bau gehindert zu ſein, lieber in unſere Sprache hineinregnen und ſchneien, ehe wir ſie bedeckten, und ſo blieben wir auf alle Ereigniſſe gefaßt. Sollte einmal ein König der Könige ſich erheben, ein zweiter Napoleon, aber ein legitimer, für den Allerhöchſt zu wenig wäre und dem wir Komplimenten-Prieſter ein Aller-Allerhöchſt verehren möchten — das würde uns nicht in die geringſte Verlegenheit ſetzen; wir wären mit unſerer Deklination des Aller-Allerhöchſten gleich bei der Hand.

Aller-Allerhöchſtdieſelben.

Singularis.

vacat.

Pluralis.

Nom.	Aller-Allerhöchſtdieſelben.
Gen.	Aller-Allerhöchſtderſelben.
Dat.	Aller-Allerhöchſtdenſelben.
Acc.	Aller-Allerhöchſtdieſelben.
Voc.	O Aller-Allerhöchſtdieſelben!
Abl.	Aller-Allerhöchſtdenſelben.

VII.

Soden, den 6. Mai.

Worte! — Und nur Worte? Gibt es denn Etwas, das furchtbarer, das kriegerischer wäre, als Worte? Die höchsten Wälle hat man erstürmt, die stärksten Mauern hat man umgeworfen, aber was sich hinter dem Worte verschanzt, das ist sicher und verhöhnt euer ohnmächtiges Toben: nur das Alles zerwitternde Jahrtausend zerstört diese Feste. Das Wort ist der Zauberharnisch, mit dem bedeckt, der Feige dem Tapfern trotzt; nie treffet ihr das Herz, ehe ihr nicht die eiserne Brust zerschlagen.

Gestern die Theorie, heute die Praxis. O! diesmal werden mir auch die Philister Recht geben; denn wenn der Deutsche hungert, hat er Muth und spricht wie er es denkt.

Der Wagen stand vor der Thüre, um gepackt zu werden, und zum Tische war nichts vorbereitet.

Ich rechnete darauf bei einer Freundin zu eſſen, die in meiner Nachbarſchaft wohnt. Ich ſchickte meinen Bedienten hinüber und ließ mich melden; aber er brachte mir die Antwort zurück: Madame bedauere unendlich, nicht das Vergnügen haben zu können, ihr Mann ſei verreiſt. Zu jeder andern Zeit wäre mir dieſe Scheu, mit mir allein zu ſein, ſchmeichelhaft geweſen; aber ich hatte Hunger, brummte, zermalmte einen trockenen Zwieback und fuhr fort.

Den Abend kam eine gemeinſchaftliche Freundin heraus, die mir mein Faſten erklärte. Mein ſehr höflicher Bedienter hatte der Dame die ſchönſten Komplimente von ſeinem Herrn gebracht und ihr ausgerichtet: „ſie (mit dem kleinen ſ) möchten bei Ihnen (mit dem großen I) zu Mittage eſſen.“ Die Dame aber hatte gehört: „Sie (mit dem großen S) möchten bei ihnen (mit dem kleinen i) eſſen,“ und da ihr Mann abweſend war, konnte ſie natürlich die Einladung nicht annehmen.

O ihr, ihr! wenn ich nicht zornig wäre, wie wollte ich grob ſein — das kommt dabei heraus daß ihr Hochdiener und Plusmacher mit eurer verdammten Kriecherei und Unterthänigkeit aus einem Menſchen, der oft nicht einmal ein ganzer iſt, viele macht!

— Als ich hier angekommen, ſuchte ich gleich hinter den Häuſern den blühenden Frühling; aber ich fand ihn nicht mehr. Es iſt ein Wettlauf zwiſchen Blumen und Mädchen: wer iſt ſchneller? Als Knabe ſah ich Stunden lang nach dem Himmel, einen Stern fallen zu ſehen. Ich athmete — der Stern war gefallen; fallen ſah ich ihn nie.

VIII.

Soden, den 9. Mai.

Ich bin erſt drei Tage hier, und ſchon iſt mir die Zeit über den Kopf gewachſen. Lang, lang, lang! Ich war der erſte und bin noch der einzige Brunnengaſt; ich bin der Kurfürſt von Soden. In einigen Wochen nennt man mich den Neſtor unter den Kurgäſten. Doch was wird mir das nützen bei den künftigen Damen, flöſſe mir auch die Weisheit ſüß wie Honig von den Lippen? Man kann gleich Mahomed noch im vierzigſten Jahre ein Held werden und Länder erobern; aber nach der Anſicht aller weiblichen Hiſtoriker endet das heroiſche Zeitalter der Männer mit dem dreißigſten Jahre. Schlimm! Ich werde ein geiſtlicher Kurfürſt bleiben.

Aus meinem Fenſter überſehe ich den Hof und zwar genauer und beſſer als andere Fürſten den ihrigen, und ich erfahre Alles, was darin vorgeht,

ganz der Wahrheit gemäß. Er hat einen großen Vorzug vor dem alten Hofe von Verſailles: dieſer hatte nur ein Oeil de boeuf, meiner aber hat viele. Er beſteht übrigens, wie gewöhnlich, aus wenigen Menſchen und zahlreichem Vieh. Unſer Hofleben iſt keineswegs ohne Abwechſelung; außer dem Alltäglichen geſchieht auch täglich etwas Neues. Ich paſſe ſehr auf und werde gleich St. Simon Memoiren ſchreiben.

Geſtern in der Nacht war der Hof ſehr unruhig. Das große Thor wurde auf- und zugeſchloſſen, es wurde geſchrieen und geflüſtert und viele Menſchen gingen mit Lichtern hin und her. Ich konnte erſt ſpät einſchlafen. Heute Morgen erfuhr der Hof und zwei Stunden nachher das Dorf die höchſt erfreuliche Nachricht, daß kurz vor Mitternacht die Kuh glücklich gekalbt habe. Die hohe Kalbbetterin befindet ſich ſo wohl, als es unter ſolchen Umſtänden möglich iſt. Es iſt keine Schmeichelei, wenn ich ſie die hohe nenne. Sie iſt eine Schweizerkuh und ſo hoch und ſtattlich als mir je eine vorgekommen; ſie iſt die Königin des Stalles. Ich wurde ihr geſtern nach dem Diner von der Viehmagd präſentirt. Ich begnügte mich ſie zu bewundern, ſprach aber nicht mit ihr, da ſie nicht mit mir zu reden anfing. Mir fiel zu rechter Zeit ein, was vor zwanzig Jahren

an einem Hofe, der ſpäter im Brande von Moskau zerſtört worden iſt, einem ehrlichen Deutſchen von meinen Bekannten begegnet iſt. Er wurde der Königin präſentirt, machte die üblichen drei Bücklinge und begann ſeine wohleinſtudirte Rede mit ſanfter Stimme herzuſagen. Da trat der Ceremonienmeiſter hervor, fiel ihm in das Wort und ſagte zurechtweiſend: on ne parle pas à la reine! Daran dachte ich im Stalle. —

Heute früh fand ein Zweikampf zwiſchen einer Hofgans und einer aus dem Dorfe Statt, die, obzwar nicht hoffähig, ſich eingedrungen hatte. Die Hofgans packte die Zudringliche am Flügel, dieſe machte es eben ſo mit ihrer Gegnerin, ſo daß die beiden zuſammen ein Oval bildeten. Sie drehten ſich einander feſthaltend im Kreiſe herum und walzten auf dieſe Weiſe, Bruſt an Bruſt gelehnt, Haß athmend, mit einander. Der Staub wurde aufgewühlt, die Federn ſtoben. Der Kampf dauerte über eine Viertelſtunde lang. Endlich mußte die eitle Bauerngans, tüchtig gerupft, mit Schmach bedeckt und von Spott verfolgt, die Flucht ergreifen. Die übrigen Hofgänſe hatten natürlich die Partei ihrer Standesgenoſſin genommen. Es war ein Geſchnatter, ein Gepfeife und ein Flügelſchlagen, daß es gar nicht zu beſchreiben iſt. Beſonders

zeichnete ſich eine alte Gans mit gelbem Halſe durch ihre Heftigkeit und Bosheit aus; ſie ſchnaufte vor Wuth und kam dem Erſticken nahe. Sie ſchnatterte dabei mit ſolchen ausdrucksvollen Geberden, daß ich, ob mir zwar die Gänſeſprache fremd iſt, jedes ihrer Worte verſtehen konnte. Sie ſagte: — verſteht ſich auf franzöſiſch, denn eine Hofgans wird ſich wohl hüten anders als franzöſiſch zu ſchnattern — „Ces petites Villageoises effrontées avec leur petite mine de grands écus se glissent partout. Bientôt nous autres gentiloies n'aurons guères de previlèges ici, et la haute basse-cour sera aussi sale qu'une borne de rue. Voilà les beaux fruits de la moderne philosophie! Voilà les funestes effets du libéralisme caressé par des pieds royaux! Notre gracieux maitre le taureau a toujours été sourd aux sages remontrances de ses vieilles et fidèles servantes. Il est cosmopolite et philozone et court après les jeunes idées. Il périra et entraînera dans sa chûte, le trône, l'autel et la vieille volaille! —“ Eine junge Gans, die hinter der alten ſtand, als dieſe ſich ſo ereiferte, machte einen ſpöttiſchen Schnabel und kicherte verſtohlen. Weil ſie jung war, fürchtete ſie

jeunes idées nicht und ſie war darum weniger ariſtokratiſch. —

Was man ſich ſeit einigen Tagen zugeflüſtert, iſt endlich laut und kund geworden. Der Hofhund iſt in Ungnade gefallen und hat ſeine Stelle verloren. Seine Knochen bezieht er als Penſion fort und kann ſie verzehren, wo er will. Man begreift nicht, was er in ſeinem Amte verſchuldet haben kann. Er hatte nichts zu thun, als, ſo oft Einer kam und ging, zu bellen, und jeden Ein- und Austretenden einige Schritte zu begleiten. Er war gleichſam ein Ober-Ceremonienmeiſter. Einige behaupten, er habe ein Hühnchen gebiſſen; Andere ſagen, er ſei der Lieblingsgans der Wirthstochter auf verbotenen Wegen begegnet und habe nicht zu ſchweigen gewußt. Mehrere ſind der Meinung, er habe mit dem Reitpferde des Herrn einen Streit gehabt, und ſei durch deſſen Einfluß geſtürzt worden. Wieder Andere wollen wiſſen, er habe treuloſer Weiſe einem fremden Hofe Alles zugeſchleppt, was er in dem ſeinigen erwiſchen konnte. Wohlwollende ſagen dagegen, an dem Allen ſei kein wahres Wort; ſondern der neue Wirth habe ſeinem Lieblingshunde die Stelle des Hofhunds geben wollen und darum habe der alte Platz machen müſſen. —

Ein liberales Rind hat mit ſeinem Kopfe ein

Loch in die Mauer geſtoßen, ſo groß, daß es Stirn und Schnauze hindurch ſtecken kann. Jetzt brummt es den ganzen Tag in den Hof hinaus und genießt unbeſchränkte Brummfreiheit. Der Wirth, als ein kluger Mann, hat es wohl berechnet, daß dem liberalen Ochſen der Verſtand nicht hinreicht, ſich auch mit Leib und Füßen aus dem Stalle zu befreien, läßt darum das Loch unbeſorgt offen und bekümmert ſich gar nicht um das Brummen. —

Den ganzen Tag, von Morgen bis Abend, ſpaziert die Truthenne im Hofe herum und wirft, ungemein kokett, den Hals herüber und hinüber. Zwei Truthähne folgen ihr beſtändig und vor Eiferſucht und Aerger blähen ſie ſich auf und werden blau im Geſichte. Sie ſind ſo argwöhniſch, daß keiner den andern nur einen Hühnerſchritt vorausgehen und der Gebieterin näher kommen läßt. Dieſe ſieht ſich nie nach ihnen um, und als wollte ſie ihre Liebe und Geduld auf die Probe ſtellen, geht ſie nie gerade, ſondern bewegt ſich in den launenhafteſten Quadrillen-Figuren. Aber ihre Anbeter treten unermüdlich in ihre Spur. Wie unmännlich, albern und verächtlich mir das Betragen dieſer Truthähne vorkommt, das kann ich gar nicht beſchreiben.

— Ach! Ach! Die Zeit wird mir erſchrecklich lange. Wie einſam iſt der Menſch unter Vieh!

Doch wollte ich gern allen menſchlichen Umgang entbehren, wäre nur wenigſtens Adel hier.

Was iſt ein Badort ohne Adel?
Was der Zwirn iſt ohne Nadel,
Was die Nähnadel ohne Zwirn,
Was ein Kopf iſt ohne Gehirn,
Was die Kartoffeln ohne Salz,
Was Baden iſt ohne die Pfalz.

IX.

Soden, den 16. Mai.

Im September 1819, an einem trüben deutſchen Bundestage, erwachte ich zu Frankfurt a. M. mit dem Katzenjammer. Ich hatte mich mit guten Kameraden in ſchlechter Hoffnung berauſcht, hatte zu viel getrunken von der verdammt geſchwefelten Freiheit und mußte das Alles wieder von mir geben. Wer den Katzenjammer nicht kennt, der kennt die Macht der ſtrafenden Götter nicht; es iſt die Reue des Magens. Mir war jämmerlich zu Muthe. Da beſchloß ich, dieſe Jammerſtätte zu verlaſſen und nach Frankreich zu gehen, wo klügere und muthigere Bürger ihre Rechte beſſer kennen und vertheidigen als wir, und wo ſchelmiſche Wirthe ihnen den blutrothen Wein nicht unbemerkt, nicht ungeſtraft verderben können.

Zu jener Zeit gab ich ein Journal heraus. Es wurde in Offenbach gedruckt, wo die herrlichen Pfeffernüſſe gemacht werden. . Das Blatt war gut, ſo lange es frei war, und es mundete den Leſern. Da ſetzte man es unter Cenſur und ich gab es auf. Wenn Regierungen Furcht bekommen, ſind ſie furchtbar; ſie werden übermüthig aus Mangel an Muth.

In einem der letzten Blätter meines Journals ſtand ein Aufſatz, der mir aus dem nördlichen Deutſchland zugeſchickt worden. Ich erinnere mich nicht genau mehr ſeines Inhalts und beſitze das Blatt nicht mehr; ich erinnere mich nur noch, daß er mit Geiſt geſchrieben war und von den Mitteln ſprach, die man anwenden könne und ſolle, den Fürſten trotz den ſie umlagernden Höflingen und Miniſtern die Wahrheit und die Noth und die Wünſche des Volkes zuzuführen. Mein Verleger erzählte mir, ein Bundestag-Geſandter habe ſich von dem bezeichneten Aufſatze mehrere Exemplare holen laſſen. Das kümmerte mich wenig; ich rief blos, als hätte ich den Herrn nießen hören, zur Geſundheit!

Als ich auf die Polizei kam und einen Paß nach Paris verlangte, beſtellte man mich auf den andern Tag. Als ich den andern Tag wieder kam, beſtellte man mich auf morgen. Das dritte Mal wurde ich unter irgend einem Vorwande wieder abgewieſen.

Ich ſetzte das mit dem Blatte in Verbindung, welches diplomatiſche Wißbegierde unter ihr Mikroſcop gelegt hatte, und ich ward beſorgt. Ich bedachte, daß unſere gute Frankfurter Polizei ſich nicht eher um Politik bekümmert, als bis es ihr ein Miniſter oder Miniſterchen befiehlt; daß ſie dann aber nicht den Eulenſpiegel nachahmt, der als ein guter Chriſt nicht mehr thut als ihm befohlen iſt, ſondern daß ſie aus Furcht, zu wenig zu thun, mehr thut, als ihr befohlen worden. Auf die neun und dreißig Köpfe des deutſchen Cerberus blickt ſie mit unbeſchreiblichem Grauen. Von der heilſamen Angſt, welche eine gute Polizei den Spitzbuben einflößen ſoll, von dieſer Spitzbubenangſt hat die Frankfurter Polizei, als ihrem Kriegsmaterial, einen großen Vorrath. Ja, von der Furcht für Oeſterreich allein beſitzt ſie ein ganzes Zeughaus voll. Sobald dieſes befiehlt, vergeht ihr alles Hören und Sehen; ſie wirft ſich auf den Bauch, ruft Allah! Allah! gelobt ſei Gott und Mahomet ſein Prophet! — und gehorcht.

Ich beſchloß daher ohne Paß und ſo leiſe als möglich mich aus meiner guten freien Vaterſtadt zu ſchleichen, und ich that es. Der Paß wurde mir ſpäter nachgeſchickt; doch habe ich nie erfahren können, aus welchem Grunde er mir einige Tage lang vorenthalten worden. Ich glaube zwar nicht, daß dieſe

Zögerung ein diplomatiſches Belieben zur Urſache hatte; doch iſt meine damalige Aengſtlichkeit noch heute in meinen Augen gerechtfertigt, und ich würde im gleichen Falle auf gleiche Weiſe handeln. Vor der Revolution ſagte ein kluger Franzoſe: „wenn man mich beſchuldigte, die große Glocke von Notre-Dame geſtohlen und ſie an meine Uhrkette gehängt zu haben, ich würde vorläufig die Flucht ergreifen.“ So ſchlecht war damals die Criminaljuſtiz in Frankreich. Nun, mit dem Stehlen, Rauben und Morden iſt es in Deutſchland ſo gefährlich nicht und ich würde, wenn man mich eines ſolchen Verbrechens beſchuldigte, ruhig die Unterſuchung abwarten. Nicht aber ſo bei politiſchen Vergehen. Käme morgen beim Frühſtücke ein Freund zu mir und warnte mich: ich wäre in Verdacht gerathen, auf der Frankfurter Börſe dreihundert der tapferſten Juden angeworben zu haben, um an deren Spitze am nächſten Ultimo nach Mannheim zu ziehen, die Rheinpfalz zu erobern, eine Republik daraus zu bilden und ſo den monarchiſchen Streitigkeiten zwiſchen Baiern und Baden ein Ende zu machen — ich würde mir nicht die Zeit nehmen, meine Stiefeln anzuziehen, ſondern in Pantoffeln davon laufen. Ich möchte nicht ſagen, daß die deutſchen Juſtiz- und Verwaltungsbehörden minder einſichtsvoll und gerecht wären, als die eng-

liſchen und franzöſiſchen; aber ſobald es ſich um ſo=genannten Hochverrath handelt, verlieren ſie die Be=ſinnung, ſie wiſſen nicht was ſie ſehen, was ſie hören, noch was ſie thun; ſie haben dann ihren Gott im Auge und ſind unmenſchlich. Sie beherrſcht eine falſche oder eine überſpannte Vorſtellung von der Göttlichkeit und doch zugleich wieder von der Sterb=lichkeit, von der Unverletzlichkeit und zugleich wieder von der Verletzbarkeit einer Regierung. Ein politi=ſches Vergehen iſt ihnen auch eine Ketzerei, und die Glaubenswuth trübt dann ihre Vernunft. Ja, je ehrlicher die Richter, je mehr ſie gewohnt ſind, ihre Pflicht ſtreng zu erfüllen, um ſo gefährlicher werden ſie dem Unſchuldigen wie dem Schuldigen. Ich er=innere mich, daß ich vor mehreren Jahren mich gegen einen Diplomaten tadelnd ausgeſprochen über die Art, wie die preußiſche Regierung in der Angelegenheit der demagogiſchen Umtriebe verfahren, und wie mancher Unſchuldige, unſchuldig ſelbſt in dem engen Sinne wie es die Regierung nahm, durch eine hin=ſchleppende Unterſuchung und lange Gefangenſchaft ſo geängſtigt und gequält worden, daß dieſes ganz einer richterlichen Strafe gleich kam. Der Diplomat antwortete mir mit bewunderungswürdiger Naivetät: ja, das wären unglückliche Zufälle, die nicht anders anzuſehen, als wenn Ziegel vom Dache fielen und

die Vorübergehenden verwundeten. Aber zum Teufel auch! Eine Regierung ſoll kein Dach ſein, und wenn ja ein Dach, eines uns zu ſchirmen, nicht uns zu verderben. Und ſie ſoll ihre Ziegel feſt machen, daß nicht jeder Windſtoß einer Begebenheit, daß nicht der Sturm jeder Leidenſchaft ſie herabſchleudere auf die unten gehenden Bürger. Es iſt doch gar zu traurig, wenn man ohne Kopfweh nicht vor einer Regierung vorbei gehen kann!

An einem heitern Oktober-Tage ging ich über die Sachſenhäuſer Brücke, um durch Straßburg nach Paris zu reiſen. Der Kriegsrath Reichard gibt es in zwei Sprachen deutlich zu verſtehen, einem jungen Menſchen, der mit Nutzen reiſen wolle, wären folgende Kenntniſſe und Uebungen ganz unentbehrlich. Nämlich: 1) Naturgeſchichte; 2) Mathematik; 3) Mechanik; 4) Geographie; 5) Landwirthſchaft; 6) Sprachen; 7) Zeichnen; 8) leſerlich und ſchnell ſchreiben; 9) Schwimmen; 10) einige mediciniſche Kenntniſſe; 11) ſchöne Künſte, beſonders Blas-Inſtrumente, die man auseinanderlegen und ſehr bequem in die Rocktaſche ſtecken kann. Außerdem müſſe ein reiſender Jüngling mehrere ſpirituöſe Dinge mit ſich führen, als 1) eine Flaſche Vierräuber-Eſſig; 2) eine Flaſche franzöſiſchen Branntwein; 3) eine Flaſche Schußwaſſer oder peruaniſchen Balſam; 4) ein Fläſchchen Am-

moniac-Salz gegen Ohnmachten; 5) ein Fläſchchen Hofmann'ſche Tropfen. Von allen dieſen Kenntniſſen beſaß ich wenig, von den mediciniſchen und chirurgiſchen Flüſſigkeiten gar nichts; ſondern ich führte blos ein zweites Hemd bei mir, ſchon genannten Kriegsrath und eine kleine nette Ausgabe von den Dynaſtien des franzöſiſchen Kaiſerreichs: Napoleon I., Napoleon II., Napoleon III. bis Napoleon L. Als einſt Napoleon I. in Danzig, nachdem er den Tag über mit den Deutſchen geſpielt hatte, Abends mit ſeinen Generalen ſpielte, faßte er eine Hand voll Gold und fragte: n'est-ce pas, Rapp, les Allemands aiment beaucoup ces petits Napoleons? — Oui, Sire, plus que le grand, antwortete Rapp. Das hat der Kaiſer einige Jahre ſpäter auch erfahren. Die Deutſchen haben den großen Napoleon auf die Erde geworfen und haben die kleinen Napoleons, ob ſie zwar der große alle geſchlagen hat, behalten. . . . . Dieſen Doppelgedanken hatte ich vor dem deutſchen Hauſe.

Bis zur Sachſenhäuſer Warte ſah ich oft nach Frankfurt zurück; ich fürchtete immer, der Polizei-Actuar Gravelius und der lange Gatzenmayer würden mich verfolgen. In meiner Angſt betrübte es mich beſonders, daß ich aus der ganzen Reiſe-Apotheke nicht wenigſtens das Ammoniac-Salz gegen

Ueblichkeiten mit mir führte. Doch nichts kam hinter mir als eine kleine Kutſche, worin ein vergnügter Lotterie-Collekteur ſaß, bei dem das große Loos herausgekommen war oder der es ſelbſt gewonnen hatte, und der mit ſeiner Gattin eine Luſtreiſe machte. Auf meine Bitte waren ſie ſo artig, mich in den Wagen zu nehmen, oder eigentlich auf den Bock, weil der Wagen für drei Perſonen zu eng war. Als ich die Frankfurter Gränze zurückgelegt hatte, ward ich ſehr heiter. Daß Deutſchland, welches doch im Grunde ein ungetheiltes Ganze ausmacht, immer in Brüchen gezählt wird und daß man, ſtatt zu ſagen Oeſterreich, ſagt der deutſche Bund, nämlich $^{39}/_{39}$ — das hat mich zwar immer nicht weniger geärgert, als es den Armen-Advokat Siebenkäs verdroß, wenn ſeine Frau ſagte: es hat vier Viertel auf vier geſchlagen. Doch fiel mir in Langen bei, daß dieſe Verbal-Zerſtückelung des Landes auch für kleine Spitzbuben nützlich ſei; denn da eine Behörde oft ſchon für die zweite Meile Requiſitorialien braucht, ſo kann, bis dieſe concipirt und mundirt ſind, ein Spitzbube ſchon einen guten Vorſprung gewinnen. Es kamen uns mehrere Boten entgegen, die im raſchen Vorübergehen dem Collekteur die in der Darmſtädter Lotterie herausgekommenen Gewinnſte zuriefen. Fortuna auf der Chauſſee kam mir wunderlich vor;

aber der Collekteur ſchien zufrieden. Als wir uns Darmſtadt nahten, bat ich dringend, mich, bis wir die Stadt hinter uns hätten, in den Wagen zu nehmen. Dies ward mir zugeſtanden. Ich für meine Perſon bin zwar ziemlich hager; aber der dicke Paſſagier in meiner Rocktaſche incommodirte die ſchöne Collektrice ganz ungemein. Die guten Leute dachten gewiß, ich hätte Ehrgefühl und ich ſchämte mich, in einer Großherzoglichen Reſidenz mich auf einem Bocke zu zeigen. Das hatte aber einen ganz andern Grund. Ich wollte mich nämlich vor einem Geſandten verbergen, an deſſen Wohnung wir vorüberfahren mußten, und der, wie mir ahnete, meine geheime Geſinnung noch einmal dechiffriren würde. Auch iſt dieſe Ahnung einige Monate ſpäter eingetroffen, wie ich es in der Folge meinem neugierigen Tagebuch erzählen werde. Zwar iſt die Geſchichte alt und mein Gedächtniß ſchwach; doch in unſern Tagen braucht man kein Gedächtniß, um dumme Gewaltthätigkeiten nicht zu vergeſſen.

In Mannheim, wo ich meinen Paß fand, ſetzte ich mich in den Poſtwagen und fuhr nach Straßburg. Wie wohl war mir, als ich die franzöſiſche Gränze erreicht hatte! Ich fühlte mich frei. In dieſem Lande, dachte ich, wird wohl ein ehrlicher Mann auch gehudelt; iſt er aber nicht dumm oder feige,

hudelt er die Hudeler wieder. Hier wird man auch geprügelt; aber man wehrt ſich. Hier wird man auch geſchimpft, aber es beſchimpft nicht, denn man ſchimpft zurück. Bei uns aber wird man geſcholten und muß ſchweigen wie ein Bedienter; man wird geſchlagen wie ein Hund und darf nicht heulen wie ein Hund! Bei Prügeleien kommt es gar nicht darauf an, wer mehr Prügel bekommt, wir oder unſere Gegner; es kommt nicht auf die größeren oder geringeren Schmerzen, nicht auf die größeren oder kleineren blauen Flecken an; ſondern darauf, daß wir unſere Ehre behaupten und uns zur Wehre ſetzen. Auch weiß es ein bedächtiger Mann immer ſo einzurichten, daß er die erſte Ohrfeige gibt.

Am Jahrestage der Leipziger Schlacht kam ich durch die Champagne. Der achtzehnte Oktober wird in Deutſchland nur noch von den freien Städten gefeiert. Es geſchieht dies, um die Londoner Kaufleute portofrei zu benachrichtigen, daß Alles noch gut für ſie ſtehe, und um die hohen vergeßlichen Alliirten jährlich einmal an ihr Verſprechen zu erinnern. Es war Weinleſe und die jungen Winzerinnen warfen Körbe mit Trauben in den vorübereilenden Poſtwagen, es wagend, ob man ihnen ein Stück Geld dafür zurückwerfen werde. Ich nahm und bezahlte

einen großen Vorrath, und eſſend und vergeſſend kam ich an die Barrieren von Paris.

— Dieſen Morgen fand ich am Saume eines waldigen Hügels unter einer Eiche eine junge Vagabundin gelagert, die auf dem Rücken in einem Bettelſacke einen goldgelockten Knaben trug. Das Kind war ihr ganzes Gepäck. Der Bube war ſeit ſeiner Geburt nicht gewaſchen worden; aber durch die dunklen Wolken ſeines Geſichts blitzten feuerrothe Wangen. Die Sonne ſchien ſo warm auf ihn herab, als wäre ſie ſeine Mutter und er ein Königsſohn. Sie hat ihn ſelbſt geſäugt und er wird ſtark werden. Gras und Bäume verneigten ſich vor ihm; die Vögel des Waldes, flüſternde Höflinge, zwitſcherten um ihn und ein ſanfter Wind ſchmeichelte ſeinen launiſchen Locken. Wie glücklich iſt dieſes Kind! rief ich aus. Sorgenlos von der ſorgenloſen Mutter von Dorf zu Dorf, von Feld zu Feld, von Wald zu Wald getragen! Es hat nichts zu verlieren, das Leben iſt ihm ein Glücksſpiel ohne Nieten, und kömmt nur ſeine Nummer heraus, muß es gewinnen. Vielleicht wird der Bube einmal gehenkt; aber das bringt keine Sorgen, das ſchafft ſie weg. Wie langweilig und abgeſchmackt iſt es aber, ein Kind honetter Eltern zu ſein, und ſelbſt ein ehrlicher Menſch zu werden und ſein gutes Auskommen zu haben! Wir dummen

Eſel, ſtatt frei umherzugraſen, wo ſich eine Wieſe findet, beladen uns mit Säcken voll Getreide, das nicht uns gehört, und ſchleppen es dem reichen Müller Tod zu, der es für den gnädigen Herrn Wurm mahlt und ſiebt! Alles hat, wer nichts hat; wer viel, hat immer wenig. Hoch lebe die Lumperei! Und abermals hoch! und zum dritten Male hoch!

Aehnliche Gefühle, als mir heute die ſo glückliche unbeladene Vagabundin einflößte, hatte ich, als ich frei und ohne Gepäck, wie ſie, in Paris ankam. Hineingeworfen in dieſes von ewigen Winden bewegte, toſende Meer, ſchwamm ich keck darin herum, als wäre ich in dem Elemente geboren; denn ich wußte gewiß, daß ich ſpezifiſch leichter ſei. An den drei franzöſiſchen Mauthgrenzen, die mich mit Stolz erfüllten, weil ſie mich an den viel zolligeren Mauthfluß meines geliebten Vaterlandes erinnerten, wurden alle Koffer, Säcke und Bündel der begüterten Paſſagiere bei Regenwetter von dem Poſtwagen herab auf die Erde geworfen, geöffnet und unterſucht, und die armen reichen Leute mußten verdrüßlich alles ſelbſt wieder in Ordnung bringen und waren unendlich beſorgt, es möchte etwas herausfallen und verloren gehen, und waren geplagt wie die armen Teufel und jammerten, daß es ein Mitleid war. Ich aber ſah dieſes alles aus dem Fenſter des

Wirthshauſes ſchadenfroh mit an, rieb mir vor Vergnügen die Hände, und als abſoluter Monarch meiner Zeit benutzte ich ſie, theils nützlich, indem ich mich unter den Poſtillonen im Franzöſiſchen übte, theils angenehm, indem ich die Weine des Landes verſuchte, theils beides zugleich, indem ich meine Schlafbegierde ſtillte.

Im Pariſer Poſthauſe ſtieg mein Wohlbehagen und die Noth meiner Reiſegefährten erſt recht hoch. Dieſe waren Provinzialen oder Ausländer, wie ich zum erſten Male in Paris, und wußten ſich gar nicht zu helfen. Man ſchleppte ihr Gepäcke in die Mauthſtube, wo eine Verwirrung ohne Gleichen herrſchte. Nachdem die Koffer viſitirt waren, luden ſie Packträger auf den Rücken und trugen ſie, unbekümmert um das Schreien der nachkeuchenden Eigenthümer, die Straße hinauf oder hinab. Doch ich ging ruhig, kalt und eingewohnt wie ein alter Conducteur im Hofe herum und rief: es lebe die Demagogie! es lebe die Polizei! es lebe die Lumperei! Um zehn Uhr Morgens war ich angekommen und erſt Nachmittags vier Uhr ſah ich mich nach einer Wohnung um. Ich hatte keine Freunde, keine Bekannte, keine Adreſſe; aber Nichts kümmerte mich. Ich lief den ganzen Tag umher, aus dem Palais-Royal in die Tuilerien, von den Tuilerien auf den Vendome-Platz, von dieſem

auf die Boulevards, von dort auf den Platz der Baſtille. Ich ſah gleich den erſten Tag die halbe Stadt. Nur Etwas machte mir Sorgen. Der Poſtwagen war von Straßburg an drei Tage und drei Nächte fortgeeilt und hatte zum Nöthigſten nicht die nöthige Zeit gelaſſen. Ich ward auf dem Wege leichter mein Geld los, als das, wofür ich es bezahlte. In Paris fand ich die nöthige Zeit, nicht aber die nöthige Gelegenheit, und ich wußte mir nicht zu helfen. Da trat ich in das erſte beſte Haus im Palais-Royal, ſtieg eine Treppe hinauf, gebrauchte meine Sinne und ſuchte. Ich öffnete eine Thüre, ſteckte den Kopf hinein, ſah ein menſchenleeres Reſtaurations-Zimmer, worin ganze Haufen von Silbergeräthe auf dem Tiſche lagen, und zog mich eilig und erſchrocken zurück. Ich ſtieg in den zweiten Stock, öffnete wieder eine Thüre, ſah in einem kleinen Zimmer einen alten Mann in Kupfer ſtechen, ſagte: pardonnez, Monsieur, und kehrte um. Im dritten Stocke öffnete ich gleichfalls mehrere falſche Thüren, hinter welchen bald ein Herr, bald eine Dame ſaß, ſagte abwechſelnd: pardonnez, Monsieur, pardonnez, Madame, und ſetzte meine Entdeckungsreiſe fort. Endlich im vierten Stocke gewahrte ich eine Thüre mit einem kleinen runden Glasfenſterchen; ich glaubte am Ziele zu ſein und

öffnete raſch — da trat mir ein junges ſchönes Mädchen entgegen. Ich brachte wieder mein pardonnez, Madame hervor: die Notre-Dame aber faßte mich am Arme, zog mich weiter vor und verriegelte die Thüre hinter mir. Reposez-vous, Monsieur, ſagte ſie mir artig. In meiner Eile war ich tugendhaft und legte, nur als Geſchenk, ein Fünffrankenſtück auf das Nachttiſchchen. Dafür machte mich das dankbare Mädchen mit der Topographie des Hauſes bekannt. Ich mußte noch eine Treppe höher ſteigen. So hatte ich bis unter das Dach ein fremdes Haus durchkrochen und war mit einem bangen verlegenen Geſichte in alle Zimmer eingedrungen. Hätte ich kein Geld in der Taſche gehabt, ich wäre wohl zehn Male feſtgehalten worden; denn ich ſchlich und lauſchte wie ein Dieb. Aber — es iſt ein Wunder! man ahnete den unſichtbaren Gott in mir, ſah mich für einen Heiligen an und ließ mich ungehindert auf- und abſteigen.

Vom langen Umherſtreichen hungrig und müde geworden, ging ich in ein Kaffeehaus, um zu frühſtücken, mich auszuruhen und dann meine Wanderung fortzuſetzen. Da der ſchwere Reichard in meiner Taſche mir etwas läſtig fiel, bat ich die ſchöne Dame, die am Comptoir ſaß, mir das Buch zu verwahren, ich würde es im Vorübergehen wieder

abholen. Aber mit ganz unbeſchreiblicher Freundlichkeit ſchüttelte ſie ihre ſchwarzen Locken, wies das Buch zurück und ſagte Oh, Monsieur! Das verblüffte mich etwas. Ich legte das Buch auf den Tiſch und bezahlte auf deſſen Deckel meine Karte. Die Dame ſtrich das Geld ein und zog dann das Buch mit noch größerer Freundlichkeit, als ſie es früher abgewieſen, wieder zu ſich, legte es in eine Schublade und ſagte, es ſolle gut verwahrt werden. Erſt fünf Minuten nachher wußte ich, was ich von dem Betragen denken ſollte. Ganz gewiß glaubte die gute Franzöſin, ich hätte kein Geld, mein Frühſtück zu bezahlen und wollte darum das Buch als Unterpfand zurücklaſſen. Sie nahm es nicht an und ſtellte ſich, als merkte ſie meine Verlegenheit nicht. Dieſes machte einen ſehr freundlichen Eindruck auf mich und nichts iſt mir früher oder ſpäter in Paris begegnet, was dieſen erſten Eindruck wieder geſchwächt hätte. Ich habe die Franzoſen immer urban, immer menſchlich gefunden — menſchlich im ſchönſten Sinne des Wortes. Das iſt nicht allein Menſchlichkeit, daß man Jedem in ſeiner Noth, ſobald er klagt, zu Hülfe komme — wem reichte hierzu immer die Kraft und der gute Wille zu? — ſondern daß man menſchlich fühle und eines Jeden Noth errathe und verſtehe. Das vermögen die Franzoſen, denn ſie

ſind Totalmenſchen; das vermögen aber die Deutſchen nicht, die nur Stückmenſchen ſind und, kleinſtädtiſch ſelbſt in großen Städten, nur das Glück und Unglück ihrer Standesgenoſſen verſtehen.

Die herannahende Dämmerung erinnerte mich, daß ich für die Nacht noch kein Dach und Bett hatte. Ich ſuchte mir ein Hotel heraus, das ſchön angeſtrichen war und viele Fenſter hatte, trat hinein und forderte ein Zimmer. Der Wirth fragte mich, ob er meine Sachen von der Meſſagerie ſolle abholen laſſen? Ich antwortete kurz, ich hätte keine Sachen, die würden ſpäter nachkommen. Das machte ihn etwas ſtutzig, und allerdings gab mir der ordinäre Interims-Mantel von Biber, den ich in Mannheim gekauft hatte und der mir nur bis an die Kniee reichte, ein etwas ärmliches Anſehen. Indeſſen bekam ich ein Zimmer, da man wohl dachte, eine Nacht könne man es mit mir verſuchen. Ich nahm mir vor, jeden Tag meine Rechnung zu bezahlen, um den Wirth von ſeiner verzeihlichen Aengſtlichkeit zu befreien. Als ich am andern Morgen nach ihm fragte, war er ſchon ausgegangen und ich konnte ihn den ganzen Tag über nicht ſprechen. Am zweiten Morgen trat der Hausherr in mein Zimmer, drückte mir die Hand und war die Freundlichkeit, ja die Herzlichkeit ſelbſt. Er hatte in den Zeitungen ge-

leſen, ich wäre als politiſcher Flüchtling in Paris angekommen; er bot mir ſein ganzes Haus, ſeinen Tiſch, ja ſeinen Geldbeutel an — ich würde zur gelegenen Zeit meine kleine Schuld wohl abtragen, bemerkte er. Es dauerte vierzehn Tage, ehe ich meinen Koffer aus Deutſchland bekam, und ſo lange bat ich täglich vergebens um meine Rechnung. Erſt als meine Sachen angelangt waren und der Hausherr ſah, daß ich nicht ohne Mittel ſei, nahm er Bezahlung von mir an.

So betrug ſich ein Franzoſe, dem ich fremd war. Darauf ging ich zu einem Deutſchen, dem ich bekannt war, der in Paris wohnte und Handel trieb. Ich bat ihn um die Erlaubniß, meine Koffer an ihn adreſſiren laſſen zu dürfen, da ich nicht wiſſe, ob ich meine gegenwärtige Wohnung behalten würde und alſo keine ſichere Adreſſe nach Hauſe ſchreiben könne. Der Mann war ſchon in Verlegenheit als er mich ſah; da ich aber um die Benutzung ſeiner Adreſſe bat, erſchrack er und verwirrte ſich, daß es zum Erbarmen war. Er beſchwor mich bei Gott, ihn mit meinem Koffer zu verſchonen, denn er habe in den heutigen Blättern geleſen, daß ich in politiſchen Händeln verwickelt ſei und in dergleichen laſſe er ſich nicht gern ein. „Je suis père de famille,“ jammerte der Narr. Ich hatte ihm freilich zu viel

zugemuthet; er war nicht blos ein Deutſcher, ſondern zugleich ein Jude, alſo ein Haſe mit acht Füßen. Ich ließ ihn laufen. Aber Miniſter können daraus lernen, daß, um mit ihren widerſpenſtigen Liberalen fertig zu werden, ſie nichts Klügeres thun könnten, als ſie alle beſchneiden zu laſſen und Juden aus ihnen zu machen. Dann würden ſie folgſam wie die Schafe werden und würden, indem ſie alle ihr Geld in Staatspapiere ſteckten, für ihre ewige Ruhe freiwillige Caution leiſten.

Vierzehn Tage lang ſprachen die Pariſer Blätter der verſchiedenen Parteien von meiner Ankunft. Sie brauchten mich natürlich blos als Farbmaterial und zerrieben mich ſervil mit dem Stößer, oder kochten mich liberal ſanft auf — aber man ſprach doch von mir. Ich wollte meinen Augen nicht trauen. Bin ich denn eine höchſte Perſon? Bin ich ein Courier? Bin ich eine Sängerin? Bin ich ein jubellirender Staatsdiener? Das alles nicht, und doch iſt in den Zeitungen von mir die Rede! Was iſt das für ein närriſches Volk! Insbeſondere erinnere ich mich eines langen Artikels im Journal des Debats, worin theils mythologiſch, theils biographiſch von mir erzählt wurde, ich wäre ein Jude, Jakobiner und Mann von Geiſt, und wäre von den deutſchen Demagogen nach Paris geſchickt worden,

um von dem Comité directeur das Mot d'ordre zu holen. Aber — endigte der Bericht — ich wäre »d'ailleurs un homme de bonne foi.« Da das Journal des Debats damals ein miniſterielles Blatt war, ſo dürfen loyale Deutſche darauf ſchwören wie auf den öſterreichiſchen Beobachter und die preußiſche Staatszeitung, und ſie dürfen, ohne zu unterſuchen, annehmen, daß ich wirklich ein homme de bonne foi bin. Sie werden mir daher glauben, wenn ich ſie verſichere: daß ich nicht von deutſchen Demagogen nach Paris geſchickt worden bin; daß ich Nichts von einem Comité directeur erfahren; daß es nie ein ſolches gab, und daß ich kein mot d'ordre geholt. Mot d'ordre, ich, der ich nur von mir ſelbſt und meinem Arzte mir etwas vorſchreiben laſſe! Guter Gott! Ich bin kein ſolcher Narr.

Schon am erſten Morgen nach meiner Ankunft, noch ehe die Zeitungen von mir ſprachen, wurde ich von mehreren Deutſchen beſucht, die ich alle nicht kannte, die mich aber verſicherten, ſie kennten mich recht gut — welches auch wahrſcheinlich war. Gott weiß, woher ſie meine Adreſſe wußten! Sie fütterten mich mit franzöſiſchen Liebkoſungen, zogen mich fort, nahmen mich in ihre Mitte, faßten mich unter den Armen, recht herzlich, recht Bruſt an Bruſt, recht

nahe unter der Schulter, ſo daß unſere beiderſeitigen Achſelhöhlen Kapſeln bildeten, in welchen man Seifenkugeln hätte verwahren können. Sie fragten mich wie ſieht es im lieben Vaterlande aus? Ich erzählte wie ein Kind und ein Narr. Ich kann ſchweigen, wenn ich will; ich will aber nicht. Warum auch? Es kann ſich eine Furche finden, in welche ein ſtilles Samenkorn fällt, das Wurzel faßt. „Das arme Vaterland!“ — riefen ſie aus, und ſahen einander an und ſuchten Wechſeltroſt in treuen Freundes Blicken. Ich hätte die Spitzbuben erwürgen mögen! Das währte ſo einige Tage lang, bis mein Mundvorrath erſchöpft war; dann verſchwanden ſie und ich ſah ſie nicht wieder. Der Teufel ſoll ſie holen, wenn er ſie, gegen alle Wahrſcheinlichkeit, in dieſen zehn Jahren noch nicht geholt hat!

X.

Soden, den 18. Mai.

Ich war immer erſtaunt, daß unſern zwei größten Dichtern der Witz gänzlich mangelt; aber ich dachte: ſie haben Adelſtolz des Geiſtes und ſcheuen ſich, da wo ſie öffentlich erſcheinen, gegen den Witz, der plebejiſcher Geburt iſt, Vertraulichkeit zu zeigen. Im Hauſe, wenn ſie Keiner bemerkt, werden ſie wohl witzig ſein. Doch als ich ihren Briefwechſel geleſen, fand ich, daß ſie im Schlafrocke nicht mehr Witz haben, als wenn den Degen an der Seite. Einmal ſagt Schiller von Fichte: „Die Welt iſt ihm nur ein Ball, den das Ich geworfen hat, und den es bei der Reflexion wieder fängt.“ Man iſt erſtaunt, verwundert; aber dieſe witzige Laune kehrt in dem bändereichen Werke kein zweites Mal zurück.

Der Mangel an Witz tritt bei Göthe und Schiller da am häßlichſten hervor, wo ſie in ihren vertraulichen Mittheilungen Menſchen, Schriftſteller und

Bücher beurtheilen. Es geſchieht dieſes oft ſehr derb, oft ſehr grob; aber es geſchieht ohne Witz. Das Feuer brennt, aber es leuchtet auch; das Licht warnt vor dem Schmerz und bezahlt ihn. Tadel ohne Witz iſt Gluth ohne Licht. Das Lob braucht den Witz, verträgt ihn nicht; Wohlgefallen iſt nur, wo Einheit der Empfindung, und der Witz trennt, zerreißt. Der Tadel braucht ihn; der Witz macht ihn milder, erhebt den Aerger zu einem Kunſtwerke. Ohne ihn iſt Kritik gemein und boshaft.

Ich weiß nicht, wie hoch die Geſetzbücher der Aeſthetik den Witz ſtellen; aber ohne Witz, ſei man noch ſo großer Dichter, kann man nicht auf die Menſchheit wirken. Man wird nur Menſchen bewegen, Zeitgenoſſen, und ſterben mit ihnen. Ohne Witz hat man kein Herz, die Leiden ſeiner Brüder zu errathen, keinen Muth, für ſie zu ſtreiten. Er iſt der Arm, womit der Bettler den Reichen an ſeine Bruſt drückt, womit der Kleine den Großen beſiegt. Er iſt der Enterhaken, der feindliche Schiffe anzieht und feſthält. Er iſt der unerſchrockene Anwalt des Rechtes und der Glaube, der Gott ſieht, wo ihn noch kein Anderer ahnet. Der Witz iſt das demokratiſche Princip im Reiche des Geiſtes; der Volkstribun, der, ob auch ein König wolle, ſagt: ich will nicht!

Der Verſtand iſt Brod, das ſättigt; der Witz iſt Gewürz, das eßluſtig macht. Der Verſtand wird verbraucht durch den Gebrauch, der Witz erhält ſeine Kraft für alle Zeiten. Göthe's und Schiller's ſo verſtändige Lehren nützen nicht mehr; denn man hat ihre Lehren befolgt und neues Wiſſen braucht neue Regeln. Auch Leſſing und Voltaire haben gelehrt, die Kunſt und ihre Zeit haben von ihnen gelernt; aber ihre Lehren ſind für immer. Sie kämpften mit dem Witze, und der Witz iſt ein Schwert, das in jedem Kampfe zu gebrauchen. Die Geſchichte zählt große Menſchen, die ſind Regiſter der Vergangenheit: ſo Göthe und Schiller. Sie zählt wieder andere, die ſind Inhalts-Verzeichniß der Zukunft: ſo Voltaire und Leſſing.

Ihr, die ihr nicht Menſchen, nur Göttern glaubt: ſo hört doch einmal, was eure verehrten Orakel ſprechen! Schiller, wo er an Göthe von dem ſchlechten Abſatze der Propyläen berichtet, ſpricht von der „ganz unerhörten Erbärmlichkeit des Publikums“ ... Er ſchreibt: „Ich darf an dieſe Sache gar nicht denken, wenn ſie mein Blut nicht in Bewegung ſetzen ſoll, denn einen ſo niederträchtigen Begriff hat mir noch Nichts von dem deutſchen Publikum gegeben“ ... Er meint: „Den Deutſchen muß man die Wahrheit ſo derb ſagen als möglich.“

Ach! dieſe Wahrheit habe ich ſchon oft geſagt und derber als Schiller. Man muß nicht aufhören ſie zu ärgern; das allein kann helfen. Man ſoll ſie nicht einzeln ärgern — es wäre Unrecht, es ſind ſogar gute Leute, man muß ſie in Maſſe ärgern. Man muß ſie zum National-Aerger ſtacheln, kann man ſie nicht zur National-Freude begeiſtern, und vielleicht führt das Eine zum Andern. Man muß ihnen Tag und Nacht zurufen: Ihr ſeid keine Nation, ihr taugt nichts als Nation. Man darf nicht vernünftig, man muß unvernünftig, leidenſchaftlich mit ihnen ſprechen; denn nicht die Vernunft fehlt ihnen, ſondern die Unvernunft, die Leidenſchaft, ohne welche der Verſtand keine Füße hat. Sie iſt ganz Kopf — caput mortuum. Europa gährt, ſteigt, klärt ſich auf; Deutſchland trübt ſich, ſinkt und ſetzt ſich ganz unten nieder. Das nennen die Staats-Chemiker: die Ruhe, den Frieden, den trocknen Weg des Regierens.

Doch haben Göthe und Schiller das Recht, auf das Volk, dem ſie angehören, ſo ſtolz herabzuſehen? Sie weniger als Einer. Sie haben es nicht geliebt, ſie haben es verachtet, ſie haben für ihr Volk Nichts gethan. Aber ein Volk iſt wie ein Kind, man muß es belehren, man kann es ſchelten, ſtrafen; doch ſoll man nur ſtreng ſcheinen, nicht es ſein; man ſoll

den Zorn auf den Lippen haben und Liebe im Herzen. Schiller und Göthe lebten nur unter ausgewählten Menſchen, und Schiller war noch ein ſchlimmerer Ariſtokrat als Göthe. Dieſer hielt es mit den Vornehmen, den Mächtigen, Reichen, mit dem bürgerlichen Adel. Der Troß iſt zahlreich genug; es kann wohl auch ein Unberechtigter ihrem Zuge folgen und ſich unentdeckt in ihre Reihen miſchen; und wird er entdeckt, man duldet ihn oft. Schiller aber zechte mit dem Adel der Menſchheit an einem kleinen Tiſchchen und den ungebetenen Gaſt warf er zornig hinaus. Und ſeine Ritter der Menſchheit wiſſen das Schwert nicht zu führen, ſie ſchwätzen blos und laſſen ſich todtſchlagen; es iſt ein declamirender Komödianten-Adel. Marquis Poſa ſpricht in der Höhle des Tigers wie ein Pfarrer vor ſeiner zahmen Gemeinde und vergißt, daß man mit Tyrannen kämpfen ſoll, nicht rechten. Der Vormund eines Volkes muß auch ſein Anführer ſein; einer Themis ohne Schwert wirft man die Wage an den Kopf.

Wenn Gottes Donner rollen und niederſchmettern das Gequicke der Menſchlein da unten: dann horcht ein edles Herz und jauchzet und betet an und wer angſtvoll iſt, hört und iſt ſtill und betet. Der Dämiſche aber verſtopft ſich die Ohren und hört

nicht und betet nicht und betet nicht an. Schiller, während der heißen Tage der franzöſiſchen Revolution, ſchrieb in der Ankündigung der Horen: „Vorzüglich aber und unbedingt wird ſich die Zeitſchrift Alles verbieten, was ſich auf Staatsreligion und politiſche Verfaſſung bezieht.“ So ſpricht noch heute jeder Lump von Journaliſt, wenn er, um die Leſer lüſtern zu machen nach dem neuen Blatte, ſie verſichert, es werde das reine Gold der Novellen, der Theaterberichte mittheilen, ohne alle garſtige Legirung mit Glaube und Freiheit. Schiller war edel, aber nicht edler als ſein Volk. So ſprach und dachte auch Göthe. Sendet dazu der Himmel der durſtigen Menſchheit ſeine Dichter, daß ſie trinken, ſie mit den Königen, und daß wir, den Wein vor den Augen, den ſie nicht mit uns theilen, noch mehr verſchmachten? Und ſo denkend und ſo ſprechend, geziemt es ihnen zu klagen: „So weit iſt es noch nicht mit der Cultur der Deutſchen gekommen, daß ſich das, was den Beſten gefällt, in Jedermanns Händen finden ſollte?“ Wie kann ſich in Jedermanns Händen finden, wornach nicht Jedermann greift, weil es, wie Religion und Bürgerthum, nicht Jedermann angeht? Soll etwa das deutſche Volk aufjauchzen und die Schnupftücher ſchwenken, wenn Göthe mit Myrons Kuh liebäugelt?

XI.

Soden, den 20. Mai.

Ich habe Göthe's und Schillers Briefe zu Ende geleſen; das hätte ich mir nicht zugetraut. Vielleicht nützt es meiner Geſundheit als Waſſerkur. Mich für meine beharrliche Diät zu belohnen, will ich mir die hochpreislichen Recenſionen zu verſchaffen ſuchen, die über dieſen Briefwechſel gewiß erſchienen ſein werden. Ich freue mich ſehr darauf. Was werden ſie über das Buch nicht Alles gefaſelt, was nicht Alles darin gefunden haben! Göthe hat viele Anhänger, er hat, als ächter Monarch, es immer mit dem literariſchen Pöbel gehalten, um die reichen und unabhängigen Schriftſteller in die Mitte zu nehmen und einzuengen. Er für ſich hat ſich immer vornehm gehalten, er hat nie ſelbſt von oben gedrückt; er iſt ſtehen geblieben und hat ſeinen Janhagel von unten drücken laſſen. Nichts iſt wunderlicher als die Art,

wie man über Göthe ſpricht — ich ſage die Art; ich ſage nicht, es ſei wunderlich, daß man ihn hochpreiſt; das iſt erklärlich und verzeihlich. Man behandelt ihn ernſt und trocken als ein Corpus Juris. Man erzählt mit vieler Gelehrſamkeit die Geſchichte ſeiner Entſtehung und Bildung; man erklärt die dunkeln Stellen; man ſammelt die Parallelſtellen; man iſt ein Narr. Ein Bewnnderer Göthe's ſagte mir einmal: um deſſen Dichtwerke zu verſtehen, müſſe man auch ſeine naturwiſſenſchaftlichen Werke kennen. Dieſe kenne ich freilich nicht; aber was iſt das für ein Kunſtwerk, das ſich nicht ſelbſt erklärt? Weiß ich denn ein Wort von Shakeſpeare's Bildungsgeſchichte und verſtehe ich den Hamlet darum weniger, ſo viel man etwas verſtehen kann, das uns entzückt? Muß man, den Macbeth zu verſtehen, auch den Othello geleſen haben? Aber Göthe hat durch ſein diplomatiſches Verfahren die Anſicht geltend gemacht, man müſſe alle ſeine Werke kennen, um jedes einzelne gehörig aufzufaſſen; er wollte in Bauſch und Bogen bewundert ſein. Ich bin aber gewiß, daß die erbende Zukunft Göthe's Hinterlaſſenſchaft nur cum beneficio inventarii antreten werde. Ein Göthe-Pfaffe, der ſo glücklich war, eine ganze Brieftaſche voll ungedruckter Zettelchen von ſeinem Gotte zu beſitzen, breitete einmal

ſeine Reliquien vor meinen Augen aus, fuhr mit zarten, frommen Fingern darüber her und ſagte mit Waſſer im Munde: „jede Zeile iſt köſtlich!“ Mein guter Freund wird dieſen Briefwechſel, der fünfzigtauſend köſtliche Zeilen von Göthe enthält, als ein grünes Gewölbe anſtaunen: ich aber gebe lieber für das Dresdner meinen Dukaten Bewunderung hin.

Aber in dem letzten Bande der Brieſſammlung iſt es geſchehen, daß Göthe einmal, ein einziges Mal in ſeinem langen Leben, ſich zur ſchönen Bruderliebe wandte, weil er ſich vergeſſen, ſich verwirrt und vom alten ausgetretenen Wege der Selbſtſucht abgekommen war. In der Zueignung des Buches an den edlen König von Baiern, worin er dieſem Fürſten für die von ihm empfangenen Beweiſe der Gnade dankt, gedenkt er Schiller's, des verſtorbenen Freundes und beweint, daß nicht auch er, da er noch lebte, ſich ſolcher fürſtlichen Huld zu erfreuen gehabt; ja ihn rührt der Gedanke, daß Schiller vielleicht noch lebte, wäre ihm ſolche Huld zu Theil geworden. Göthe ſagt: „Der Gedanke, wieviel auch er von Glück und Genuß verloren, drang ſich mir erſt lebhaft auf, ſeit ich Ew. Majeſtät höchſter Gunſt und Gnade, Theilnahme und Mittheilung, Auszeichnung und Bereicherung, wodurch ich friſche

Anmuth über meine hohen Jahre verbreitet ſah, mich zu erfreuen hatte. . . . . Nun ward ich zu dem Gedanken und der Vorſtellung geführt, daß auf Ew. Majeſtät ausgeſprochene Geſinnungen dieſes Alles dem Freunde in hohem Maße widerfahren wäre; um ſo erwünſchter und förderlicher, als er das Glück in friſchen, vermögſamen Jahren hätte genießen können. Durch allerhöchſte Gunſt wäre ſein Daſein durchaus erleichtert, häusliche Sorgen entfernt, ſeine Umgebung erweitert, derſelbe auch wohl in ein heilſameres beſſeres Klima verſetzt worden, ſeine Arbeiten hätte man dadurch belebt und beſchleunigt geſehen, dem höchſten Gönner ſelbſt zu fortwährender Freude, und der Welt zu dauernder Erbauung."

Dürfen wir unſern Augen trauen? Der Geheimerath von Göthe, der Karlsbader Dichter, wagt es, deutſche Fürſten zu ſchelten, daß ſie Schiller, den Stolz und die Zierde des Vaterlandes, verkümmern ließen? Er wagt es, ſo von höchſten und allerhöchſten Perſonen zu ſprechen? Iſt der Mann jung geworden in ſeinem hohen Alter? Ach nein, es iſt Alterſchwäche; es war keine freie Bewegung der Seele, es war ein Seelenkrampf geweſen. Aber das verdammt ihn, daß er nicht vierzig Jahre früher und auch bei jedem Anlaſſe ſo hervorgetreten — das

verdammt ihn, weil wir jetzt ſahen und erkannten, wie er hätte wirken können, wenn er es gethan. Er hat durch die wenigen Worte ſeines leiſen Tadels ein Wunder bewirkt! Er hat die feſtverſchloſſene, uneindringliche Amtsbruſt eines deutſchen Staatsdieners wie durch Zauberei geöffnet! Er hat den fünf und zwanzigjährigen Froſt der ſtrengſten Verſchwiegenheit durch einen einzigen warmen Strahl ſeines Herzens aufgethaut! Kaum hatte Herr von Beyme, einſt preußiſcher Miniſter, Göthe's Anklage geleſen, als er bekannt machte: Um den Vorwurf, den Göthe den Fürſten Deutſchlands macht, daß Schiller keinen Beſchützer unter ihnen gefunden, wenigſtens von ſeinem Herrn abzuwenden, wage er, die amtlich nur ihm bekannte Thatſache zur allgemeinen Kenntniß zu bringen, daß der König von Preußen Schillern, als dieſer den Wunſch geäußert, ſich in Berlin niederzulaſſen, aus freier Bewegung einen Gehalt von dreitauſend Thalern jährlich und noch andere Vortheile geſichert hatte. Warum hat Herr von Beyme dieſen ſchönen Zug ſeines Herrn ſo lange verſchwiegen? warum hat er gewartet bis eingetroffen, was kein Gott vorherſehen konnte, daß Göthe einmal menſchlich fühlte? Daß der König von Preußen ſtrenge Gerechtigkeit übt, das weiß und preiſt das deutſche Vaterland;

aber ſeinen Dienern ziemte es, auch deſſen ſchöne Handlungen, die ein edles Herz gern verbirgt, bekannt zu machen, damit ihnen die Huldigung werde, die ihnen gebührt, und damit ſie die Nachahmung erwecken, die unſern engherzigen Regierungen ſo große Noth thut.

In den europäiſchen Staaten, die unverjüngt geblieben, fürchten die Herrſcher jede Geiſteskraft, die ungebunden und frei nur ſich ſelbſt lebt, und ſuchen ſie durch verſtellte Geringſchätzung in wirklicher Geringſchätzung zu erhalten. Wo ſie dieſes nicht vermögen, wo ein Talent ſich durchgeſchlagen und ſich Hochachtung erbeutet, da ſchmieden ſie es an die Schulbank, um es feſtzuhalten, oder ſpannen es vor die Regierung, um es zu zügeln. Iſt die Regierung voll und kann Keiner mehr darin untergebracht werden, zieht man den Schriftſtellern wenigſtens die Staatslivree an und gibt ihnen Titel und Orden; oder man ſperrt ſie in den Adelshof, nur um ſie von der Volksſtadt zu trennen. Daher gibt es nirgends mehr Hofräthe als in Deutſchland, wo ſich doch die Höfe am wenigſten rathen laſſen. In Oeſtreich, wo die Juden ſeit jeher einen großen Theil der bürgerlichen und alle ſtaatsbürgerliche Rechte entbehren; in dieſem Lande, wo man an Gottes Wort nicht deutelt und Alles läßt, wie es

zur Zeit der Schöpfung geweſen, adelt man doch die niedergehaltenen Juden und macht ſie zu Freiherren, ſobald ſie einen gewiſſen Reichthum erlangt. So ſehr iſt dort die Regierung beſorgt und bemüht, dem Bürgerſtande jede Kraft, ſelbſt den Reichthum und ſeinen Einfluß zu entziehen! Es iſt zum Lachen, wenn man lieſt, welchen Weg der Ehre Schiller gegangen. Als er in Darmſtadt dem Großherzoge von Weimar ſeine Räuber vorgeleſen, ernannte ihn dieſer zum Rath, der damalige Landgraf von Darmſtadt ernannte ihn auch zum Rath; Schiller war alſo zweimal Rath. Der Herzog von Meiningen ernannte ihn zum Hofrath; der deutſche Kaiſer adelte den Dichter des Wilhelm Tell. Dann ward er Profeſſor in Jena, er bekam Brod, er mußte aber arbeiten, und nur wenige Jahre lebte er frei und ſeiner Würde angemeſſen in Weimar von der Gunſt ſeines Fürſten. Kein Zweiter übernahm die irdiſchen Sorgen dieſes ätheriſchen Geiſtes, Gold hat ihm Keiner gegeben. Doch ja — ein Erbprinz und ein Graf haben ihre beiden Herzbeutel zuſammengeſchoſſen, und haben in Compagnie dem Dichter auf drei Jahre einen Gehalt von tauſend Thalern gegeben. Wen Gott empfiehlt, der iſt bei unſern regierenden Herren ſchlecht empfohlen. Und wäre es denn Großmuth,

wenn deutſche Fürſten das Genie würdiger unterſtützen, da ſie doch die alleinigen und unbeſchränkten Verwalter des Nationalvermögens ſind?

Göthe hätte ein Herkules ſein können, ſein Vaterland von großem Unrathe zu befreien; aber er holte ſich blos die goldenen Aepfel der Hesperiden, die er für ſich behielt, und dann ſetzte er ſich zu den Füßen der Omphale und blieb da ſitzen. Wie ganz anders lebten und wirkten die großen Dichter und Redner Italiens, Frankreichs und Englands! Dante, Krieger, Staatsmann, ja Diplomat, von mächtigen Fürſten geliebt und gehaßt, beſchützt und verfolgt, blieb unbekümmert um Liebe und Haß, um Gunſt und Tücke, und ſang und kämpfte für das Recht. Er fand die alte Hölle zu abgenutzt und ſchuf eine neue, den Uebermuth der Großen zu bändigen und den Trug gleißneriſcher Prieſter zu beſtrafen. Alfieri war reich, ein Edelmann, adelſtolz, und doch keuchte er wie ein Laſtträger den Parnaß hinauf, um von ſeinem Gipfel herab die Freiheit zu predigen. Montesquieu war ein Staatsdiener und er ſchrieb ſeine perſiſchen Briefe, worin er den Hof verſpottete, und ſeinen Geiſt der Geſetze, worin er die Gebrechen Frankreichs richtete. Voltaire war ein Höfling; aber nur ſchöne Worte verehrte er den Großen und

opferte ihnen nie ſeine Geſinnung auf. Er trug eine wohlbeſtellte Perrücke, feine Manſchetten, ſeidene Röcke und Strümpfe; aber er ging durch den Koth, ſobald ein Verfolgter um Hülfe ſchrie und holte mit ſeinen adeligen Händen ſchuldlos Gerichtete vom Galgen herab. Rouſſeau war ein kranker Bettler und hülfsbedürftig; aber nicht die zarte Pflege, nicht die Freundſchaft, ſelbſt der Vornehmen, verführte ihn, er blieb frei und ſtolz und ſtarb als Bettler. Milton vergaß über ſeine Verſe die Noth ſeiner Mitbürger nicht, und wirkte für Freiheit und Recht. So waren Swift, Byron, ſo iſt Thomas Moore. Wie war, wie iſt Göthe? Bürger einer freien Stadt, erinnert er ſich nur, daß er Enkel eines Schultheißen iſt, der bei der Kaiſerkrönung Kammerdienſte durfte thun. Ein Kind ehrbarer Eltern, entzückte es ihn, als ihn einſt als Knabe ein Gaſſenbube Baſtard ſchalt, und er ſchwärmte mit der Phantaſie des künftigen Dichters, weſſen Prinzen Sohn er wohl möchte ſein. So war er, ſo iſt er geblieben. Nie hat er ein armes Wörtchen für ſein Volk geſprochen, er, der früher auf der Höhe ſeines Ruhms unantaſtbar, ſpäter im hohen Alter unverletzlich, hätte ſagen dürfen, was kein Anderer wagen durfte. Noch vor wenigen Jahren bat er die „hohen und höchſten Regierungen“

des deutſchen Bundes um Schutz ſeiner Schriften gegen den Nachdruck. Zugleich um gleichen Schutz für alle deutſchen Schriftſteller zu bitten, das fiel ihm nicht ein. Ich hätte mir lieber wie einem Schulbübchen mit dem Lineal auf die Finger klopfen laſſen, ehe ich ſie dazu gebraucht, um mein Recht zu betteln, und um mein Recht allein!

Göthe war glücklich auf dieſer Erde und er erkennt ſich ſelbſt dafür. Er wird hundert Jahre erreichen; aber auch ein Jahrhundert geht vorüber und ewig ſitzt die Nachwelt. Sie, die furchtloſe, unbeſtechliche Richterin, wird Göthe fragen: Dir ward ein hoher Geiſt, haſt du je die Niedrigkeit beſchämt? Der Himmel gab dir eine Feuerzunge, haſt du je das Recht vertheidigt? Du hatteſt ein gutes Schwert, aber du warſt nur immer dein eigner Wächter! Glücklich haſt du gelebt, aber du haſt gelebt.

XII.

Soden, den 22. Mai.

Ich fühlte mich wohl in Paris. Mir war, als würde ich aus der Tiefe des Meeres, wo eine Taucherglocke mir kärglichen Athem gab, wieder hinaufgehoben in die freie Luft. Das Licht der Sonne, die Menschenstimme, das Geräusch des Lebens entzückte mich. Mich fröstelte nicht mehr unter Fischen; ich war nicht mehr in Deutschland.

Gute deutsche Freunde, die mein deutsches Herz besser kannten, als wortfressende Recensenten, welche mich für einen Feind des Vaterlandes erklärten, waren doch auch verwundert, mich Frankreich anpreisen zu hören. — Du und dieses Land der Untreue, des Unglaubens und der Unwahrheit! — Nein, nicht so, meine Freunde. — Die großen Vorzüge, welche wir den Franzosen gegenüber haben: der freie Sinn, der fromme Glaube, die Gerechtig-

keit und allgemeine Menſchenliebe, ſind innere Güter, die jeder Deutſche mitbringen kann in jedes Land. Aeußere Güter verlaſſen wir nicht im Vaterlande, und dieſe alle, die uns alle fehlen, finden wir in Frankreich. Sein eignes deutſches Herz kann man nur in Frankreich froh genießen. Dort iſt es ein Ofen, der uns im kalten Lande wohlthätig wärmt; aber im dumpfen Vaterhauſe mit ſeinen feſtverſchloſſenen Fenſtern und Läden iſt uns des Ofens Hitze ſehr zur Laſt. Wozu die kindiſchen Abſchiedsthränen? Eine Obrigkeit, gebratene Aepfel und den Schnupfen findet man überall.

Ein alter griechiſcher Dichter, den Plutarch im Leben des Demoſthenes anführt, ſagte: „Das Nothwendigſte zum Glücke eines Menſchen iſt, in einer berühmten Stadt geboren zu ſein.“ Da nun mehr iſt glücklich ſein als ſein Glück machen, was der griechiſche Dichter meinte, ſo iſt in unſern Tagen das Nothwendigſte zum Glücke eines Menſchen, in großen Städten leben, die das ſind, was in der alten Zeit die berühmten waren.

Wer kein Waſſer in den Adern hat, oder wem keine gütige Natur ein roſenrothes Blut gegeben, das wie ein Kind von Puls zu Puls durch das Leben hüpft: der wird in kleinen Städten leicht ein

Menſchenfeind, oder noch ſchl'mmer, ein Läſterer Gottes und ein Empörer gegen ſeine weiſe Ordnung. Unter einer ſpärlichen Bevölkerung treten die Menſchen und ihre Schwächen zu einzeln hervor und erſcheinen verächtlich, wenn nicht haſſenswürdig. Große Verbrechen geſchehen ſo ſelten, daß wir ſie für freie Handlungen erklären und die Wenigen, die ſich ihrer ſchuldig machen, ſchonungslos verdammen. Ein großes Mißgeſchick kehrt erſt nach ſo langen Zeiträumen wieder, daß wir es für eine Regelloſigkeit, für eine Willkür der Vorſehung anſehen und wir murren über die böſe Kometenlaune des Himmels. Aber ganz anders iſt es in großen Städten, wie Paris. Die Schwächen der Menſchen erſcheinen dort als Schwächen der Menſchheit; Verbrechen und Mißgeſchicke als heilſame Krankheiten, welche die Uebel des ganzen Körpers, dieſen zu erhalten, auf einzelne Glieder werfen. Wir erkennen dort die Naturnothwendigkeit des Böſen, und die Nothwendigkeit iſt eine beſſere Tröſterin als die Freiheit. Wenn in kleinen Städen ein Selbſtmord vorfällt, wie lange wird nicht darüber geſprochen, wie viel wird nicht darüber vernünftelt! Man klagt die Gewinnſucht, die Habſucht, die Genußſucht an; man tadelt die Verführung der Spielbänke, verdammt die Grauſamkeit eigenſinniger Eltern,

welche Liebende zum Sterben gebracht. Lieſt man aber in Paris die amtlichen Berichte über die geſchehenen Selbſtmorde, und wie in jedem Jahre die Zahl derſelben ſich faſt gleich bleibt; wie ſo viele aus Liebesnoth ſich tödten, ſo viele aus Armuth, ſo viele wegen unglücklichen Spiels, ſo viele aus Ehrgeiz — dann lernt man Selbſtmorde als Krankheiten anſehen, die, wie die Sterbefälle durch Schlagfluß oder Schwindſucht, in einem gleichbleibenden Verhältniſſe jährlich wiederkehren.

Das Kammermädchen einer deutſchen Dame in Paris zündete ſich aus Unvorſichtigkeit die Kleider an und verbrannte. Die Dame war in Verzweiflung über das unerhörte Ungück. Ich gab ihr die amtlichen Tabellen der Präfectur zu leſen, woraus ſie erſah, daß jährlich ſechzig oder achtzig in Paris durch Feuertod umkommen, und daß dieſe Zahl ſich faſt gleich bleibt. Das tröſtete ſie viel. Das Schickſal in Zahlen hat etwas ſehr Beruhigendes, den Gründen der Mathematik widerſteht Keiner, und eine Arithmetik und Statiſtik der menſchlichen Leiden würden viel dazu beitragen, dieſe zu vermindern.

Wer ein beſchauliches Leben führt, wer, die Schlafmütze auf dem Kopfe, die Pfeife im Munde, den Kaffee auf dem Tiſche, bequemer als ein Fürſt in

der warmen Loge ſeines Bücherzimmers ſitzt, Könige vor ſich ſpielen läßt, ſie beklatſcht oder ausziſcht und über das Narren-Chor lacht, das ihnen gehorcht — dieſer Glückliche wähle Paris zu ſeinem Wohnorte. Dort iſt ein herrliches Schauſpiel, wo alles dargeſtellt wird, was in allen Gegenden der Welt geſchieht oder geſchehen kann. Man bleibt in Paris ſo ruhig. Auch die ſchnellſte Bewegung ſpüren wir nicht, weil alles, der Boden, auf dem wir ſtehen, und der Luftkreis, in dem wir leben, ſich bewegt. Ruhe iſt Glück. In dieſem Sinne iſt es ganz wahr, was Frau von Staël von Paris ſagte: C'est la seule ville du monde où l'on peut se passer du bonheur.

Ruhe iſt Glück — wenn ſie ein Ausruhen iſt, wenn wir ſie gewählt, wenn wir ſie gefunden, nachdem wir ſie geſucht; aber Ruhe iſt kein Glück, wenn, wie in unſerm Vaterlande, ſie unſere einzige Beſchäftigung iſt.

In Deutſchland gehe ich aus, Bewegung zu ſuchen und finde ſie nie; in Paris ging ich nach Hauſe, um Ruhe zu ſuchen und fand ſie immer. Dort iſt das Leben geſellig, die Wiſſenſchaft geſellig, und das Bürgerthum iſt es auch. Die Regierung iſt offen und bildet keine geheime Geſellſchaft, die mit dem Kinderſpuke der Freimaurerei alle Schrecken eines Glaubensgerichts verbände — Schrecken, wenn auch

nur gemalte; ja dieſe beleidigen um ſo mehr, weil ſie uns für Kinder erklären, für welche das genug iſt.

Nur in der Jugend iſt man wahrer Weltbürger; die beſten unter den Alten ſind nur Erdenbürger. Auch ich war jung; aber ſeit ich das Land der Phantaſie verlaſſen, ſeit ich Deutſchland bewohne, habe ich die entſetzlichſte Langeweile. Die Stille hier macht mich krank, die Enge macht mich wund. Ich liebe kein Solo-Geräuſch. Auch wenn Paganini ſpielt, auch wenn Sie ſingt — ich halte es nicht lange aus. Ich will Symphonien von Beethoven oder ein Donnerwetter. Ich will keine Loge ſelbſt für mich, auch noch ſo breit; aber auch keine über mir. Ich will unten ſitzen, umgeben von meinem ganzen Volke.

Der Werth des Lebens wird in Deutſchland unter der Erde, in mitternächtlicher Stille, wie von Falſchmünzern ausgeprägt. Die, welche arbeiten, genießen nicht, und Die, welche genießen, Die, welche im Tageslichte das Werk dunkler Angſt in Umlauf ſetzen und geltend machen, ſie arbeiten nicht. In Frankreich lebt ein Lebensfroher das Leben eines Couriers, in Deutſchland das eines Poſtillons, der die nämliche Station immerfort hin und zurück macht und dem das Glück ein armſeliges Trinkgeld reicht. Freilich iſt uns auch jeder Stein auf unſern zwei Meilen

bekannt, und wir könnten den Weg im Schlafe machen; wir haben ſo viel Genie als ein Pferd. Das nennen wir gründlich ſein.

Man nennt die Deutſchen fromm, beſcheiden, freiſinnig. Aber iſt man fromm, wenn man den Menſchen, Gottes ſchönſtes Werk, in Stücke zerſchlägt? Iſt man beſcheiden, wenn man hochmüthig iſt? Iſt man freiſinnig, wenn man dienſtſüchtig iſt? Man findet bei den Franzoſen wohl auch Hochmuth; aber er iſt perſönlich, ſeit dem alten Adam herabgeflucht, es iſt kein Gemeinde-Hochmuth, wie bei uns; er iſt nicht organiſirt. Es gibt keinen Beamtenſtolz, keinen Hofrathsſtolz, keinen Soldatenſtolz, keinen Adelſtolz, keinen Profeſſorſtolz, keinen Studentenſtolz, keinen Kaufmannsſtolz. In Paris, wie in der kleinſten deutſchen Stadt, zündet ſich jede Eitelkeit ihr Stümpfchen Licht an; aber der Lichtchen ſind ſo viele, daß eine prächtige Beleuchtung daraus wird. Der Umſchwung des Lebens iſt dort ſo raſch, daß die kleinſten Erſcheinungen, durch die kürzeſten Zeiten getrennt, ein erhabenes Ganze bilden. So leuchtet die matt glimmende Lunte als ſchönes Feuerrad, wenn man ſie im Kreiſe ſchwingt.

In Deutſchland gibt es keine große Stadt. Von Wien iſt gar nicht zu ſprechen, und von Berlin nicht

auf das Beſte. Zwar iſt dort mehr Geiſt zuſammengehäuft, als vielleicht in irgend einem Orte der Welt; aber er wird nicht fabricirt, er kömmt nicht in den Kleinhandel, es iſt nur ein Produktenhandel. Es gibt in Berlin geiſtreiche Beamte, geiſtreiche Offiziere, geiſtreiche Gelehrte, geiſtreiche Kaufleute; aber es gibt kein geiſtreiches Geſammt-Volk. Das geſellige Leben iſt dort ein Victualien-Markt, wo alles gut, friſch, aber nur roh zu haben iſt: Aepfel, Kartoffeln, Brod, auch ſchöne Blumen; aber das Herz ſoll kein Markt ſein, durch die Adern der Geſellſchaft ſollen keine Kartoffeln rollen, ſondern Blut ſoll fließen, worin alles aufgelöſt iſt, und worin man Kartoffeln und Ananas, Bier und Champagner, Witz und Dummheit nicht mehr unterſcheiden kann. Der geſellige Umgang ſoll demokratiſch ſein, keine Empfindung, kein Gedanke ſoll vorherrſchen; ſondern alle Empfindungen und alle Gedanken ſollen an die Reihe kommen. Und in der geſellſchaftlichen Unterhaltung muß es einen Mittelpunkt geben, ein Etwas, von dem Alle ſprechen, weil es Allen wichtig iſt und das Allen wichtig zu ſein auch verdient. Der König iſt gut, die Prinzen ſind angenehm, das Theater iſt ſchön, Rebhühner ſind köſtlich; aber immer vom Könige ſprechen, immer von den Prinzen, immer vom Theater, toujours perdrix — man wird es überdrüſſig.

Wenn in Deutſchland ſelbſt die großen Städte kleinſtädtiſch ſind, ſo muß man, den Geiſt der kleinen zu bezeichnen, erſt ein neues Wort erfinden. Wie in England die Theilung der Arbeiten, iſt bei uns die Theilung der Vergnügungen auf das Aeußerſte getrieben. Man amüſirt ſich homöopathiſch: in einen Kübel Langeweile kömmt ein Tröpfchen Zeitvertreib. Eigentlich beſitzt jede Stadt alles, was man braucht, eine angenehme Geſelligkeit, einen freundlichen Herd zu bilden, um den man ſich nach den Mühen des Tages verſammelt, dort, nachdem man ſich zu Hauſe die Hände gewaſchen, auch das Herz zu reinigen. Aber bei uns ſind die Erforderniſſe zu ſolcher Bildung getrennt und zerſtreut, und mit unglaublichem Eifer und bewunderungswürdiger Beharrlichkeit ſucht man die Trennungen zu unterhalten. Hier iſt der Stein, dort der Stahl; hier der Zunder, dort die feuerſchlagende Hand; hier das Brennholz, dort der Herd. Sie nennen das: Klubbs, Caſinos, Reſſourcen, Harmonieen, Collegien, Muſeen. Da geſellen ſich die Gleichgeſinnten, die Gleichbegüterten, die Gleichbeſchäftigten, die Standesgenoſſen. Da findet Jeder nur, was er ſo eben verlaſſen; da hört Jeder nur das Echo ſeiner eigenen Geſinnung; da erfahren ſie nichts Neues und vergeſſen ſie nichts Altes. Eine ſolche Unterhaltung iſt blos eine fortgeſetzte Tages-

beſchäftigung, nur mit dem Nachtheile, daß ſie nichts einbringt und die Zeit rein verloren geht. In dieſen Klubbs herrſcht die Stille eines Kirchhofes. Nichts hört man als das Beingeklapper der Billardkugeln, Würfel und Domino-Steine; nichts ſieht man als Rauchwolken, die wie Geiſter aus den Pfeifenköpfen ſteigen. Erſt wenn neue Beamte gewählt oder neue Mitglieder aufgenommen werden ſollen, beſonders wenn die Vorgeſchlagenen Gegner haben, kömmt Bewegung in den Tod; dann iſt ein Leben, wie es auf dem altrömiſchen Forum war. So beſteht jede deutſche Stadt aus fünfzig kleinen Feſtungen, deren Beſatzung auf nichts ſinnt, als ſich gegen Die draußen zu vertheidigen. Sie ſterben lieber aus Mangel an Unterhaltung, als daß ſie ihre Thore öffneten; denn ihr Zweck und ihr Vergnügen iſt nicht die Vereinigung, ſondern das Excommuniciren. Wenn Polizei-Miniſter, Diplomaten, Central-Unterſuchungs-Kommiſſäre auf Urlaub, mir verſprechen wollen, bei jeder künftigen Gelegenheit artig gegen mich zu ſein, ſo will ich ihnen etwas Wichtiges mittheilen, etwas Demagogiſches. Es gibt in Deutſchland einige Tauſend Caſinos, und eine Million Menſchen üben darin täglich ihr Wahl- und Stimmrecht. Zu welchem Zwecke? Die franzöſiſche Regierung kann ſchon mit ihren achtzig tauſend Wählern nicht fertig werden...

und ſo weiter. Ich habe es mit klugen Leuten zu thun, die ſchon wiſſen werden, was ich meine und was ſie zu thun haben. Aber artig ſein!

Wenn mechaniſche Kräfte von gleicher Größe mit gleicher Geſchwindigkeit auf einander ſtoßen, halten ſie ſich wechſelſeitig auf und bleiben ſtehen. Sind aber die Kräfte oder ihre Geſchwindigkeiten ungleich, treibt eine die andere fort und alle kommen in Bewegung. So iſt es auch mit Geiſteskräften. Das iſt das Geheimniß der Verdrüßlichkeit deutſcher und der Annehmlichkeit franzöſiſcher Geſellſchaften. Wo nur Standesgenoſſen zuſammenkommen, da wird immer die Langeweile präſidiren und die Dummheit das Protokoll führen. Kömmt man als Fremder in eine deutſche Stadt und möchte den Geiſt der Bevölkerung kennen lernen, ſo iſt das gar nicht zu erreichen. Man müßte erſt ein Jahr lang alle Klubbs, Caſinos und Geſellſchaften beſuchen und die Wahrnehmungen addiren, um zu einem Urtheile zu kommen. Und auch dann würde man ſich verrechnen; denn es iſt mit den geſelligen Stoffen wie mit den chemiſchen; vereinigt bilden ſie einen dritten neuen Stoff. Aber eben dieſes unbekannte Dritte fürchtet man in Deutſchland wie den Böſen und ſucht ſeine Entſtehung zu verhindern. Als ich in Hannover in das dortige Muſeum eingeführt worden, fragte ich den Sekretär,

aus welchen Klaſſen von Bürgern die Geſellſchaft beſtünde? Daß die Geſellſchaft klaſſiſch ſein werde, wie überall, konnte ich mir denken. Der Sekretär antwortete mir mit triumphirender Miene: „Es ſind gar keine Bürger dabei, höchſtens ein paar, und wir haben zwei Miniſter.“ Das hannövriſche Muſeum zu beſuchen, hat ein Fremder nur drei Wochen das Recht. Ich kam aus Verſehen einen Tag länger, was doch verzeihlich war, da ſchwangere Weiber ſich in ihrer weit wichtigern Rechnung ſo oft irren. Man warf mich zwar nicht gleich zur Thüre hinaus; aber man gab mir brieflich zu verſtehen, man würde mich, wenn ich wieder käme, mit Schmerz zur Thüre hinaus werfen; die eingeführte Ordnung erfordere, daß man — grob ſei. Die Ordnung! Ach und Weh über die Nomomanie der Deutſchen! Man ſollte dieſe lebendigen Corpora juris alle in Schweinsleder kleiden.

Auf meiner Reiſe nach Hannover blieb ich einen Tag in Braunſchweig. Aus meinem Zimmer im Gaſthofe konnte ich durch das Fenſter eines kleinen Saales ſehen, der menſchenleer war und worin auf einem grünen Tiſche viele Zeitungen lagen. Ich ſchmachtete ſehr nach der Frankfurter Didaskalia und ſagte dem Kellner, er möchte mich in das Leſezimmer führen. Dieſer antwortete, das ginge nicht an, das

Zimmer wäre zugeſchloſſen, und es wäre eine geſchloſſene Geſellſchaft. Die Zeit wurde mir lange, es war ein ſchöner Tag und ich fragte, wohin die Leute ſpazieren gingen. Man wies mich in Bartels Garten. Ich ging in Bartels Garten. Bartels Garten gefiel mir. Rechts war ein großer Saal, deſſen Thür offen ſtand; ich trat hinein. Viele geputzte und ſchöne Damen waren da verſammelt und ein Tiſch war gedeckt für mehr als hundert Perſonen. Ich nahm ein Meſſer, ſpießte zum Zeichen der Beſitzergreifung des Gedeckes das darauf liegende Milchbrod lothrecht an und beſtellte proviſoriſch einen Schoppen Medoc beim Kellner. Einige alte Weiber warfen mir lange durchdringende Blicke zu. Ich lächelte, denn ich dachte, ſie wollten mich agaciren; aber ſie waren ganz unſchuldig. Der Kellner bemerkte mir mit nordiſcher Artigkeit, das wäre ein beſtelltes Eſſen und eine geſchloſſene Geſellſchaft. Ich warf mich zum Saale hinaus. Gegenüber links war eine Reihe anderer Zimmer, worin viele Herren Taback rauchten, Billard und Kegel ſpielten und andere deutſche Vergnügungen trieben. Ich wollte hineintreten, als ich an der Thüre einen Zettel bemerkte, worauf mit großen Buchſtaben vermiethet geſchrieben ſtand. Und das nennt man einen öffentlichen Garten. Ich ſetzte mich unter

den Bäumen, wo noch ſechs bis acht Gäſte ſaßen, wahrſcheinlich excommunicirte wie ich. Bei dieſer Gelegenheit machte ich von meiner gewohnten Lebensart eine fromme und lobenswerthe Ausnahme. Sonſt pflege ich täglich nur Morgens und Abends zu beten: Hole euch der Teufel alle mit einander! Aber in Bartels Garten hielt ich dieſes Gebet auch Nachmittags zum zweiten und vorletzten Male, am nämlichen Tage. Ich zahlte meine Bier-Kaltſchale, ſagte: hole euch der Teufel alle mit einander! und eilte voller Zorn hinaus. Bäume ſehe ich auf der Landſtraße genug; ich war gekommen, Menſchen zu ſehen, und finde ſie alle geſchloſſen wie die Spitzbuben.

Auf dieſer nämlichen Reiſe übernachtete ich in Eimbeck, einem Städtchen zwiſchen Münden und Hannover. O ihr armen Eimbecker, wenn ihr wüßtet, welch eine gräuliche Miſſethat ich damals gegen euch verübt, ihr würdet jammern, daß ſich das Straßenpflaſter erbarmte! Am 15. September 1828 bin ich nicht blos in euerem Caſino geweſen, ohne Mitglied oder eingeführt zu ſein, ſondern ich habe auch darin geſchlafen und habe mit dem Allerheiligſten, was ſich in einem Caſino nur findet, einen ſträflichen Unfug getrieben. Ich kehrte in den Kronprinz ein. Der Kronprinz ſchien gut wie die meiſten Kron-

prinzen, doch hielt er was er verſprochen. Man ſchlug mein Bett in einem großen Saale auf. Das Mädchen erklärte mir auf meine Verwunderung: alle Zimmer wären beſetzt, dieſes wäre der Caſino-Saal und im Sommer verſammelten ſich die Herren vor der Stadt in einem Garten. Ich ging im Saale auf und ab und als Ehren-Mitglied des Caſinos hielt ich es für Pflicht, ſtark zu rauchen. Auf dem Tiſche ſtand ein Gehäuſe von grün lackirtem Blech, das ich anfänglich für einen Vogelbauer hielt, bei näherer Unterſuchung aber als das Stimm-Gehäuſe des Caſinos erkannte. Es war ſehr zierlich und hatte die Form eines Gartenhauſes. Auf dem Giebel des Daches ſtand ſtatt der Wetterfahne eine dicke goldne Flamme. Im obern Stocke war ein rundes Fenſter, ein Oeil de boeuf, ſo groß, daß man die Hand hineinſtecken konnte. Aus dieſem Loche führten zwei verſchiedene Gänge in zwei Schubladen, die im untern Geſchoſſe waren und die Hausthüre vorſtellten. Ueber der einen Schublade ſtand mit goldnen Buchſtaben Ja, über der andern Nein geſchrieben. Ich unterſuchte die Schubladen und — was fand ich? Die guten Eimbecker werden ſchändlich betrogen und ahnen es nicht. Beide Schubladen ſtehen hinten durch ein geheimes Loch in Verbindung, ſo daß der Stimmſammler, wenn er die Hand in die Schublade

bringt, die Stimmkugeln herauszuziehen, unbemerkt jede Kugel aus Ja in Nein und aus Nein in Ja werfen kann. Hierdurch wird die Stimmfreiheit trügeriſch und der Caſino-Präfect hat die Wahlen ganz in ſeiner Gewalt. Im Eimbecker Caſino wird aber nicht mit Kugeln geſtimmt, ſondern mit hölzernen Eicheln, vom Poſamentier mit grüner Seide überzogen. Ich ſtecke eine von den Eicheln ein, ſie mit auf Reiſen zu nehmen. Die Nacht ſchlief ich ſehr unruhig; ich fürchtete, der Geiſt des beleidigten Geſetzes würde vor mein Bett kommen und mich erwürgen. Die geſtohlene Eichel ließ ich in Hamburg auf eine grüne ſeidene Mütze nähen, welche Mütze ich ein Jahr ſpäter, da ſie alt geworden war, einem Kutſcher in Mainz ſchenkte. Wie ſchauerlich ſind die Wege des Schickſals! Eine Stimm-Eichel aus dem Caſino von Eimbeck auf der Nachtmütze eines Mainzer Lohnkutſchers! Und der Menſch jammert, daß er ſterblich iſt?

Giace l'alta Cartago, e a pena i segni
De l'alte sue ruine il lido serba.
Muoiono le città, muoiono i regni,
Copre i fasti e le pompe arena ed erba;
E l'uom d'esser mortal par che si sdegni?
O nostra mente cupida e superba!

XIII.

Soden, den 25. Mai.

Eine Anekdote darf nie zu Fuße gehen, ſie muß ſich zu Pferde ſetzen und im Galoppe davon eilen. Aber es gibt Menſchen, die brauchen längere Zeit, ein Geſchichtchen zu erzählen, als die Zeit Zeit braucht, es geſchehen zu laſſen. Das ſind die Generalpächter der Langeweile, die nicht dulden, daß ein Anderer, der nicht von ihrer Geſellſchaft iſt, auch nur das kleinſte Langeweilchen einführe.

— Der Bionom Butte gibt der Menſchheit eine Lebensdauer von zwanzig tauſend Jahren, welches nicht ſonderlich großmüthig iſt. Hätte es Herrn Butte etwas gekoſtet, ſie zwanzig tauſend Millionen Jahre leben zu laſſen? Was nützt es uns übrigens, die Lebensdauer der Menſchheit zu kennen, da wir darum doch nicht wiſſen, wie weit ſie noch vom Tode hat, weil wir ihre ſchon verlebten Jahre nicht ge-

zählt haben? Die Frau Menſchheit iſt gewiß älter, als ſie geſteht, ob man zwar, da ſie eine ächte Schwäbin iſt, glauben ſollte, ſie wäre noch keine vierzig Jahre alt. Herr Gruithuiſen in München iſt doppelt ſo freigebig als Herr Butte. Nach ihm würde der Mond in dreißig und etlichen tauſend Jahren der Erde einen Beſuch machen; es muß alſo angenommen werden, daß alsdann die Menſchheit noch leben wird. Ließe ſich denken, daß der Mond ein ausgeſtorbenes Haus beſuchen, oder eine ſo weite Reiſe machen ſollte, blos um eine Thräne am Grabe der Menſchheit zu weinen? Nimmermehr. Dieſe etliche und dreißig tauſend künftigen Jahre mit den ſchon verlebten zuſammengerechnet, machten alſo vierzig tauſend. Wer hat nun Recht, Herr Butte oder Herr Gruithuiſen? Das iſt eine Sache, worüber wir vernünftigen Leute nicht urtheilen können; dieſe Frage gehört vor das Tollhaus.

— Bonifaciopolis nannte ein Kirchenrath Petri die Stadt Fuld in einem Liede, das er der abgereiſten Landesmutter bei einem „Natur- und Staatsfeſte“ nachgeſungen.

Landesmutter und Kirchenrath,
Bonifacius, Natur und Staat,
Geiſtlicher, betrunkene Gäſt —
Sprich! wie reimt man das am beſt'?

Bonifacius kam aus England;
Landesmutter iſt verbannt;
Kirchenräthe treiben Tand;
Dem Staate iſt zur linken Hand
Natur getraut in manchem Land;
Woher viel Uebel ſtammen. —
So reimt ſich das zuſammen.

— Das Leben Carnot's von Körte, das ich in dieſen Tagen geleſen, hat mir die alte Ueberzeugung verjüngt, daß bei der gegenwärtigen Einrichtung der bürgerlichen Geſellſchaft ein tugendhafter Mann dem Staate durchaus keinen Vortheil bringt. Carnot war ein edler Charakter, im reinſten antiken Style gebildet; er war uneigennützig, jeder Regung ſeines Herzens, jeder eignen Meinung entſagend; er gehorchte immer den Geſetzen, er gehorchte ſelbſt jeder Obrigkeit, ſobald dieſe ſich der Macht bemächtigt und vom Volke anerkannt war; er hatte mehr das Vaterland im Auge. Und doch muß man ſich geſtehen, daß, wenn Carnot ſeinem Vaterlande gute Dienſte geleiſtet, er dieſes nicht durch ſeine Tugend, ſondern trotz ihr gethan, und daß jeder Schurke von Talent das Gleiche mit gleichem Nutzen für die öffentliche Sache hätte vollbringen können. Es iſt eigentlich ſelbſt in unſeren Tagen nicht das Weſen der Tugend, das man gering ſchätzt, ſondern nur

ihr Schein, weil er mit allen Einrichtungen im Widerſpruche ſtehend, ſich lächerlich darſtellt. Auch der reinſte Ton klingt widerlich, wenn er ſich in eine Harmonie miſcht, die ihm fremd iſt. Wenn Carnot, da er einſt als Kriegsminiſter mit einer Lieferantengeſellſchaft einen Contract für den Staat abgeſchloſſen, wenn dieſer das in Frankreich bei ſolchen Anläſſen immer üblich geweſene Geſchenk nicht annimmt, einen Beutel mit dreitauſend Louisd'ors zurückgibt und man die Spitzbuben von Lieferanten in's Fäuſtchen lachen ſieht, — wenn er ein anderes Mal unter der räuberiſchen Direktorial-Regierung von einer Summe, die ihm zu einer Amtsreiſe gegeben worden, nach ſeiner Rückkehr dasjenige Geld in den Staatsſchatz zurückſchickt, das ihm übrig geblieben — muß man dann nicht bei aller Bewunderung ſolcher Tugend etwas ſpötteln? Ein tugendhafter Bürger, der heute der öffentlichen Sache dienen will, bedarf einer größern Entſagung als im Alterthum, denn er muß ein Opfer bringen, das ſelbſt der Tugend zu ſchwer fällt; er muß ſeine Ehrlichkeit mit der Maske der Spitzbüberei bedecken. Den erhabenſten Charakter eines guten Bürgers, und wie ihn die alten Zeiten nicht hatten, hat uns Cooper in ſeinem Spion aufgeſtellt. Viele Andere haben für das allgemeine Wohl einen ſchmerzlichen Tod erduldet; aber Cooper's

Spion allein hat für ſein Vaterland ein ſchmerzvolles Leben geführt!

Wie verzweifelnd die Lage Napoleons nach ſeiner Rückkehr von Elba geweſen, zeigt ſich in Nichts mehr, als daß er Carnot zum öffentlichen Dienſte verwendete und ihn lieben und achten lernte. Aber ſolche Zeit der Noth kann für alle Fürſten eintreten und es wäre daher ſehr weiſe, wenn ſie in ihrem Schatze, unter ihren Kronjuwelen, auch einige Seltenheiten von ehrlichen Menſchen aufbewahrten und neben ihren geheimen Räthen auch geheime Widerräthe beſoldeten. Die Höfe haben ſo viele Sinecurſtellen — warum errichtet man nicht auch ein Miniſterium der tugendhaften Angelegenheiten?

— Das Herz kömmt jeden Morgen warm und mürbe aus dem Backofen des Bettes, und Abends iſt es kalt, hart und trocken, wie eine alte Semmel. Der Morgen, der Frühling des Tages, ſchmilzt die Bosheit des vorigen Abends weg. Ach! wenn der Schlaf nicht wäre, es wäre beſſer ein Krebs ſein, als Menſch und unter Menſchen leben!

— Eine Kutſche fährt in den Hof; darauf ein Thurm von Schachteln gebaut. Das iſt ja prächtig, es ſind Frauenzimmer! Ich lag mit meiner langen türkiſchen Pfeife am Fenſter des erſten Stockes und klopfte muthwillig mit dem Pfeifenkopfe auf einen

Hut=Sarg. Da war es mir, als flüſterte eine Geiſterſtimme zu mir hinauf: ich räche den Frevel! Eine kleine weiße Hand reichte eine Viertelſtunde lang bewegliches Gut aus dem Wagen. Es war zum Sterben vor Ungeduld. Man klopfte an meiner Thüre, ich wendete mich um und als ich wieder hinaus ſah, war der Wagen leer und der Nachzug eines grünen Schleiers ſchwebte in's Haus hinein. Wie heißt ſie? frug ich den Wirth. — Madame Molli. — Wer iſt ihr Mann? — Sie iſt Wittwe. — Wittwe! ſehr ſchön; aber eine Madame! Das iſt ſchlimm. Ich beſitze fünfzig Komödien von Scribe, die ein vollſtändiges Linnéiſches Syſtem von allen Wittwen=Gattungen in der Natur aufſtellen. Aber Scribe's Wittwen ſind alle von Adel: Frau von Coulanges, Gräfin von Rozieres, Marquiſe von Depre. Wer lehrt mich mit einer bürgerlichen Wittwe umgehen? Ich verſuche es. Bin ich doch jetzt der einzige Mann im Bade. Die Krankheit hat einige intereſſante melancholiſche Züge in meinem Geſichte zurückgelaſſen, und die Weiber tröſten gern. Ich werde ihr unter den Bäumen begegnen und trübſinnig mit verſchränkten Armen, ohne zu grüßen, an ihr vorüber gehen. Ich fülle meine Taſchen mit Kreuzern und vertheile ſie rechts und links an die Dorfarmuth. Ja, ich kann in einiger Entfernung

von ihr meine Uhr unter dem Rocke hervorziehen, ſie küſſen und an mein Herz drücken. Das Gold blinkt in der Sonne und ſie wird es wohl für ein Medaillon anſehen. — Eine abweſende Geliebte? Oder iſt ſie todt? — O, das wirkt! Bei Weibern iſt die Liebe ſo oft eine Tochter als die Mutter der Eiferſucht. Und vor Allen du, mächtige Göttin, ſiegreiche Langeweile — du zauberſt ihr wohl etwas von meiner Jugend, meiner Schönheit, meiner Liebenswürdigkeit vor. Aber wer mag die Andere ſein? Ihre Tochter? Nicht möglich. Warum nicht möglich? Ich weiß ſchon nicht mehr, was ich ſpreche. Ihre Schweſter, ihre Couſine, ihre Freundin — gleich viel. Zwei, um ſo beſſer. Ich muß mich heute noch ſehen laſſen. Ihr Fenſter geht nach dem Garten. Ich ſitze in der Laube, leſe Pfiſters Geſchichte der Deutſchen und ſtreiche eine Thräne aus meinen Augen. Das Buch iſt hellblau gebunden und kann etwas Romantiſches vorſtellen. Sie bemerken mich gewiß. Heute ſprechen ſie von mir, morgen über mich, übermorgen mit mir, in drei Tagen zu mir. Schließ deine Rechnung mit dem Himmel, Wittwe; dein Herz iſt mein; kein Gott kann dich retten!

XIV.

Boden, den 27. Mai.

Wo Weiber einkehren, da folgt auch bald Vokal-Muſik. Schon frühe Morgens hörte ich zwei angenehme weibliche Stimmen Conrad, Conrad durch das Haus tönen. Die eine Stimme betonte die letzte Sylbe und rief Conrad, die andere die erſte und rief Conrad. Wie ungeduldig! Wenn das die Stimme der Wittwe iſt, wird ſie mir viel zu ſchaffen machen. Ich bin aber auch für mein Alter noch ziemlich dumm. Ein erfahrner Mann würde eine Wittwenſtimme von hundert andern Stimmen unterſcheiden; denn ſie hat gewiß etwas Eigenthümliches.

— Nein, Madame Molli iſt nicht die Heftige. Ich begegnete ihr im Gange. Eine edle ſchlanke Geſtalt mit etwas blaſſem Geſichte. Das iſt eine ſchöne Bläſſe! Das ſchüchterne Blut meidet die freien

Wangen; aber im häuslichen Herzen, da zeigt es ſich freudenroth und liebeswarm.

Sie hat eine Art ſich zu verneigen, die mir ungemein gut gefällt. Es iſt, als wenn ein Lüftchen ſie beugte, es iſt, als wenn uns eine Blume begrüßte.

— Während die Frauenzimmer ausgegangen waren, trat ich in das offen ſtehende Zimmer, worin das Mädchen ſäuberte. Dreizehn ausgeleerte Waſſerflaſchen ſtanden umher. Ich ſtellte ſie in Reihe und Glied vier Flaſchen hoch, und die dreizehnte als Lieutenantin voraus. Kämen ſie nur zurück und ſähen die Parade!

Sie haben auch Bücher. Die Stunden der Andacht. Was ſchadet's? Der Tag hat vier und zwanzig Stunden und Zeit für Alles. Heine's Reiſebilder. Oſſian. Volney's Ruinen, aus der Leihbibliothek. Iſt das Ernſt oder glaubten ſie, es ſei eine Räubergeſchichte? Abraham a Sancta Clara. Das wunderte mich etwas von Frauenzimmern, die dreizehn Flaſchen Waſſer verbrauchen: jeder Humor hat doch etwas Unreinliches. Laßt die Todten ruhen, von Raupach. Uhland's Gedichte. Der liebe Uhland! Er begleitet mich auf allen meinen Wegen. Ja, ſo laß ich mir es gefallen! Das iſt auch alte Zeit; aber ſie iſt kindlich, nicht kindiſch; ſie iſt heiter, keift

nicht mit der Jugend, ſondern ſpielt mit ihr. Das iſt auch ſüße Minne; aber ſüß wie Zucker, nicht wie Syrup. Das ſind auch treue Bürger; aber demüthig ſind ſie nicht. Das ſind auch muthige Ritter; aber hochmüthig ſind ſie nicht. Das iſt auch Königsglanz; aber er blinkt nicht wie kalte Sterne, er ſtrahlt wie die Sonne herab und erwärmt die niedrigſte Hütte. Golden und warm iſt Uhland, wie die Krone in der Schäferin Hand.

— Habe Göthe's weſt-öſtlichen Divan geendigt. Ich mußte ihn mit Verſtand leſen; mit Herz habe ich es früher einmal verſucht, aber es gelang mir nicht. So mit keiner Schrift des Dichters, den Ante-Auliſchen Werther ausgenommen, den er geſchrieben, ſich mit der zudringlichen Jugend ein für alle Male abzufinden.

Welch ein beiſpielloſes Glück mußte ſich zu dem ſeltenen Talente dieſes Mannes geſellen, daß er ſechzig Jahre lang die Handſchrift des Genies nachmachen konnte und unentdeckt geblieben!

Nein, das ſind keine Weingeſänge, das ſind keine Liebeslieder! Das ſind keine loſen, das ſind feſte Gedichte. Wohl anmuthig ſäuſelt die Luft durch Zweige und Blätter und ſchüttelt ſie freundlich; aber den ſtarren Stamm bewegt ſie nicht. Was wurzelt,

iſt halb der Nacht halb dem Lichte und hat nur halbes Leben. Warum, ein freier Mann, orientaliſch dichten? Gefangene ſind Jene, die durch das Gitter ihres dumpfen Kerkers hinausſingen in die kühle Luft. Das Lied iſt leicht, das Herz iſt ſchwer. Selbſt Salomon ſeufzte bei Wein und Kuß, und er war Herr; wie mochten erſt ſeine Sklaven lieben und trinken!

Von den Orientalen ſtammen alle Religionen. Gottes Schrecken und Milde, Zorn und Liebe, war in ihren deſpotiſchen Herrſchern ihnen näher geführt, als den freien Abendländern. Ihre Poeſie iſt kindlich, weil aufgewachſen unter dem Schutze und den Augen ihres Vaters; aber auch kindiſch aus Furcht.

Das zahme Dienen trotzigen Herrſchern hat ſich Göthe unter allen Koſtbarkeiten des orientaliſchen Bazars am begierigſten angeeignet. Alles andere fand er, dieſes ſuchte er; Göthe iſt der gereimte Knecht, wie Hegel der ungereimte.

Göthe's Styl iſt zart und reinlich: darum gefällt er. Er iſt vornehm: darum wird er geachtet — von Andern. Ich aber unterſuchte, ob die ſo glatte Haut Kraft und Geſundheit bedecke, und ich fand es nicht; fand keine Ader, die von der lilienweißen Hand den Weg zum Herzen zeige. Göthe hat etwas

Würdiges, aber dieſe Würde kommt nicht von ſeiner Herrlichkeit, ſondern von glücklicher Anmaßung, von Etikette. Wie ein König, hat er ſchlau und wohlbedacht Alles berechnet und angeordnet, ſtatt Ehrfurcht, dieſes urſprüngliche Gefühl, welches die gottentſprungene Macht erweckte, Ehre und Furcht zu erzwingen. Genug für Die, welchen ſolche Huldigung genug iſt; aber nicht genug für uns, die wir nur mit dem Herzen dienen. Blinzeln wir auch, wenn es uns um die Augen flittert, laſſen wir uns doch nicht verblenden; ſtutzen wir auch, wenn machtgewohnte Mienen und Worte uns entgegenkommen, kehren wir doch bald zurück und fragen: wo iſt das Recht?

Göthe ſpricht langſam, leiſe, ruhig und kalt. Die dumme, ſcheinbeherrſchte Menge preiſt das hoch. Der Langſame iſt ihr bedächtig, der Leiſe beſcheiden, der Ruhige gerecht und der Kalte vernünftig. Aber es iſt Alles anders. Der Muthige iſt laut, der Gerechte eifrig, der Mitleidige bewegt, der Entſchiedene ſchnell. Wer auf dem ſchwanken Seile der Lüge tanzt, braucht die Balancirſtange der Ueberlegung; doch wer auf dem feſten Boden der Wahrheit wandelt, mißt nicht ängſtlich ſeine Schritte ab und ſchweift mit ſeinen Gedanken nach Luſt umher. Seht euch vor mit Allen, die ſo ruhig und ſicher ſprechen!

Sie ſind ruhig aus Unruhe, ſcheinen ſicher, weil ſie ſich unſicher fühlen. Glaubet dem Zweifelnden, und zweifelt, wenn man Glauben gebietet. Göthe's Lehrſtyl beleidigt jeden freien Mann. Unter Allem, was er ſpricht, ſteht: tel est notre plaisir; Göthe iſt anmaßend oder ein Pedant, vielleicht Beides.

Göthe's Gedanken ſind alle ummauert und befeſtigt. Er ſelbſt will, ſein Leſer kann nicht mehr hinaus, ſobald er in ſie eingedrungen. Das Thor ſchließt ſich hinter ihm, er iſt gefangen. Göthe, weil er beſchränkt iſt, beſchränkt. Das Umflattern der Phantaſie, der eigenen wie der fremden, beläſtigt ihn; er ſtutzt ſie, und der flügellahme Leſer preiſt einen Dichter hoch, zu dem er ſich nicht zu erheben braucht, weil er ſo gütig iſt, auf gleichem Boden mit ihm zu ſtehen.

Göthe verbietet, ja ſelbſt dem Eigenwilligſten verhindert er das Selbſtdenken. Und ſage man nicht: es geſchieht, weil er den Gegenſtand bis auf den Grund ausſchöpft, weil er der Wahrheit höchſte Spitze erreicht. Der menſchenliebende, gottverwandte Dichter entführt uns der Schwerkraft der Erde, trägt uns auf ſeine feurigen Flügel hinauf bis in den Kreis des Himmels, dann ſenkt er ſich, auch ſeine andern Kinder zu heben; uns aber zieht die Sonne

an. Sinken wir mit dem Dichter zurück, ſo iſt es, weil er den irdiſchen Dunſtkreis nicht verließ. Der wahre Dichter ſchafft ſeinen Leſer zum Gedichte, das ihn ſelbſt überflügelt. Wer nicht dieſes vermag, dem iſt Nichts gelungen. Ein Geſell zieht er Geſellen an; aber er iſt kein Meiſter und bildet keinen.

XV.

Soden, den 30. Mai.

Was mich in Paris am meiſten anſprach, war die Vermiſchung der Stände. Ich ſah in einem Glaſe alle Beſtandtheile der bürgerlichen Geſellſchaft vereinigt: das zog ſich an, ſtieß ſich ab, gährte, ziſchte, ſchäumte, und am Ende mußte Jeder von ſeiner Natur etwas ablaſſen und von der fremden etwas annehmen. Ich ſah das Leben einmal auf dem naſſen Wege, ich kannte früher nur das auf dem trockenen. Aber nicht blos dieſer chemiſche Prozeß machte mir Freude, ſondern auch ſo mancher unauflösliche Deutſche, der daran keine Freude fand. Von den Vielen unter uns, die Keinen neben ſich dulden können und die, wenn ſie keinen Herrn vor ſich und keinen Diener hinter ſich haben, ſich für verlorne Menſchen halten und wimmern — traf ich mehrere in den Pariſer Geſellſchaften. In ihrer

Angſt, die feindlichen Stoffe zu vermeiden und die freundlichen im Wirrwarre aufzufinden, wußten ſie gar nicht, wo ſie ſich hinwenden ſollten, und gleich einer vom Waſſerſtrudel ergriffenen Nußſchale drehten ſie ſich um ſich ſelbſt und kamen nicht von der Stelle. Dieſen gefiel es gar nicht in Paris und ſie waren recht froh, als ſie wieder nach Hauſe kamen, jeder in ſeine heimathliche Schublade, worin jeder trocken blieb und alles galt.

Es trat einmal ein deutſcher Freund noch ſpät Abends mit lautem Lachen in mein Zimmer und erzählte mir: er habe bei Lafitte zu Mittage gegeſſen und unter den Fremden wäre auch ein halbes Dutzend Frankfurter Bankiers geweſen, zur Hälfte chriſtlichen, zur Hälfte jüdiſchen Glaubens. Lafitte dachte ſeinen Frankfurter Gäſten keine größere Artigkeit erzeigen zu können, als wenn er ſie alle neben einander ſetzte, und ſo kam durch eine fürchterliche Erderſchütterung ein Frankfurter chriſtlicher Kaufmann neben einem jüdiſchen zu ſitzen. Die Chriſten verloren alle Haltung, rutſchten auf ihren Stühlen unruhig hin und her und bekamen Zuckungen in den Ellenbogen. Zuletzt aber brach die auf Lebenszeit eingeſperrte Artigkeit gegen Juden in der Verzweiflung durch und warf alles vor ſich nieder. Der eine Jude, ein neckiſcher Menſch, verſuchte mehrere

Male ſeinen chriſtlichen Nachbar zur Beſinnung zu bringen und ihn durch das einfache Mittel, daß er ihn um den Schinkenteller bat, gelind daran zu erinnern, wer ſie Beide eigentlich wären und was ſie unterſcheide. Aber es half Alles nichts, die Chriſten in ihrem Taumel blieben höflich den ganzen Abend. Ja nach dem Eſſen nahm jeder ſeinen jüdiſchen Landsmann unter dem Arm, ging mit ihm im Kaffeeſaale auf und ab und erkundigte ſich auf das freundſchaftlichſte nach dem Befinden der Kanzen und Reſtanten.

Ein anderes Begegniß hatte ich in Paris mit einem deutſchen Baron. Zwiſchen Edelleuten und Bürgerlichen alles gleich geſetzt: Herz, Geiſt, Bildung, Sitte, ziehe ich den Umgang des Edelmanns dem des Bürgerlichen vor, wie den Sonntag dem Wochentage. Beim Bürgerlichen iſt Alles Geſchäft, ſelbſt das Vergnügen; beim Edelmanne Alles Vergnügen, ſelbſt das Geſchäft. Ich haſſe daher keinen Edelmann, ich haſſe nur alle Edelleute, und nicht wegen ihrer Fehler, die wir Bürgerlichen ja auch haben, ſondern wegen ihrer ſchönen Eigenſchaften, die ſie ihren Vorrechten verdanken.

Jemand lieb' ich, das iſt nöthig;
Niemand haß' ich; ſoll ich haſſen,
Auch dazu bin ich erbötig,
Haſſe gleich in ganzen Maſſen.

Aber jenen Baron haſſe ich nicht blos maſſiv, ſondern auch in's Beſondere. Er war ein Prototyp von Hochmuth, und dem Hochmuthe gegenüber bin ich ein Prototyp von Ungeduld. Ich lernte ihn in den Bädern von Ems kennen, und er mich. Bei Tiſche häufte er einmal Knochen auf einen Teller, rief ſeinen Bedienten herbei und befahl ihm laut vor zweihundert Menſchen, er ſolle das dem Hunde bringen. Der junge Bauersſohn hatte mehr Ehre als der Edelmann und ward roth vor Schaam. Ich ward blaß vor Aerger, häufte auch von meinen Reſten einen Teller voll, reichte ihn dem Bedienten und ſagte: ich hoffe der Hund werde auch bürgerliche Knochen nicht verſchmähen. Der Baron ſchwieg ganz ſtill. „Il n'y a pas de réparation“ — hörte ich einmal im Concerte zu Frankfurt eine alte Gräfin zu einem jungen Geſandtſchafts-Attaché ſagen, als er ihr mit Lachen erzählte, es habe ihn ſo eben Jemand einen Schlingel geheißen, weil er einen Stuhl habe wegziehen wollen, auf den ſich „sa bourgeoise“ gelehnt.

Zu gleicher Zeit befand ſich ein Hofrath in Ems, der die närriſche Leidenſchaft hatte, nach den Wappenſiegeln aller adeligen Familien zu jagen. Er drängte ſich an jeden Edelmann und kroch ſo lange an ihm herum und bettelte, bis ihm der gnädige Herr ſein

Petſchaft roth oder gelb abdruckte. Er nannte jeden Edelmann einen Baron, jeden Baron einen Grafen, zu jedem Grafen ſagte er Ew. Erlaucht, und zu jeder Erlaucht Ew. Durchlaucht. So kam er auch in meiner Gegenwart zum Baron, der von alter Familie war, fragte ihn nach den Verzweigungen ſeines Geſchlechts und bat gehorſamſt um ein Siegel. Der Baron ſagte es ihm mit Vergnügen zu, worüber ihm aber ſeine Cigarre verlöſchte. Der dankbare Groß-Siegelbewahrer flog nach dem Lichte und brachte einen brennenden Fidibus zurück. Bei dieſer Gelegenheit nahm ich mir die Freiheit, mich etwas über adelige Wappen luſtig zu machen und fragte unter anderem: woher es käme, daß meiſtens Vieh darauf vorkomme? Man ſollte glauben, meinte ich, die Stifter der edlen Familien ſeien alle Viehhändler, Jäger oder Menagerie-Wärter geweſen. Das wäre wohl leicht möglich — bemerkte ein anderer Plebejer, der noch naſeweiſer war als ich. Der Baron nahm uns das ſehr übel; aber ſprach kein Wörtchen. Was wollte er thun? Il n'y a pas de réparation zwiſchen einem Bürger und einem Edelmanne.

Der Baron war ſehr kränklich und für ſeine Geſundheit noch ängſtlicher beſorgt, als nöthig war. Er ſcheute die freie Luft, den Wind, die Sonne, die

Nähe des Fluſſes, war jeden Abend um ſieben Uhr ſchon in ſeinem Zimmer und ſchloß die Fenſter präciſe mit Sonnenuntergang. Er war beſonders auf ſeinen Kopf bedacht, den er ſelbſt bei Tiſche mit einem rothen ledernen Jakobiner-Mützchen bedeckt hielt und mit deſſen ſchwarzer Troddel er etwas kokettirte. Nun geſchah es, daß der Herzog von Clarence, der damals in Ems war, zu Ehren einer jungen und ſchönen Prinzeſſin ein kleines Feſt im Freien gab. Alle Edelleute unter den Badegäſten waren dazu eingeladen. Meinen Baron hatte man vergeſſen, er war in Verzweiflung. Als endlich um zwei Uhr Mittags noch keine Einladung gekommen, ging er in den Garten zum Bade-Commiſſär, der die Einladungsliſte für den Herzog verfertigt hatte, und fragte ihn, warum er allein zurückgeblieben ſei? Der Commiſſär entſchuldigte ſich und als gerade ein Lakai des Herzogs die Straße herauf kam, ging er ihm entgegen, zog den Hut vor ihm ab und bat ihn höflichſt gegenwärtig vergeſſenen Baron nachträglich zu ſeiner Hoheit einzuladen. Der Lakai fragte nach ſeiner Wohnung, der Baron erwiederte, er ginge eben nach Hauſe, ging wirklich dahin und der Lakai folgte ihm. Als er unter der Thüre ſeiner Wohnung gekommen, blieb er ſtehen, drehte ſich um und ließ ſich einladen. Ich bewunderte die

chineſiſche Geiſtesgegenwart ſowohl des Lakaien als des Barons.

Die Geſellſchaft des Herzogs wurde im Garten der vier Thürme gehalten, der zwiſchen der ſtaubigen Landſtraße und dem zugluftigen Fluſſe liegt. Ich unter vielen andern Maulaffen ſtand vor der Gartenmauer und ſah der Herrlichkeit zu. Es war lauter edler Pathos und keine einzige phthisis ignobilis dabei. Ich konnte mir gar nicht erklären, wie eine hochgeborne Bruſt die Schwindſucht bekommen könne, und der vorüber=gehende Brunnenarzt, deſſen Weisheit ich in An=ſpruch nahm, ſah ſich erſchrocken um und fragte mich, ob ich des Teufels wäre? Der Herzog hatte den Hut auf, alle übrigen Herren, ſelbſt kleine regierende Fürſten waren unbedeckt, mit dem Hinter=kopfe der ſengenden Juliſonne, mit dem Vorderkopfe der windigen Lahn blosgeſtellt. So ſtanden ſie zwei Stunden lang, regungslos wie die Hermen; ſie machten keinen Schritt. Die Prinzeſſin, eine liebenswürdige und lebhafte Dame, ging umher und wechſelte einige Worte mit den Gäſten; aber an unſeren Baron kam dieſe Ehre nicht. Ich war vor Erſtaunen außer mir, daß ein ſo kranker und ängſtlicher Menſch ſeine Geſundheit und Ruhe einer fruchtloſen Eitelkeit aufopfern und ſich in eine Ge=

ſellſchaft einbetteln mochte, in der er ſo wenig bemerkt wurde als ich, der ich außen ſtand. Aus Schadenfreude drückte ich den Hut recht feſt in den Kopf hinein und hielt das Schnupftuch vor dem Munde, um an die Gefahr des Staubes und des Windes zu erinnern. Der Baron ſtand hinter der Gartenmauer mir ganz nahe, bemerkte meine diäteti=ſchen Maßregeln und ſah mich mit neidiſchen und kummervollen Blicken an. Den andern Tag war er krank, ernſthaft oder in der Einbildung, und blieb im Bette.

Dieſen Baron fand ich in Paris in der Abend=geſellſchaft einer Herzogin. Als ich bei meiner Runde ihn bemerkte, ging ich artig, ja freundſchaftlich auf ihn zu, wie man ſich in der Fremde immer freut, auch dem gleichgültigſten Bekannten zu begegnen. Er aber, als wäre er in einem deutſchen Bade, wo ſich die Adeligen von den Bürgern abſondern, als hätten ſie die Krätze — ſie oder ſie — wendete ſich um und wollte mich nicht geſehen haben. Ich kam gerade aus den Variétés und war voll der ſchönſten Malicen. Ich machte eine halbe Tour um den Baron, bis ich ſeinem Geſichte gegenüber kam, reichte ihm die Hand und ſagte: mon cher Baron, ich bin ungemein erfreut, Sie hier zu finden. Dann moncherte ich ihn den ganzen Abend ſehr

laut und wich ihm nicht von der Seite. Als die Parthieen arrangirt wurden, zwang ich ihn, Ecarté mit mir zu ſpielen. Die Herzogin kam auf einige Minuten an unſeren Tiſch. Ich ſtand auf, nahm den Baron bei der Hand und ſagte: ich empfehle dieſen Freund und Landsmann ihrer Güte; er iſt nach mir der liebenswürdigſte aller Deutſchen. „Sie ſind ſehr beſcheiden“ — erwiederte die Herzogin. Ich durfte mir aber ſchmeicheln, daß dieſer Fächerſchlag dem Barone gegolten und nicht mir. Der Baron war ſo entzückt und verwirrt, als die Herzogin mit ihm ſprach, ob zwar deren Adel zwanzig Jahre jünger war als ſie ſelbſt, daß er, ohne es zu bemerken, mit dem Arme eine ſeiner vier Marken wegſchob. Dadurch überholte ich ihn im nächſten Spiele und er verlor die Parthie, welches mir große Freude machte.

501778